

Bauerngartenkultur in Südbaden

und ihre Bedeutung als Hort von Kulturpflanzenvielfalt, alten
Sorten und gärtnerischem Wissen



von

Charlotte Störch

Freiburg i.Br., November 2014

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
2. Stand des Wissens.....	7
2.1 Kulturpflanzenvielfalt und Gefährdung.....	7
2.2 Erhaltungsstrategien.....	8
2.2.1 Ex situ.....	9
2.2.2 In situ	9
2.2.3 On farm	9
2.2.4 Hausgärten als wesentlicher Bestandteil des On farm Managements.....	10
2.2.5 Initiativen und Vereine für den Erhalt der Kulturpflanzenvielfalt.....	11
2.3 Literaturüberblick Bauerngarten(kultur)	12
2.4 Definition und Charakteristika der „Bauerngärten“	13
2.4.1 Abgrenzung des Begriffs Bauerngarten.....	13
2.4.2 Charakteristika der „Bauerngärten“.....	14
2.4.3 Rückgang und Situation der Bauerngärten	16
2.5 In der Arbeit spezifisch verwendete Begriffe.....	17
3. Material und Methoden.....	20
3.1 Vorbereitungsphase.....	20
3.1.1 Themenfindung.....	20
3.1.2 Literaturrecherche.....	21
3.1.3 Wahl des Erhebungsinstruments.....	21
3.1.4 Erstellung eines Gesprächsleitfadens.....	22
3.1.5 Pretest	23
3.2 Forschungsregion und Auswahlverfahren	23
3.2.1 Auswahl der GesprächspartnerInnen.....	23
3.2.2 Verteilung der Gärten in der Untersuchungsregion.....	24
3.3 Datenerhebung.....	25
3.4 Auswertung und Analyse der erhobenen Daten	27
4. Ergebnisse.....	28
4.1 Merkmale der Gärten.....	28
4.1.1 Der „Bauern Gärten“?.....	28
4.1.2 GesprächspartnerInnen.....	30
4.1.3 Gestaltung und Bewirtschaftung.....	31
4.1.4 Selbstbild und ländliches Selbstbewusstsein der GärtnerInnen.....	34

4.2 Kulturpflanzen – Bestand, Entwicklung, Vielfalt.....	37
4.2.1 Vielfalt auf verschiedenen Ebenen.....	37
4.2.2 Quantitative Veränderungen in den letzten Jahr(zehnt)en.....	41
4.2.3 An(- und Nach)bau besonderer Sorten	43
4.2.3.1 Gemüse	43
4.2.3.2 Ackerkulturen.....	51
4.2.3.3 Kräuter	52
4.2.3.4 Zierpflanzen.....	52
4.2.3.5 Obst	54
4.2.3.6 Beeren	56
4.2.4 Bezugsquellen und Austausch von Pflanzen und Saatgut	57
4.3 Gärtnerisches Wissen.....	61
4.3.1 Von der Aussaat bis zu Vermehrung und Verarbeitung.....	61
4.3.1.1 Anbau und Nachbau.....	61
4.3.1.2 Pflege.....	78
4.3.1.3 Ernte und Lagerung.....	89
4.3.1.4 Verarbeitung.....	91
4.3.2 Pflanzenheilkunde aus dem Garten	93
4.3.3 Quellen des Wissens.....	94
4.3.4 Tradiertes Wissen und Brauchtum.....	96
4.4 Motivation und Perspektiven	101
4.4.1 Motivation der GärtnerInnen.....	101
4.4.2 Aufwand, Ertrag und Hilfe.....	105
4.4.3 Nachfolgefrage.....	108
4.4.4 Bauerngartenroute.....	114
5. Diskussion.....	117
5.1 Reflexion der Methoden	117
5. 2 Merkmale der Gärten	119
5.2.1 Der „Bauern Gärten“?.....	119
5.2.2 GesprächspartnerInnen.....	120
5.2.3 Gestaltung und Bewirtschaftung	121
5.2.4 Selbstbild und ländliches Selbstbewusstsein der GärtnerInnen.....	123
5.3 Kulturpflanzen – Bestand, Entwicklung, Vielfalt.....	124
5.3.1 Vielfalt auf verschiedenen Ebenen	124
5.3.2 Quantitative Veränderungen in den letzten Jahr(zehnt)en	127

5.3.3 An(- und Nach)bau besonderer Sorten	128
5.3.4 Bezugsquellen und Austausch von Pflanzen und Saatgut	131
5.4 Gärtnerisches Wissen: Von der Aussaat bis zur Verarbeitung.....	131
5.4.1 Von der Aussaat bis zu Vermehrung und Verarbeitung	132
5.4.1.1 Anbau und Nachbau.....	132
5.4.1.2 Pflege	136
5.4.1.3 Ernte und Lagerung	139
5.4.1.4 Verarbeitung	140
5.4.2 Pflanzenheilkunde aus dem Garten	140
5.4.3 Quellen des Wissens	141
5.4.4 Tradiertes Wissen und Brauchtum	142
5.5 Motivation und Perspektiven.....	144
5.5.1 Motivation der GärtnerInnen	144
5.5.2 Aufwand, Ertrag und Hilfe	145
5.5.3 Nachfolgefrage	147
5.5.4 Bauerngartenroute.....	148
6. Schlussfolgerungen.....	150
7. Zusammenfassung.....	153
8. Literaturverzeichnis.....	155
9. Abbildungsverzeichnis.....	161

1. Einleitung

In den letzten Jahrzehnten hat die Biodiversität weltweit stetig abgenommen. Auch die Agrobiodiversität als ein integraler Bestandteil der biologischen Vielfalt auf der Erde ist in hohem Maße von diesem Rückgang betroffen. Laut einer Schätzung der FAO sind seit Beginn des 20. Jahrhunderts etwa 75 % der landwirtschaftlichen Vielfalt verloren gegangen (BLE 2014b, ENIGL & KOLLER 2003). Von den 270.000 weltweit bisher bekannten Pflanzenarten werden etwa 7.000 als Kulturpflanzen angebaut (HAMMER et al. 2003). Eine größere Bedeutung für die Ernährung der Menschheit haben jedoch nur an die 150 Arten. Mit nur 30 Pflanzenarten werden 95 % des Kalorienbedarfs der Weltbevölkerung erzeugt (BLE 2014b). Mehr als 50 % des menschlichen Nahrungsbedarfs decken allein drei Kulturarten: Weizen, Reis und Mais (ENIGL & KOLLER 2003, BLE 2014b). Die Industrialisierung und der strukturelle Wandel in der Landwirtschaft, die zunehmende Konzentration landwirtschaftlicher Produktionszweige auf Gunstlagen, aber auch die Agrarpolitik der Europäischen Union (EU), führten in den letzten Jahrzehnten in Deutschland zu einer Nivellierung der regionalen Unterschiede und einer vorrangigen Ausrichtung auf überregionale Märkte (ENIGL & KOLLER 2003, BLE 2014b). Mit der Landwirtschaft hat sich auch die Pflanzenzüchtung verändert; Konzentrationsprozesse auf dem Saatgutmarkt und eine einseitige Züchtung auf Ertrag führten zu einer Abnahme der Sortenvielfalt und zur Dominanz einiger weniger Hochleistungssorten auf den Äckern (ADAMS 2012).

Mit der schwindenden Vielfalt in der landwirtschaftlichen Produktion und auf den Äckern wächst die Bedeutung von Hausgärten, die als Mikroökosysteme eine hohe strukturelle Vielfalt und eine Vielzahl an pflanzengenetischen Ressourcen – insbesondere traditionelle Feldfruchtformen und alte Landsorten – beherbergen können (GALLUZI et al. 2010). Im Vergleich zu landwirtschaftlich genutzten Flächen ist die Anzahl unterschiedlicher Kulturarten und die Vielfalt ihrer Nutzungen in Hausgärten sehr viel größer und hat in den letzten Jahrzehnten sogar zugenommen (GLADIS et al. 2001, HEISTINGER 2010). Auf ihrer limitierten Fläche bergen Hausgärten mehr Arten, Varietäten und Sorten von Pflanzen und Tieren als jedes andere agrarische oder gartenbauliche System, viele sind von lokaler Bedeutung und kulturellem Wert und unterliegen einem sehr großen Nutzungsspektrum (GLADIS et al. 2011). Neben ihrer Bedeutung für die Selbstversorgung spielen Hausgärten auch eine Rolle als soziokulturelle Orte des Erfahrungsaustausches und der Wissenstradierung (GALLUZI et al. 2010). Insbesondere Bauerngärten als oftmals sehr alte, gewachsene Gartenstrukturen haben eine hohe ökologische und kulturelle Bedeutung. Sie sind ähnlich wie Streuobstwiesen traditionelle anthropogene Landnutzungsformen und spiegeln dörfliche Lebensweise und Kultur wider (DENZ 2002, SCHULTE & DENZ 2002). Bauerngärten beherbergen verschiedene Nutz- und Zierpflanzenarten und -sorten, die eine wichtige genetische Ressource für den Erhalt der Kulturpflanzenvielfalt darstellen und eine bedeutende Rolle für die Ernährung und medizinische Versorgung

späterer Generationen spielen (DENZ 2002). Als Teil einer traditionsreichen ländlichen Kultur wird mit dem Pflanzeninventar der Bauerngärten auch das damit verbundene, spezifische Wissen zu Anbau, Vermehrung, Pflege und Verwendung von Kulturpflanzenarten und -sorten von Generation zu Generation weitergegeben. Aber auch die Bauerngärten sind vom landwirtschaftlichen Strukturwandel betroffen: vielerorts ist die Verbreitung der Bauerngärten stark zurückgegangen. Ihre ursprüngliche Bedeutung als Versorgungsgärten für die Menschen auf dem Hof haben sie – in Zeiten der permanenten, raumzeitlich entkoppelten Verfügbarkeit landwirtschaftlicher Erzeugnisse - weitgehend eingebüßt.

Um diese bedrohten Kleinode bäuerlicher Kultur zu erhalten und ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken, haben sich im Gebiet der Naturparks Schwarzwald Süd und Mitte-Nord engagierte Bauerngärtnerinnen und -gärtner zusammengeschlossen und eine „Bauerngartenroute“ ins Leben gerufen, die im Jahr 2015 eröffnet werden soll. Diese Bauerngartenroute soll die teilnehmenden Bauerngärten zu Fuß, per Rad, PKW oder über öffentliche Verkehrsmittel untereinander verbinden und für eine interessierte Öffentlichkeit zugänglich und erlebbar machen. Die Öffnung nach Außen soll die Wertschätzung gegenüber den Gärten und der Arbeit der Gärtnernden steigern und dadurch die Notwendigkeit der Förderung und des Erhalts der Bauerngärten bewusst machen. Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zum „Projekt Bauerngartenroute“ leisten, indem sie sich wissenschaftlich mit den Bauerngärten und ihrer Kultur im Untersuchungsraum befasst. Gleichzeitig soll eine Art Bestandsaufnahme der Bauerngartenkultur erfolgen, im Hinblick darauf, was an Kulturpflanzen, Arbeitstechniken und Wissen in den Gärten (noch) vorhanden ist, wobei auch die Frage nach Veränderungen und Entwicklungen innerhalb der letzten Jahr(zehnt)e eine Rolle spielt.

Ziel der Arbeit ist es, herauszuarbeiten, welche Bedeutung die Bauerngärten im Untersuchungsgebiet als Bewahrer und Tradierer von Kulturpflanzenvielfalt, lokalen und alten Sorten und dem damit verbundenen Wissen über Anbau, Pflege, Vermehrung und Nutzung von kultivierten Arten haben. Darauf aufbauend beschäftigt sich die Arbeit mit der Frage, welche Zukunft dieser Gartentypus und diese Form des Gartenbaus heute noch hat und welche Wege und (möglicherweise auch unkonventionellen) Modelle denkbar sind, um die Bauerngärten - über die oftmals betagten GärtnerInnen hinaus - zu erhalten.

2. Stand des Wissens

2.1 Kulturpflanzenvielfalt und Gefährdung

Agrobiodiversität als Teil der biologischen Vielfalt unserer Erde „beschreibt die biologische Vielfalt in Landwirtschaft und Gartenbau und umfasst von den Agrarökosystemen [über Arten, Sorten und Rassen] bis zu den Genen alle Ebenen der Diversität.“ (ENIGL & KOLLER, S. 7). Mit dem Begriff „Kulturpflanzenvielfalt“ „soll zum Ausdruck gebracht werden, dass Diversität kein abstraktes Phänomen ist, sondern in konkreten kulturellen, wirtschaftlichen und geographischen Zusammenhängen und in der Wechselwirkung zwischen nutzendem Mensch und Pflanzen entstanden ist und entsteht“ (ENIGL & KOLLER 2003, S. 7). Kulturpflanzen sind in diesem Sinne ein lebendiges Kulturgut, deren Erhaltung eng an ihre Nutzung und (Weiter-)Entwicklung gebunden ist (WIETHALER 2001). Agrobiodiversität als Ergebnis einer 10.000 Jahre andauernden anthropogenen Zucht- und Auslesearbeit ist eine wichtige Grundlage der Nahrungsmittelproduktion weltweit; dennoch drohen derzeit wesentliche Bestandteile dieser Vielfalt in wenigen Jahrzehnten verloren zu gehen (BLE 2014a). Auf allen Ebenen verzeichnen wir einen signifikanten Verlust an Diversität über die letzten 100 Jahre – und dieser genetische Erosions- und Aussterbe-Prozess dauert weiter an (HAMMER et al. 2003). In Folge der Industrialisierung und dem strukturellen Wandel innerhalb der Landwirtschaft und bedingt durch Konzentrationseffekte einer modernen Tier- und Pflanzenzucht, verringert sich die vormals vorherrschende regionale Vielfalt an Nutzpflanzenarten, -sorten und Nutztierassen und ihre genetische Vielfalt weltweit (BLE 2014a, ENIGL & KOLLER 2003). Die einseitige Züchtung auf hohe Erträge führt zu einer Verdrängung alter Kulturarten, Landsorten und -rassen durch moderne Hochleistungssorten (BLE 2014a). Das Wissen um Saatgutgewinn und Vermehrung von Sorten ist vielerorts verloren gegangen. Bis ins 19. Jahrhundert wurden landwirtschaftliche Sämereien von den Bauern selber gewonnen; erst vor etwa 200 Jahren wurde die bäuerliche Vermehrungs- und Auslesearbeit von einer professionellen Pflanzenzüchtung nach und nach abgelöst (ENIGL & KOLLER 2003, HEISTINGER 2003). Bis dahin hatten Bauern seit mehr als 10.000 Jahren ihre „primitiven“ Pflanzen über viele Generationen angebaut und sorgfältig in einem langsamen Ausleseprozess selektiert, der eine nachhaltige Anpassung an Boden, Klima und spezifische Nutzungen ermöglichte. Diese Pflanzen waren zwar weniger ertragreich und homogen, dafür aber robuster und besser an Trockenheit und andere extreme Bedingungen angepasst. Da der Boden auch ohne Kunstdünger fruchtbar bleiben musste, konnten nur Pflanzen kultiviert werden, die den Boden nicht zu stark auslaugten (HAMMER et al. 2002). In modernen, intensiv genutzten Agrarökosystemen dominieren Monokulturen und einige wenige, züchterisch hochentwickelte Fruchtarten, deren Erträge durch Kunstdünger und chemischen Pflanzenschutz zusätzlich optimiert werden (müssen), um die Anfälligkeit gegenüber Krankheitsepidemien zu senken und hartnäckig auftretende Unkräuter zu bekämpfen (GRANER 2001). „Der Preis für die beobachteten Ertragssteigerungen ist eine Konzentration der

Pflanzenproduktion auf ein kleines Artenspektrum, in welchem sich Nutzarten wiederfinden, die ein hohes Ertragspotential bei mechanisierter Bearbeitung und Ernte an den Tag legen.“ (GRANER 2001, S. 218). Diese Konzentration ging auf Kosten regionaler Sortenvielfalt: innerhalb der letzten Jahrzehnte sind etwa 90 % der ursprünglichen Diversität von Landsorten verloren gegangen (HAMMER et al. 2003). Die für das Inverkehrbringen von Gemüse-Saatgut innerhalb der EU obligatorische Sortenzulassung und das EU-Saatgut- und Sortenschutzrecht sind Faktoren, die den Verlust der Kulturpflanzenvielfalt eher zusätzlich befördern als behindern, indem sie alte Sorten und Landsorten de facto vom Saatgutmarkt ausschließen, da diese die Anforderungen (Homogenität, Unterscheidbarkeit und Beständigkeit/Stabilität) meist nicht erfüllen können (ENIGL & KOLLER 2003, HEISTINGER 2003). - Gerade die Diversität erlaubt den Arten auf die Herausforderungen der Zukunft zu reagieren (HAMMER et al. 2003); genetische Variabilität bedeutet auch Anpassungsfähigkeit an sich ändernde Umweltbedingungen (HEISTINGER 2003). Die alten Sorten stammen aus einem sehr viel größeren Genpool als moderne Hochleistungssorten. Umso seltener sie angebaut und als Grundlage für Neuzüchtungen verwendet werden, umso ärmer wird die genetische Vielfalt und umso problematischer die Anpassung von Krankheiten und Schädlinge an das vorhandene Material, da für resistente Neuzüchtungen kein geeignetes Genmaterial mehr verfügbar ist (ADAMS 2012). Es gilt also die Vielfalt alter Sorten „als genetische Ressource[] nach dem Vorsorgeprinzip zur Sicherung der Zukunft zu erhalten“, aber auch aufgrund ihrer Bedeutung für künftige Generationen als „Ergebnis kreativer Arbeit und als kulturelles Erbe“ (LEHMANN et al. 2012, S. 41).

Tatsächlich haben sich bereits nationale und internationale Abkommen den Erhalt der Agrobiodiversität als Bestandteil der biologischen Vielfalt unserer Erde „auf die Fahnen geschrieben“. Wichtige politische Instrumente für den Erhalt der Agrobiodiversität sind neben dem Übereinkommen über die biologische Vielfalt und der Agenda 21 (die auch die genetischen Ressourcen der landwirtschaftlichen Nutzpflanzen und Nutztiere behandelt) auf Bundesebene die vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) veröffentlichte Agrobiodiversitätsstrategie. Leitbild der in Ergänzung zur Nationalen Biodiversitätsstrategie formulierten Strategie ist der Erhalt der Agrobiodiversität als Grundlage für die Agrar- und Ernährungswirtschaft, die innovative Erschließung des ihr innewohnenden Potenzials und die nachhaltige Nutzung ihrer Bestandteile (BLE 2014).

2.2 Erhaltungsstrategien

Soll die Ernährung der (Welt-)Bevölkerung langfristig gesichert und die Anpassungsfähigkeit von Pflanzen für Ernährung und Landwirtschaft erhalten werden, muss die genetische Vielfalt dieser Pflanzenressourcen in ausreichendem Maße gesichert werden (BLE 2014b). Die Strategien für den Erhalt pflanzengenetischer Ressourcen lassen sich im Wesentlichen drei Maßnahmengruppen zuordnen, die auch im Globalen Aktionsplan der FAO (als Antwort auf den Weltzustandsbericht über pflanzengenetische Ressourcen) aufgeführt werden: *Ex situ*, *In situ* und *On farm* Erhaltung (HAMMER et al. 2003, ENIGL & KOLLER 2003, BLE

2014b, GALLUZI et al. 2010, LEHMANN et al. 2012). Da es sich bei Kulturpflanzen um ein lebendiges Kulturgut handelt, ist ihr Erhalt eng an Nutzung und Entwicklung gebunden. Die beste Garantie für den Erhalt einer Vielfalt von (alten) Sorten ist ihre Nutzung, Verbreitung und ein stetiger Anbau (VOGL 2011, ADAMS 2012, WIETHALER 2001).

2.2.1 *Ex situ*

Gemäß dem Übereinkommen über die Biologische Vielfalt ist die *Ex situ* Erhaltung „die Erhaltung (pflanzen-)genetischer Ressourcen außerhalb ihrer natürlichen Lebensräume“ (UNEP 2014). Dies beinhaltet konkret eine „Erhaltung von Kulturpflanzen in Form von Samen, Pflanzgut oder als Gewebekultur in Sammlungen und Genbanken“ (ENIGL & KOLLER 2003, S. 53) oder als Feldkollektionen wie etwa Obstbestände oder Parzellen der Genbanken und Botanischen Gärten (BLE 2014b).

2.2.2 *In situ*

In situ Erhaltung ist die „Erhaltung von Ökosystemen und natürlichen Lebensräumen sowie die Bewahrung und Wiederherstellung lebensfähiger Populationen von Arten in ihrer natürlichen Umwelt - im Falle domestizierter oder gezüchteter Arten - in der Umgebung, in der sie ihre besonderen Eigenschaften entwickelt haben“ (UNEP 2014, BLE 2014b). Im Gegensatz zur *Ex situ* Erhaltung werden natürliche evolutionäre Prozesse nicht unterbrochen; *in situ* in ihren natürlichen Lebensräumen erhaltene Kulturpflanzen sind natürlichen Bedingungen und einem natürlichen Selektionsdruck ausgesetzt. Dies garantiert eine fortwährende Anpassung an sich ändernde Umweltbedingungen (ENIGL & KOLLER 2003, HAMMER et al. 2002). Im Übereinkommen über die biologische Vielfalt wird der Erhaltung pflanzengenetischer Ressourcen *in situ* Vorrang gegenüber dem *Ex situ* Erhalt eingeräumt (BLE 2014a, HAMMER et al. 2003, SCHRECK 2012).

2.2.3 *On farm*

Die *On farm* Erhaltung „ist ein Spezialfall der *In-situ*-Erhaltung, bei dem pflanzengenetische Ressourcen im Rahmen des landwirtschaftlichen Produktionsprozesses selbst erhalten und weiterentwickelt werden.“ (BLE 2014, o.S.). Das relativ junge wissenschaftliche Konzept führt den *in situ* Erhalt der biologischen Vielfalt in ihren natürlichen Lebensräumen weiter, indem es die Erhaltung von Kulturpflanzen im Anbau auf Äckern und in den Gärten fokussiert (BLE 2014b). Dies beinhaltet den Erhalt domestizierter Tier- und Pflanzenpopulationen und den Schutz ganzer Ökosysteme unter landwirtschaftlichen Bedingungen und die fortlaufende selektive Auslese durch Bauern und Konsumenten (HAMMER et al. 2002).

Laut HAMMER et al. 2002 ist das *On farm* Management zentrales Instrument für den Erhalt pflanzengenetischer Ressourcen (PGR) von Nahrungsmitteln und landwirtschaftlichen Nutzpflanzen (z.B. Futterpflanzen). Im Übereinkommen über die Biologische Vielfalt ist die *On farm* Erhaltung ein Bestandteil

des *In situ* Erhalts (wobei der Begriff „*on farm*“ noch nicht verwendet wird) (HAMMER et al. 2002). Durch die natürliche Auslese und unter dem Selektionsdruck von Landwirten und Gärtnern entwickeln sich bei der *On farm* Bewirtschaftung sogenannte Lokalsorten (siehe 2.5), von denen ausgehend eine kontinuierliche Anpassung und Verbesserung lokaler Nutzpflanzen in verschiedene Richtungen stattfinden kann (BLE 2014b, GALLUZI et al. 2010). Das *on farm* Management hat seinen Ursprung in den Subsistenzwirtschaften vieler Entwicklungsländer und ist dort ein integraler und notwendiger Bestandteil der Landwirtschaft. Angepasst an die Bedingungen der Industrieländer ist das Konzept ein essentieller Grundbaustein einer langfristigen und nachhaltigen landwirtschaftlichen Gesamtentwicklung. Es dient nicht nur dem Erhalt und der Wiedereinführung alter Sorten am Markt, sondern erlaubt auch die dynamische Entwicklung pflanzengenetischen Materials in der gegenwärtigen Umwelt und ist so eine notwendige Ergänzung zur statischen *Ex situ* Erhaltung (LEHMANN et al. 2012).

2.2.4 Hausgärten als wesentlicher Bestandteil des *On farm* Managements

Da eine Vielzahl von Lebensräumen, in denen die noch vorhandene Kulturpflanzenvielfalt entstanden ist, heute nicht mehr existiert und die bäuerliche Bevölkerung nur noch einen geringen Anteil in der Gesellschaft ausmacht, ist eine „Sicherung der genetischen Vielfalt im Bereich der Kulturpflanzen im Rahmen der Landwirtschaft [...] nicht mehr möglich.“ (ENIGL & KOLLER 2003, S. 54). Als eine ergänzende und erfolversprechende Strategie zum *on farm* Management in der Landwirtschaft wird zunehmend die Erhaltung „*in garden*“ wahrgenommen (ENIGL & KOLLER 2003, GALLUZI et al. 2010, SCHRECK 2012). Hausgärten stellen kleine, aber oftmals hoch diverse ökologische Nischen und komplexe „Mikroökosysteme“ dar, die traditionell in ein größeres, umgebendes Ökosystem eingebunden sind und in einem Wirkungsgefüge zu ihrer Umwelt stehen (GALLUZI et al. 2010, SCHRECK 2012). Sie sind geprägt von intensiver Nutzung, einer engen Interaktion zwischen Natur und anthropogener Kultur und durch eine Vielzahl von Funktionen (z.B. Versorgungs-, Sozial-, Repräsentationsfunktion) (GALLUZI et al. 2010, GLADIS et al. 2001). Laut ENIGL & KOLLER 2003 stellen Hausgärten „ideale Nischen zur Erhaltung der Kulturpflanzenvielfalt dar jenseits der Anforderungen der industrialisierten Landwirtschaft.“ (Ebd. S. 54). Durch den Anbau in Gärten bleiben Pflanzen Teil evolutionärer Entwicklungsprozesse und des menschlichen Alltagsgeschehens und geraten nicht in Vergessenheit (SCHRECK 2012). Über die reine Erhaltung hinaus können so Hausgärten als wichtige Zentren für Innovationen und die Weiterentwicklung, Diversifizierung und Verbesserung von Kulturpflanzenarten und -sorten fungieren (VOGL 2011, ENIGL & KOLLER 2003). So stellen Hausgärten „bis heute eine Art ‚Arche‘ für Landsorten dar, die unter dem Gesichtspunkt des Erwerbsanbaus hinfällig sind.“ (ARNDORFER 2004, S. 2). Unabhängig von erwerbswirtschaftlichen Gesichtspunkten werden in privaten Netzwerken und Gärten auch Sorten erhalten, ausprobiert, kultiviert und weitergegeben, die auf dem kommerziellen Saat- und Pflanzgutmarkt keinen Platz mehr haben. Gleichzeitig findet zwischen den Akteuren ein Austausch von lokalem Erfahrungswissen über Eigenschaften,

Anbau und Verwendung von Kulturpflanzen und spezifischen Sorten statt (VOGL 2011). Dieses „Wissen der Gärtnernden ist ein Schlüssel für die Bewahrung und Veränderung der floristischen Vielfalt.“ (SCHRECK 2012, S. 47). Die lokale Verbreitung und der Austausch von Material zwischen Gärtnern sichern die kontinuierliche Verfügbarkeit lebendiger Ressourcen (GLADIS et al. 2001).

Gärten als sozial, kulturell und ökologisch bedeutsame Räume können Bestandteil eines integralen Konzepts sein, dass *Ex situ* und *In situ* Erhaltung bzw. *on farm* Bewirtschaftung kombiniert. Haus-, Klein- und Bauerngärten können dabei wichtige Funktionen wahrnehmen. Als sowohl mit ihrer sozialen als auch ökologischen Umwelt in Wechselwirkung stehende Mikroökosysteme haben sie eine Bedeutung für die Vernetzung von „Erhaltungsbiotopen“ (SCHRECK 2012). Sie können einen wertvollen Beitrag zu Anbau und Nutzung von Sortenvielfalt leisten und als Rückzugsorte für die Agrobiodiversität fungieren (VOGL 2011).

2.2.5 Initiativen und Vereine für den Erhalt der Kulturpflanzenvielfalt

Eine Vielzahl von NGO's, Vereinen und Initiativen haben sich den Erhalt der Kulturpflanzenvielfalt zur Aufgabe gemacht. Die älteste Initiative im Bereich der Artenvielfalt ist „Pro Specie Rara“, eine 1982 gegründete schweizerische „Stiftung für kulturhistorische und genetische Vielfalt von Tieren und Pflanzen“ und eine nicht nur in der Schweizer Öffentlichkeit, sondern auch im (deutschsprachigen) Ausland bekannte gesellschaftliche Größe. In Österreich bildet „Arche Noah“ eine wirkungsvolle Koalition aus Privatgärtnern, Erwerbsgärtnern und Bauern, die 1990 aus der Fusion zweier regionaler Vereinigungen entstand. Im Gegensatz zu Österreich und der Schweiz gibt es hierzulande bisher keine große, einheitliche Organisation, sondern es setzen sich viele mehr oder weniger kleine Initiativen und Vereine für den Erhalt der Kulturpflanzenvielfalt ein. Einer von ihnen ist der „Verein zur Erhaltung der Nutzpflanzenvielfalt“ (VEN), der unter anderem alljährlich den „Tag der Kulturpflanzen“ und das „Gemüse des Jahres“ (seit 1999) ausruft und die Zeitschrift „Samensurium“ herausgibt. Im Bereich der Vermarktung von samenfesten und alten Sorten ist vor allem „Dreschflegel“ zu nennen. Hinter dem Begriff verbirgt sich eine Gruppe von Gesellschaftern, die auf ihren Gärtnerhöfen biologische Saatgutvermehrung und Züchtung betreiben (KLAPHAKE et al. 2009). Insbesondere für den Untersuchungsraum von Bedeutung ist der „Samengarten Eichstetten“, ein von der 2001 ins Leben gerufenen „Stiftung Kaiserstühler Gärten“ initiiertes Schau- und Erhaltungsgarten, der auf einer Fläche von „ca. 4.000 m² eine große Zahl bekannter, seltener und beinahe vergessener Kulturpflanzen“ beherbergt „- insgesamt mehr als 200 Sorten von Gemüsen und Salaten, von Kräutern, Wildpflanzen, Getreiden usw.“ (STIFTUNG KAISERSTÜHLER GÄRTEN 2014a, o.S.). Die Stiftung hat es sich zur Aufgabe gemacht „alte und seltene Kulturpflanzen, die an die regionalen Bedingungen angepasst sind,“ zu erhalten, weiterzuentwickeln und zu nutzen. Außerdem will sie „das Wissen über Anbau, Umgang und Nutzung dieser Pflanzen sammeln und weitergeben“ und „durch die Nutzung alter Kultursorten neue Wege zu deren Vermarktung aufbauen“ (STIFTUNG KAISERSTÜHLER GÄRTEN 2014b, o.S.).

2.3 Literaturüberblick Bauerngarten(kultur)

Recherchiert man in Bibliothekskatalogen oder im Internet den Begriff „Bauerngarten“, so stößt man auf eine Vielzahl von Titeln und Büchern. Zahlreiche Ratgeber und Bildbände (mit verheißungsvollen Titeln wie „Mein schöner Bauerngarten“, „Bauerngarten selbst gestalten“ oder „Das große Buch der Bauerngärten“) zum Thema Bauerngärten sind seit den 1980er Jahren und insbesondere in den letzten Jahren veröffentlicht worden. Oftmals wird der „Bauerngarten“ als reiner Modebegriff verwendet, in einer Reihe mit „Cottage-Garten“, „Landhaus-Garten“ und anderen „rustikalen, naturnah-ländlichen“ Gartenstilen, die nach Anleitung mit ein paar einfachen Gestaltungskniffen in jedem Garten „nachgebaut“ werden können. In anderen Monographien wird der Bauerngarten romantisch verklärt und zum Idealtypus eines ursprünglichen und vielfältigen Gartens stilisiert oder pragmatisch auf den Zaun, das Wegekreuz mit dem zentralen Rondell und die obligatorischen Buchshecken – fertig zum selbst Anlegen – reduziert. Bisweilen mag auch noch auf eine dahinter stehende bäuerliche Kultur und Lebensweise verwiesen und ihr Rückgang bedauert werden. Zeitgenössische wissenschaftliche Literatur zum Thema Bauerngarten(kultur) ist hingegen rar gesät, ein Umstand, dem auch andere Wissenschaftler begegneten: „Als Wissenschaftlerin habe ich erst nach Literatur über Bauerngärten gesucht, wurde dabei aber enttäuscht. Die Pflanzenarten und Funktionen von Hausgärten, die angewendeten Techniken der Bewirtschaftung sowie die Motivation der Bäuerinnen sind wissenschaftlich kaum untersucht, eher durch Gartenliebhaber romantisch beschrieben.“ (VOGL-LUKASSER 2007, S. 8).

Als wissenschaftliches „Standardwerk“ zum Thema Bauerngärten mag die vielzitierte Dissertation von SCHULMEYER-TORRES 1994 bezeichnet werden, die sich mit der „Historischen Entwicklung des Artenbestandes der ländlichen Gärten in West-Mitteleuropa anhand ökologischer und historisch-geografischer Merkmale“ befasst. Ebenfalls fundiert recherchiert und aus seiner Geschichte heraus kritisch beleuchtet wird „Der Bauerngarten im Wandel der Zeiten“ bei HOHENBERGER 2005. Darüber hinaus finden sich aus jüngerer Zeit einige Studien und Abschlussarbeiten an der Universität für Bodenkultur Wien (BOKU), die sich mit verschiedenen kulturellen und ökologischen Aspekten von Bauern- und Hausgärten befassen (Bewirtschaftung, Arteninventar, Erfahrungswissen von BäuerInnen). Für die vorliegende Arbeit grundlegend war das auf wissenschaftlichen Studien und jahrelanger Forschungsarbeit zu Gärten in Osttirol beruhende Buch „Übern Zaun g’schaut“ von VOGL-LUKASSER 2007; sowie die Masterarbeit von VOGL 2011, die sich mit „Lokalen Gemüsesorten – Erfahrungswissen von HausgärtnerInnen zu Lokalsorten im Biosphärenpark Großes Walsertal (Vorarlberg)“ befasst. Aus Südtirol stammt eine sehr umfassende und historisch-kritische Auseinandersetzung mit dem Thema von CANESTRINI 2012 („Bauerngärten in Südtirol“). Hierzulande sei stellvertretend für andere „populärwissenschaftliche“ (heißt für ein breiteres Publikum geschriebene) Publikationen die Monographie von KRAUS & MOSER 2012 zu nennen, die sich in „Kreuz, Birnbaum und Hollerstauern“, den „Oberpfälzer Bauerngärten und ihrer Geschichte“ annimmt. Allen

genannten Veröffentlichungen gemein ist ein wissenschaftlich systematisches und zielgerichtetes Vorgehen, eine sehr umfassende Beschäftigung mit dem Thema oder einzelnen Aspekten und eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Bauerngarten“ und seinen Inhalten. Ebenfalls aus jüngerer Zeit stammt eine Untersuchung im Beispielraum Bonn-Wachtberg (Drachenfelder Ländchen) im Westen Deutschlands von SCHULTE und DENZ (vgl. SCHULTE 2001, SCHULTE & DENZ 2002, DENZ 2002), in deren Rahmen Bestandserhebungen in insgesamt 56 Feld- und Bauerngärten von 2000 bis 2002 gemacht und eine Grundlage für die systematische Aufnahme des Arteninventars von Bauerngärten ausgearbeitet wurde. Speziell für den Untersuchungsraum dieser Arbeit ist die Dissertation von HÜGIN (1991) zu nennen, die den Versuch einer Landschaftsgliederung mit Hilfe von Unkräutern, Zier- und Nutzpflanzen der „Hausgärten zwischen Feldberg und Kaiserstuhl“ unternimmt. BROSS-BURKHARDT & SCHLEGEL (2002) widmen sich der Geschichte der Bauerngärten im Allgemeinen und in Baden-Württemberg und setzen sich mit dem Begriff und Rückgang der Gärten auseinander. Zuletzt sei noch auf BACH et al. (2014) und THIEME et al. (2010) hingewiesen, denen es weniger um eine wissenschaftliche Analyse der Bauerngartenkultur als vielmehr um eine Würdigung der Gärten und ihrer GärtnerInnen geht.

2. 4 Definition und Charakteristika der „Bauerngärten“

2.4.1 Abgrenzung des Begriffs Bauerngarten

Für den Begriff „Bauerngarten“ findet sich in der Literatur eine Vielzahl von mehr oder weniger unterschiedlichen Definitionen verschiedener Autoren und Gartentheoretiker. Tatsächlich wird der Bauerngarten oft als „Modebegriff“ verwendet, um einen idealen und einheitlich gestalteten Gartentypus zu beschreiben, den es so nie gegeben hat. Dabei „hat sich die Vorstellung vom ‚Bauerngarten‘ als eigenständiger Gartentypus eingebürgert, in dem, überspitzt formuliert, von traditionsbewussten Bäuerinnen hinter Buchshecken ein seit der Zeit Karls des Großen immer gleichgebliebenes Pflanzensortiment angebaut wird.“ (KRAUS & MOSER 2012, S. 10). Bauerngärten im direkten Wortsinne als Gärten der Bauern bzw. Bäuerinnen existieren wohl seit es den Bauernstand gibt: Sie dienten dazu, die bäuerliche Wirtschaft zu unterstützen und die Selbstversorgung mit Gemüse, Kräutern (und Blumen) zu gewährleisten (BROSS-BURKHARDT & SCHLEGEL 2002, KRAUS & MOSER 2012). Sie trugen zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten verschiedene Namen. Der Begriff „Bauerngarten“ ist ein ab dem 19. Jahrhundert von Außenstehenden erschaffenes Hilfskonstrukt, das ein verbreitetes „Gartenphänomen“ dem Berufsstand zuordnete (KRAUS & MOSER 2012). „Besonders um die Jahrhundertwende und in den Dreißiger Jahren wurde [...] versucht, den Bauerngarten zu typisieren und ein statisches Bild von ihm zu geben. So entstand ein abstraktes, idealtypisches Bild des Bauerngartens. Seitdem wurde immer wieder versucht, seine Gestaltelemente und Artenzusammensetzung festzuhalten und diese als allgemeingültig darzustellen. Dabei wurde vergessen, daß der Garten von menschlicher Hand

geformt wird, und sich nach den Bedürfnissen und Ansichten seiner Besitzer im Laufe der Zeit wandelt.“ (SCHULMEYER-TORRES 1994, S. 109). Eine ähnliche Wiederentdeckung und Modewelle erlebte der „traditionelle Bauerngarten“ im Rahmen der „Ökobewegung“ ab den 1970er Jahren, plötzlich wurden der „hohe Nutzpflanzenanteil, die Vielfalt an pflegeleichten Zierpflanzen und ein gesunder Grad an Vernachlässigung [wieder] als Besonderheit wahrgenommen und zu einem Ideal erklärt. Das Konstrukt ‚Bauerngarten‘ war entstanden“ (KRAUS & MOSER 2012, S. 16) bzw. wieder entdeckt. Im Zuge einer neuen Gartenbewegung, einer „Wiederkehr der Gärten“ (MEYER-RENSCHHAUSEN & HOLL 2000) und der Lust am „neuen“ Gärtnern – Beispiel „Urban Gardening“, „Guerilla Gardening“ oder „Gemeinschaftsgärtnern“ - (TESSIN 2011) erfährt der Bauerngarten zu Beginn des 21. Jahrhunderts vielleicht seine vierte oder fünfte Modewelle in Form von Ratgebern und Bildbänden, die sich seiner ökologischen Bedeutung und typischen Anlage widmen. Letztendlich mag die Begriffsdeutung so wandelbar sein wie der bäuerliche Garten und sein Pflanzeninventar über die Jahrhunderte selbst; lässt man alle populären und idealisierenden Begriffsdeutungen beiseite, so findet sich in der wissenschaftlichen Literatur eine relativ nüchterne und allgemein gehaltene Definition: „Unter Bauerngarten ist der Garten in der unmittelbaren Nähe der Wohnhäuser bäuerlicher Familien zu verstehen, der dazu dient, den notwendigen Bedarf der Küche an Gewürzkräutern und Gemüse zu decken.“ (VOGL-LUKASSER 2007, S. 10). Neben den Nutzpflanzen für die Küche kultiviert die Bäuerin in ihm „auch Arzneipflanzen und Blumen. Dieser Garten wird so zum verzierten Nutzgarten und wird durch den Zaun aus dem übrigen Kulturland hervorgehoben.“ (VOGL-LUKASSER 2007, S. 10). Dabei sind „Bauerngärten [...] nicht – wie der Begriff wohl nahe legen mag – ausschließlich an das Vorhandensein von Bauernhöfen bzw. ländlichen Siedlungsformen gebunden. Sie können auch außerhalb ländlicher Gemeinden, z.B. als Kulturlandschaftsrelikt in Stadtrandlagen, vorkommen.“ (SCHULTE & DENZ 2002, S. 290). Dieses „Bauerngarten-Verständnis“ lag auch der vorliegenden Arbeit und der Auswahl der in ihrem Rahmen aufgesuchten Gärten zugrunde – neben der Orientierung an der Definition der „Bauerngärten“ für die Bauerngartenroute: Innerhalb der Bauerngartenroute bzw. des Bauerngarten- und Wildkräuterland Baden (BWB) e.V. wird unter dem Begriff „Bauerngarten“ ein Selbstversorgungsgarten eines wirtschaftenden bäuerlichen Betriebs (egal ob Haupt- oder Nebenerwerb) verstanden, bei dem der Gemüseanteil im Vordergrund steht neben Kräutern, Zierblumen und Beeren. Seine gestalterische Prägung erhält der Bauerngarten außerdem durch die Klostersgärten, was sich in der eckigen, vierkantigen Form ausdrückt, die sich bei allen Gärten der Route wiederfindet (mündliche Mitteilung Walburga Schillinger Dezember 2013).

2.4.2 Charakteristika der „Bauerngärten“

Oftmals als „typische Bauerngartenmerkmale“ deklarierte Elemente wie der hölzerne Staketenzaun, verschiedene, „typische Bauerngartenpflanzen“, die Beete umsäumenden Buchshecken und der kreuzförmige Grundriss mit einem zentralen Rondell (vgl. u.a. FREITH 2013, UNTERWEGER & UNTERWEGER

o.J.) mögen zwar in Bauerngärten zu finden sein, sind aber „vielmehr Sinnbilder, die in Büchern stilisiert wurden“ als wirklich charakteristische Merkmale (CANESTRINI 2012, S. 8). In den „realen Bauerngärten“ war dafür in der Regel weder Geld noch Zeit und Platz; die Bäuerin orientierte sich bei der Gestaltung und Bewirtschaftung ihres Gartens in erster Linie an pragmatischen Gesichtspunkten (CANESTRINI 2012, HOHENBERGER 2005, STEINBERGER o.J., BROSS-BURKHARDT & SCHLEGEL 2002).

Fernab von Klischees und Definitionskriterien finden sich in allen Gärten wiederkehrende Merkmale, die mit der spezifischen Bewirtschaftung und Kultur der bäuerlichen Gärten zusammenhängen. So ist für die Lage der Bauerngärten – neben der Orientierung am Lauf der Sonne - bis heute ihre Nähe (und Öffnung) zum Haus und zur Küche hin charakteristisch, die einen möglichst geringen Weg- und Zeitaufwand für die Ernte zum täglichen Kochen, die Bewirtschaftung und Pflege des Gartens gewährleisten. Aufgrund dieser Eigenschaft werden sie auch oft als Hausgärten bezeichnet (VOGL-LUKASSER 2007, CANESTRINI 2012). Eine Gemeinsamkeit der Gärten ist außerdem die „praktische Einfachheit“ und Zweckmäßigkeit der Anlage: die Aufteilung im Innern des Gartens ist klar und übersichtlich; in der Regel gibt es einen breiteren Hauptweg und schmalere Trittwege, die Beete sind nur so groß, dass sie noch von allen Seiten leicht bearbeitbar sind. Eine effektive und einfache Bewirtschaftung ist maßgebender als die reine Schönheit der Anlage (VOGL-LUKASSER 2007, CANESTRINI 2012, HOHENBERGER 2005). Daraus ergibt sich auch ein zumeist quadratischer oder rechteckiger Grundriss. Der Garten selbst wird bis heute von einem Zaun eingefangen, um das Refugium vor unerwünschten Eindringlingen, wie dem früher überall frei herumlaufenden Federvieh, zu schützen oder schlicht aus Traditionsbewusstsein, weil schon immer ein Zaun da war: „Der Zaun war es also, der dem Garten zu seinem Namen verhalf, der geflochtene Zaun, der an einer Hauswand entlang ein Stück Land umschloß, damit kein Wildfraß dem Apfelbaum und den Kräutern, die hier wuchsen, schaden konnte.“ (SCHULMEYER-TORRES 1994, S. 19). In vielen Gärten werden die Gemüsebeete im Inneren des Gartens außerdem von mehrjährigen Stauden, Knollenpflanzen und Kleinsträuchern umrahmt, da entlang des Zaunes nicht jedes Jahr umgegraben wird (VOGL-LUKASSER 2007, CANESTRINI 2012, HOHENBERGER 2005). Bis heute ist die Gartenpflege und -bewirtschaftung in erster Linie Frauensache. Obwohl die traditionelle Rollenaufteilung der Geschlechter auch auf dem Lande nicht mehr das einzige, alternativlose Lebens- und Arbeitsmodell ist, finden sich die meisten Gärten fest in Frauenhand. Die Männer werden nur für schwerere Arbeiten wie Zaunbau, die Ausbringung von Mist oder ähnliches herangezogen (VOGL-LUKASSER 2007, CANESTRINI 2012, HOHENBERGER 2005, THIEME et al. 2010, KRAUS & MOSER 2012).

Nicht zuletzt kennzeichnend für den Bauerngarten ist – entgegen aller Konservierungsbestrebungen und -ideale - der stetige Wandel. Wie die Landwirtschaft war und ist der bäuerliche Garten, seine Bewirtschaftung und sein Arteninventar den Einflüssen des jeweiligen Landstriches ausgesetzt und von seiner Zeit und Umgebung beeinflusst (KRAUS & MOSER 2012, KAISER 1999, STEINBERGER o.J.).

2.4.3 Rückgang und Situation der Bauerngärten

Mit dem tiefgreifenden Strukturwandel in der Landwirtschaft, technischen Neuerungen (allen voran die Tiefkühltruhe), der ständigen Verfügbarkeit von Gemüse und Obst im Supermarkt sowie der Verschiebung klassischer Rollenmodelle, verlor auch der Bauerngarten als vorrangiger Nutzgarten an Bedeutung (KLAPHAKE et al. 2009, KRAUS & MOSER 2012, BROSS-BURKHARDT & SCHLEGEL 2002). Spielten die Nutzgärten nach dem Zweiten Weltkrieg noch eine tragende Rolle für die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln, trat diese ursprüngliche Funktion mit dem Wirtschaftswunder in den 1950er Jahren immer weiter in den Hintergrund. Nicht nur viele Höfe fielen dem strukturellen Wandel und der Modernisierung der Landwirtschaft „zum Opfer“, auch traditionelle Bestandteile der bäuerlichen Kultur wie die Bauerngärten wurden vielerorts stillgelegt (THIEME et al. 2010, STEINBERGER o.J.). Hinzu kamen das Aussterben „einer Generation von Bäuerinnen, für die weitgehende Selbstversorgung noch selbstverständlich war und sogar ein bäuerliches Ideal darstellte“ (KRAUS & MOSER 2012, S. 15), veränderte Ansprüche an die persönliche Lebensgestaltung und eine zunehmende Verstädterung auf dem Land als Triebachsen des Verschwindens zahlreicher Bauerngärten. Dieser jahrzehntelange Rückgang bäuerlicher Gärten überall in Deutschland hält bis heute an; zahlreiche Nutzgärten werden immer noch stillgelegt, sobald die „traditionsbewusste Bäuerin“ den Spaten für immer aus der Hand legt (THIEME et al. 2010). Ihre ursprüngliche Funktion, die „Gewährleistung einer vollständigen und teilweisen Eigenversorgung“ haben die bäuerlichen Hausgärten heute vielerorts verloren (SCHULTE & DENZ 2002, S. 292). Mit den neuen Lebens- und Arbeitsmodellen entstanden auch neue, weniger arbeitsintensive Gärten. Statt Gemüsebeeten hielten pflegeleichte Rasenflächen und repräsentative Ziergehölze und Beerensträucher nach städtischem Vorbild Einzug auch in die ländlichen Gärten (KRAUS & MOSER 2012); die alten Bauerngärten wurden wegen mangelnder Rentabilität abgeschafft (BROSS-BURKHARDT & SCHLEGEL 2002). Mit den Bauerngärten gehen nicht nur eine ursprüngliche Arbeitskultur und ein Stück Lebensqualität, sondern auch viele regionale und/oder für den Erwerbsgartenbau nicht so gut geeignete Sorten verloren, die „Geschmack und Charakter von ganzen Landstrichen [verkörpern]“ (KLAPHAKE et al. 2009). Heute sind „in vielen Regionen nur noch Reste der früheren Arten- und Sortenvielfalt vorhanden. In Gebieten mit starkem Strukturwandel ist der Rückgang alter Gärten besonders stark.“ (SCHULTE 2001, S. 34). Der Verlust „des guten alte Bauerngartens“ wurde freilich auch in der Vergangenheit schon des Öfteren beklagt. Letztendlich ist der Bauerngarten ein Kulturprodukt, dass nur vor dem Hintergrund der bäuerlichen Lebensweise betrachtet und beschrieben werden kann (SCHULMEYER-TORRES 1994, HOHENBERGER 2005). Anders „als ein Gebäude kann eine bestimmte Art von Gartenbau nicht ohne die Lebenszusammenhänge, die zu seiner Ausprägung geführt haben, bestehen bleiben. Ändern sich diese Zusammenhänge, wird zwangsläufig auch der Garten sein Gesicht verändern.“ (KRAUS & MOSER, S. 16). Nur diesmal (und bereits mit der strukturellen Veränderung der Landwirtschaft seit Mitte des letzten Jahrhunderts) steht nicht nur ein „traditioneller“ Artenbestand auf dem Spiel, sondern die Nutzung und damit der Fortbestand der Gärten an sich. In Zeiten einer

„regelrechten Garteneuphorie“ (KRUG-GBUR 2006) besteht vielleicht auch für den Bauerngarten die Chance, unter veränderten Lebensansprüchen als Nutzgarten neu definiert und verortet zu werden.

2.5 In der Arbeit spezifisch verwendete Begriffe

Das Wort „**Garten**“ bedeutet in seinen germanischen Wurzeln in etwa „eingefriedetes Land“ und ist sprachgeschichtlich eng verwandt mit dem „Zaun“. Trotz umfassender Veränderung der Gärten über die Jahrhunderte gilt eigentlich bis heute: „ein Garten wird zum Schutz vor Mensch und Tier (dem frei laufenden Federvieh) eingezäunt.“ (HÜGIN 1991, S. 34). So ist der Garten als ein von der wilden Natur abgegrenzter, in Kultur genommener Raum zu sehen, der vom Menschen aktiv gestaltet, beeinflusst und behandelt wird (BACKHAUS & GATTERMANN 2012). Die Gartenflora „setzt sich aus kultivierten Pflanzen und einer Spontanvegetation, also beispielsweise aus Kulturpflanzen, Kulturfolgern und Pflanzen der Wildflora zusammen.“ (SCHRECK 2012, S. 49).

Unter dem Begriff „**Nutzpflanzen**“ werden in der Regel Gemüse, Kräuter und Obst zusammengefasst. Nutzpflanzen werden kultiviert, „um Teile von ihnen, meist Früchte oder Samenkapseln, zu ernten und zu verspeisen oder auf andere Art in der Küche zu verwenden. Von vielen Nutzpflanzen werden aber auch Stängel oder unterirdische Teile verwertet“ (ADAMS 2012, S. 99). Der Begriff Gemüse umfasst in dieser Arbeit auch Salat und Kartoffeln. Zu den **Zierpflanzen** gehören die Gruppen der Ziergehölze und -stauden, einjährige Zierpflanzen, sowie Topf- und Schnittblumen. Ihr primärer Zweck ist die namensgebende „Zierde“ und die ästhetische Aufwertung; ihre genetischen Ressourcen umfassen neben den in der Vergangenheit und heute genutzten Arten auch verwandte Wildarten und potentiell nutzbare Arten (BEGEMANN et al. 2001). So steht im **Ziergarten** „die Freude an Blumen im Vordergrund, oft aber auch der Wunsch nach einem Schaugarten oder nach pflegeleichter Gartenanlage“ (HÜGIN 1991, S. 34). Während der **Nutzgarten** in erster Linie der Versorgung und Deckung des Eigenbedarfes an Gemüse, Küchen- und Heilkräutern und Beerenobst dient, „soweit es der Platz zulässt, wird in Nutzgärten [aber auch] gerne das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, indem am Rand und entlang der Beete Zierpflanzen gehalten werden“ (HÜGIN 1991, S. 34). Als solcherart „verzierte Nutzgärten“ werden bei verschiedenen Autoren insbesondere die Bauerngärten deklariert (vgl. u.a. HOHENBERGER 2005, VOGL-LUKASSER 2007, STEINBERGER o.J.).

Da die Nutzgärten „zum Pflegen, Pflanzen und Ernten fast täglich aufgesucht“ (HÜGIN 1991, S. 35) werden, liegen sie in der Regel sehr nahe bei Haus und Hof. In diesen (meist umzäunten) **Hausgärten** werden Kräuter und Feingemüse kultiviert, die einer besonderen Aufmerksamkeit und Pflege durch den Gärtnernden bedürfen und außerdem „rasch bei der Hand“ sein sollten. Im Unterschied zu den **Feldgärten**, bei denen es sich um Ackerland bzw. Feldparzellen am Rande des Dorfes handelt, auf denen pflegeleichte, aber viel Platz beanspruchende Kulturen mit langer Standzeit angebaut werden (HÜGIN 1991, SCHULTE & DENZ 2002, ARNDORFER 2004, VOGL-LUKASSER 2007). Diese Feldgärten entstanden in der Vergangenheit oftmals aus Platzgründen heraus, da die alten Dörfer vielerorts zu eng für große Gärten waren (HÜGIN 1991). Bei solitär

gelegenen Höfen, mit viel Fläche ums Haus, finden sich diese im Untersuchungsgebiet als „*Gwächs-* oder *Krautacker*“ bezeichneten Feldgärten in vielen Fällen in unmittelbarer Nähe zum eigentlichen Gemüsegarten (Hausgarten).

In den Gärten angebaute Pflanzen sind in der Regel **Kulturpflanzen**, die durch Auslese, gezielte Auswahl, Züchtung oder gentechnologische Veränderungen entstanden sind. Sie definieren sich in der Unterscheidung von ihren Wildformen durch sogenannte Kulturpflanzenmerkmale und zeichnen sich durch eine anthropogen bedingte hohe innerartliche Vielfalt aus (SCHRECK 2012).

Die Begriffe „**Sorten**“ und „**Arten**“ werden oft synonym gebraucht oder verwechselt. Der Begriff „Art“ wird von Botanikern und Biologen verwendet, um eine Pflanze innerhalb der Pflanzenwelt zuzuordnen (KLAPHAKE et al. 2009). Der Begriff „Sorte“ stammt ursprünglich aus der Pflanzenzüchtung, mit ihm werden „die Varianten einer Nutzpflanzenart unterschieden [...], die durch Auslese oder andere Züchtungsmethoden entstanden sind.“ (KLAPHAKE et al. 2009, S. 10). Eine Sorte unterscheidet sich durch verschiedene (optische) Merkmale wie Färbung oder Größe von anderen Sorten der gleichen Art. Wird eine Sorte zum Sortenschutz angemeldet, unterliegt sie auch einem rechtlichen Schutz. Sollen Gemüsesorten in den Handel gebracht werden, ist eine Zulassung von staatlicher Seite notwendig. Da der Sortenschutz vieler alter Landsorten abgelaufen ist, dürfen diese nicht mehr legal gehandelt werden. Diese Regelung erschwert die „Wiederbelebung der traditionsreichen Landsorten“ (KLAPHAKE et al. 2010, HEISTINGER 2010). Laut Bundessortenamt gilt eine Sorte dann als „alt“, wenn sie nicht mehr zugelassen ist, unabhängig davon, wann die Zulassung ablief. In dieser Arbeit werden aber unter „**alten Sorten**“ auch Sorten verstanden, die schon vor einigen Jahrzehnten (z.B. in den „Gärten der Kindheit“) oder sogar Jahrhunderten angebaut wurden und heute eventuell nicht mehr oder kaum noch angebaut werden.

Zwischen Sorten und Arten stehen in der botanischen Systematik der Kulturpflanzen **Form, Varietät, Konvarietät** und Unterart (von unten nach oben). Ein Beispiel für besonders große Vielfalt auf allen taxonomischen Ebenen ist die Kohllart *Brassica oleracea*, deren formenreicher Wildart sechs Konvarietäten und 16 kultivierte Varietäten (mindestens 12 davon werden derzeit in Deutschland angebaut) gegenüberstehen. Durch die unterschiedliche Nutzung und Auslese verschiedener Pflanzenteile entstanden außerdem zahlreiche Formen wie z.B. Weiß-, Rotkohl, Brokkoli, Kohlrabi, Grünkohl und Kohlsprossen, die alle zur selben botanischen Art gehören. Diese Vielfalt setzt sich insbesondere auf Sortenebene und Ebene der Lokal- und Landrassen fort (SCHRECK 2012, HEISTINGER 2010).

Bei den Sorten unterscheidet man außerdem je nach Vermehrungseigenschaften zwischen Samenfesten und Hybridsorten. **Hybridsorten** sind sozusagen „Einmalsorten“, das Saatgut (Hybrid- oder F1-Saatgut) muss jährlich neu gekauft werden, da die Sorte als solche nicht beständig ist, sondern sich bei der Weitervermehrung in verschiedene Formen aufspaltet (eingebautes „copyright“). Diese Sorten stammen aus sogenannten Inzuchtlinien, die durch die Kreuzung einzelner Pflanzen mit sich selbst entstehen, um reinerbige (homozygote) Linien zu erhalten (HEISTINGER 2003). Ihre Eigenschaften machen sie ungeeignet

für eine On farm Erhaltung (KLAPHAKE et al. 2009). **Samenfeste** Sorten werden auch als „offen abblühende“ Sorten bezeichnet, sie „geben ihre Eigenschaften in einem kontinuierlichen Erbstrom an ihre Nachkommen weiter.“ (HEISTINGER 2010, S. 40). Diese Nachkommen ähneln den Mutterpflanzen, sind aber nicht zu 100 % identisch mit ihnen, die Sorteneigenschaften ändern sich nicht abrupt, sondern verlaufend. Während der Anteil von Hybridsorten immer weiter zunimmt, werden viele samenfeste Sorten aus den Sortenlisten gestrichen. Da die genetische Basis von Hybriden sehr eng ist, nimmt die genetische Vielfalt trotz steigender Zahl von Sortenzulassungen nicht zu (HEISTINGER 2010, KLAPHAKE et al. 2009). Beispiele für samenfeste Sorten sind alte gärtnerische Zuchtsorten (die oft den Namen des Gemüseanbaugebiets, in denen sie gezüchtet wurden, tragen z.B. Weißkraut „Stuttgarter Filderkraut“), neue Sorten aus biologisch (-dynamisch)er Züchtung oder sogenannte „Land-, Lokal- oder Hofsorten“ (HEISTINGER 2010).

Bei den **Landsorten** handelt es sich um durch bäuerliche Auslese entstandene Kulturpflanzenpopulationen, die auch als Lokal-, Hof- oder Haussorten bezeichnet werden. „Diese lokalen Sorten sind durch Auslese von Landwirten und Gärtnern über einen langen Zeitraum an die spezifischen Standorte angepasst worden.“ (KLAPHAKE et al. 2009, S. 23). Die Entwicklung solcher spezifischer Landsorten geschah meist aus dem normalen Anbau heraus und ist eng an eine bestimmte Region und Nutzung gebunden (ENIGL & KOLLER 2003). Je extremer die Umweltfaktoren an einem Standort, desto ausgeprägter sind auch die spezifischen Eigenschaften der Landsorten (KLAPHAKE et al. 2009). „Viele dieser Sorten haben keinen Eigennamen, sie werden einfach als ‚der Paradeiser‘ oder ‚die Bohne‘ bezeichnet. Viele Landsorten weisen eine typische Variabilität zwischen den einzelnen Pflanzen auf“ (HEISTINGER 2010, S. 45) und zeichnen sich durch eine erhöhte Anpassungsfähigkeit und Resistenz gegenüber (lokalen) Krankheiten und Schädlingen, einen kulturellen Wert und eine Orientierung an den Bedürfnissen der Konsumenten und BearbeiterInnen aus (ENIGL & KOLLER 2003, VOGL 2011). Im Vergleich zu Zuchtsorten weisen sie ein ganz bestimmtes Aussehen, in der Regel nur mittlere, aber sichere Erträge und spezifische qualitative Leistungen auf, sind jedoch bei weitem nicht so homogen und ertragreich, weshalb sie aus dem Erwerbsanbau und den Gärten mehr und mehr verschwunden sind (KLAPHAKE et al. 2009, ENIGL & KOLLER 2003).

Sorten können sich – unter der Auslese durch die natürliche Umwelt und Vorlieben des Menschen - in relativ kurzen Zeiträumen verändern und neue Eigenschaften ausprägen. Man geht aber davon aus, dass die Prozesse zur Ausbildung einer „richtigen“, neuen Lokalsorte mindestens 30 Jahre in Anspruch nehmen (VOGL 2011, ENIGL & KOLLER 2003, HEISTINGER 2010): „In einem Zeitraum von etwa 30 Jahren kann sich eine Sorte an einem neuen Standort soweit verändert haben, dass eine ‚neue‘ Lokalsorte entstanden ist.“ (HEISTINGER 2010, S. 41).

Lokales Erfahrungswissen (*local knowledge*) lässt sich definieren als „eine Sammlung von Fakten und bezieht sich auf das gesamte System von Konzepten, Glaubensvorstellungen und Wahrnehmungen von Menschen über die sie umgebende Welt. Dies beinhaltet sowohl die Art, in der Menschen ihre Umwelt wahrnehmen und bewerten, wie sie Probleme lösen und neue Informationen aufnehmen, als auch die

Prozesse, in denen Wissen generiert, gesammelt, angewendet und weitergegeben wird.“ (FAO 2005). Lokales Erfahrungswissen umfasst das Wissen, dass innerhalb einer Gemeinschaft von Menschen im Laufe der Zeit und über Generationen entwickelt wurde und immer weiterentwickelt wird. Es beruht auf Erfahrungen und oftmals jahrhundertelanger Anwendung, ist angepasst an die lokale Kultur und Umwelt und gleichzeitig eingebettet in die Gepflogenheiten, Institutionen, Beziehungen und Rituale einer Gemeinschaft. Träger dieses Wissens sind sowohl Einzelpersonen als auch die ganze Gemeinschaft. Der Schatz an Erfahrungswissen ist dynamisch, unterliegt einem stetigen Wandel und Einflüssen von Außen und passt sich kontinuierlich einer sich schrittweise verändernden Umwelt an (FAO 2005). Je nach Kultur und Gesellschaft unterscheidet sich das lokale Erfahrungswissen, das innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft von Generation zu Generation weitergegeben wird und eng mit den kulturellen Werten der Menschen in der Gemeinschaft verwoben ist (RUDOLPH 2008, FAO 2005). Der überlieferte, lokale Wissensschatz in einer Gesellschaft wird in wissenschaftlichen Untersuchungen mit unterschiedlichen Bezeichnungen angeführt, allgemein hat sich aber der umfassende Begriff „local knowledge“ (bzw. „Lokales Erfahrungswissen“ im deutschsprachigen Raum) eingebürgert (RUDOLPH 2008, VOGL 2011, FAO 2005).

Auch im Bereich der Pflanzennutzung und Kulturpflanzenvielfalt spielt lokales Erfahrungswissen eine tragende Rolle. Insbesondere die Frauen, denen bis heute in den meisten Regionen die Verantwortung für Subsistenzlandwirtschaften und Hausgärten obliegt, sind Trägerinnen eines großen Wissensfundus zu Kulturpflanzen (VOGL 2011). **Gärtnerisches Wissen** wird hier als Bestandteil eines allgemeinen lokalen Erfahrungswissens verstanden, der von einer bestimmten Gruppe (Bäuerinnen bzw. Bauerngärtnerinnen) zu einem bestimmten kulturellen und alltäglichen Wissens-Bereich (dem Wissen zu Kulturpflanzen, ihren Eigenschaften, Ansprüchen, Anbau, Vermehrung und Verwendung) bewahrt und weitergegeben wird.

3. Material und Methoden

3.1 Vorbereitungsphase

3.1.1 Themenfindung

Angeregt durch ein siebenwöchiges Praktikum im Samengarten Eichstetten im Spätsommer 2013, stand schon früh eine ungefähre Richtung für meine Masterarbeit fest. Relativ bald nach dem klar war, dass es um schwindende Agrobiodiversität und die Erhaltung von Kulturpflanzen gehen sollte, ergab sich in Absprache mit Prof. Dr. Konold und durch Anregung von Sabine Köllner von der Badischen Bauernzeitung eine spezifischere Festlegung des Themas. Über Frau Köllner erhielt ich auch Kontakt zu Walburga Schillinger, der ersten Vorsitzenden des Bauerngarten- und Wildkräuterland Baden e.V. und Initiatorin der „Bauerngartenroute“. Prof. Konold vermittelte mir den Erstkontakt zu Eva-Maria Schüle, der stellvertretenden Vorsitzenden des BWB e.V. und Gärtnerin im Kartausgarten Freiburg. Die beiden

Gärtnerinnen waren meine wichtigsten Ansprechpartnerinnen während den Aufnahmen für diese Masterarbeit. Nach verschiedenen Treffen und Gesprächen zum Kennenlernen, um den Untersuchungsrahmen abzustecken und Fragen zu klären, kristallisierte sich schließlich das konkrete, titelgebende Thema meiner Masterarbeit heraus. Unter anderem hatte ich auch die Möglichkeit an einem Treffen bzw. einer Führung im Kartausgarten Freiburg Anfang Mai teilzunehmen und neben Eva-Maria Schüle und Walburga Schillinger auch einige andere TeilnehmerInnen der Bauerngartenroute schon vorab kennenzulernen.

3.1.2 Literaturrecherche

Zur weiteren Einarbeitung in die Thematik fand eine umfangreiche Literaturrecherche über die Universitätsbibliotheken Freiburg und Würzburg, aber auch Online unter anderem über die umfassende Gartenbibliothek der Deutschen Gartenbau Gesellschaft statt. Außerdem konnte ich bei der Literaturkonsultation auf meinen eigenen, über die Jahre gesammelten Bestand an Garten(fach)literatur zurückgreifen, der im Laufe dieser Masterarbeit stetig gewachsen ist. Die inhaltliche Recherche und Lektüre begleitete den gesamten Forschungsprozess und lief durchgehend parallel zu anderen Arbeitsphasen. Immer wieder stieß ich bei der Lektüre von Studien oder Monografien zum Thema auf weitere interessante Literaturhinweise.

Neben der inhaltlichen Literaturrecherche stand zu Beginn der Arbeit auch eine ausgiebige Auseinandersetzung mit der „Methodik empirischer Sozialforschung“. Der Schwerpunkt lag dabei auf der qualitativen Sozialforschung und dem Erstellen und Anwenden von Interview- bzw. Gesprächsleitfäden. Wichtige Quellen waren dabei unter anderem FLICK 2007, MAYRING 2002, SCHNELL et al. 2008 und MAYER 2013. Aufbauend auf dieser Einarbeitung in die Methoden der qualitativen Sozialforschung und Gesprächsführung wurde ein Gesprächsleitfaden basierend auf den Hinweisen von MAYER 2013, SCHNELL et al. 2008 und DIEKMANN 2005 entwickelt.

3.1.3 Wahl des Erhebungsinstruments

Teilstrukturierte Leitfadengespräche schienen im vorliegenden Falle die geeignetste Erhebungsmethode zu sein, um von den BauerngärtnerInnen die gewünschten Informationen zu erhalten. Da davon auszugehen war, dass die angesprochenen BauerngärtnerInnen wenig bis keine Erfahrung mit Interviews und systematischen Befragungen haben und sich in einer „natürlicheren“ Gesprächssituation wohler fühlen würden, fiel die Wahl auf den Leitfaden als Erhebungsinstrument. Der Leitfaden lässt ein relativ offenes, der Dynamik der Befragten angepasstes Gespräch zu und räumt den Befragten viel Raum für persönliche Ansichten und Anliegen ein, statt sie einer eher künstlichen Interviewsituation auszusetzen. Gleichzeitig stellt der Leitfaden sicher, dass keine wesentlichen Aspekte der Forschungsfragen im Gespräch vergessen

werden bzw. umgekehrt alle relevanten Aspekte angesprochen werden (vgl. MAYER 2013, DIEKMANN 2005). Die Erwartung an das Leitfadenterview war dabei, „dass in der relativ offenen Gestaltung der Interviewsituation die Sichtweise des befragten Subjekts eher zur Geltung kommt als in standardisierten Interviews oder Fragebögen.“ (FLICK 2007, S. 194). Durch die flexible Handhabung des Leitfadens bleibt den Befragten ein großer Spielraum für ihre Antwortmöglichkeiten bei gleichzeitig klarer Strukturvorgabe, worüber es in ihren Antworten gehen soll (FLICK 2007). Dies erleichtert die Vergleichbarkeit und Auswertung der erhobenen Daten ohne auf Kosten eines „natürlichen Interaktionsflusses“ zu gehen (SCHNELL et al. 2008, ATTESLANDER 2010).

3.1.4 Erstellung eines Gesprächsleitfadens

Der für die Datenerhebung entwickelte Gesprächsleitfaden setzt sich aus vier Hauptthemenblöcken, einer Einleitung und einigen wenigen abschließenden, statistischen Angaben zusammen. In der Einleitung wurden Fragen zum Garten und seiner Bewirtschaftung allgemein gestellt, um die GesprächspartnerInnen langsam zum eigentlichen Thema hinzuführen und nicht zu Beginn schon mit „Detailfragen“ zu überfordern (vgl. „Eisbrecherfragen“ bei MAYER 2013, FLICK 2007, DIEKMANN 2005). Die vier Themenkomplexe orientieren sich an der der Untersuchung zugrunde liegenden Fragestellung (MAYER 2013). Der Themenkomplex „Kulturpflanzenvielfalt“ versucht herauszufinden, was in den Gärten angebaut wird und ob es in den letzten Jahrzehnten Veränderungen gab. Der zweite Komplex befasst sich mit „Alten und lokalen Sorten, Sortenraritäten“ und der Vermehrung von besonderen Sorten. Im dritten Teil soll indirekt über Fragen nach Bewirtschaftungsmethoden und Arbeitsschritten im Garten, das bei den GesprächspartnerInnen vorhandene „Gärtnerische Wissen“ eruiert werden. Der letzte Themenkomplex „Motivation und Perspektiven“ beschäftigt sich mit der Frage, aus welchen Motiven heraus die Befragten gärtnern, wie viel Zeit sie in den Garten investieren und welche Modelle denkbar wären, um den Garten auch in die Folgegeneration hinein zu erhalten.

Den letzten Teil des Leitfadens bildeten einige „Abschließende Angaben zur Person“ und zur Lage der Gärten. Außerdem war an die ausgedruckten Gesprächsleitfäden noch jeweils ein extra Blatt für das Postskriptum angeheftet (vgl. u.a. FLICK 2009, LAMNEK 2005). In diesem Postskriptum wurden unmittelbar im Anschluss an die Gartenbesuche und Gespräche die Dauer des Gespräches bzw. Besuchs, Eindrücke über den Verlauf des Gespräches, die Kommunikation, Person des Interviewpartners, eigenes Verhalten und Stimmung, äußere Einflüsse und Störungen und der Ort, an dem das Gespräch stattfand, festgehalten. Diese Notizen dienten vorrangig der persönlichen Erinnerung und wurden für eventuelle Unklarheiten bei der Auswertung schriftlich memoriert, erwiesen sich aber bei der praktischen Auswertung als weitgehend irrelevant. Der Leitfadentwurf wurde zur Prüfung an Prof. Konold, Walburga Schillinger und Eva-Maria Schüle gesendet, deren Hinweise in die Überarbeitung mitaufgenommen wurden.

3.1.5 Pretest

Vor der eigentlichen Datenerhebung (Befragung) wurde außerdem ein Pretest durchgeführt, der dazu dienen sollte, die Verständlichkeit, Vollständigkeit und Dauer (nach MAYER 2013) des Leitfadens vorab zu testen. Dazu wurden zwei Probegespräche mit Eva-Maria Schüle und Walburga Schillinger geführt. Die beiden „Test-Gesprächspartnerinnen“ besitzen nicht nur viel Erfahrung und Wissen in der Thematik, sie sind selbst seit Jahren in ihren Gärten tätig und haben auch selber schon wissenschaftlich gearbeitet bzw. Leitfaden-Interviews geführt. Im Verlauf der Probegespräche zeigte sich, dass der Leitfaden zwar lang, aber dennoch gut geeignet für ein weitgehend offenes Gespräch mit einzelnen Nachfragen und „Lenkungsmanövern“ war. Auch der Verzicht auf Audioaufnahmen erwies sich als unproblematisch, das kontinuierliche Mitschreiben und Notizen-Machen im Gesprächsverlauf funktionierte bereits bei den Probegesprächen reibungslos ohne den Erzählfluss der Befragten zu beeinträchtigen. Es wurde bewusst während der gesamten Gartenbesuche auf eine Audio-Aufzeichnung der Gespräche verzichtet, da „Nebeneffekte“ durch Aufnahmegeräte - wie eine unnatürlichen Situation und ein durch das Wissen um das laufende Tonband gehemmtes Verhalten der GesprächspartnerInnen - vermieden werden sollten (vgl. LAMNEK 2005). Während der Befragung wurden deshalb die Antworten und Aussagen der befragten BauerngärtnerInnen in Form von detaillierten Notizen festgehalten (vgl. ATTESLANDER 2010, SCHNELL et al. 2008). In Anschluss an die beiden Pretest-Interviews wurde das Leitfaden-Layout noch einmal überarbeitet, um es übersichtlicher zu gestalten. Außerdem wurde im Themenkomplex „Gärtnerisches Wissen“ noch die Rubrik „Boden und Bearbeitung“ eingefügt.

3.2 Forschungsregion und Auswahlverfahren

3.2.1 Auswahl der GesprächspartnerInnen

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte durch eine mehr oder weniger gezielte Stichprobenauswahl, bei der größtenteils im Vorfeld eine spezifische Gruppe von BauerngärtnerInnen festgelegt wurde (vgl. FRIEBERTSHÄUSER & LANGER 2010). Die Auswahl geschah in Zusammenarbeit mit Walburga Schillinger, die als Vorsitzende des BWB e.V. zahlreiche Kontakte zu BauerngärtnerInnen im Untersuchungsraum unterhält. Von Walburga Schillinger erhielt ich im Vorfeld eine Liste mit Namen, Adressen und Telefonnummern von BauerngärtnerInnen, die – laut Schillinger - für das Thema interessant und mit hoher Wahrscheinlichkeit auch zu einem Gespräch bereit wären. Ein Großteil der in der Liste aufgezählten GärtnerInnen nimmt auch an der Bauerngartenroute teil, mit der das Entstehen dieser Arbeit zusammenhängt. Walburga Schillinger diente bei der Kontaktaufnahme zu den BauerngärtnerInnen als „gatekeeper“ (vgl. MAYER 2013), die die anderen GärtnerInnen zum Teil vorab schon von meinem Anliegen informiert hatte, bzw. deren Namen ich bei den Erstkontakten zu den Gesprächspartnerinnen am Telefon immer als Kontaktvermittler nennen und mein Anliegen dadurch sozusagen „legitimieren“ konnte. Dies

erleichterte die Kontaktaufnahme ungemein. Von den insgesamt 26 besuchten Bauerngärten wurden 21 im Zusammenhang mit der Liste von Frau Walburga Schillinger kontaktiert und aufgesucht. Drei weitere sprach ich ihm Rahmen von (gezielten) Gartenbesuchen am „Tag des offenen Bauerngartens“ am 19. und 20. Juli 2014 an und vereinbarte jeweils einen Gesprächstermin in der darauffolgenden Woche. Ein Kontakt wurde mir über den Samengarten Eichstetten vermittelt, ein weiterer von einem Bekannten und Eva-Maria Schüle ans Herz gelegt. Neben 24 Bauerngärten besuchte ich auch zwei Klostergärten: den Garten des ehemaligen Kartäuserklosters in Freiburg („Kartausgarten“) und den Klostergarten St. Trudpert im Münstertal. Beide Gärten sind in die Bauerngartenroute involviert und wurden exemplarisch für die Klostergärten als Vorläufer und Beeinflusser der Bauerngärten in dieser Arbeit mit aufgenommen.

3.2.2 Verteilung der Gärten in der Untersuchungsregion

Die Gärten liegen in einem relativ großen Untersuchungsraum im südlichen bis mittleren Baden (siehe Abbildung 1). Ihre Verteilung erstreckt sich von der Rheinebene und dem Kaiserstuhl im Westen bis hin zu einem „Ausreißer“ Richtung Bodensee im Osten. Im Norden bildet das Kinzigtal eine großzügige Grenze, in deren Einzugsbereich sich mehrere besuchte Bauerngärten finden. Die südlichsten Gärten reichen bis hinein in den Südschwarzwald. Durch das große Untersuchungsgebiet bestehen zwischen den einzelnen Bauerngärten oftmals starke Unterschiede in Geologie und Klima. Wie HÜGIN 1991 in seiner Dissertation zu den „Hausgärten zwischen Feldberg und Kaiserstuhl“ zeigte, spielen die geologischen Unterschiede innerhalb der Gärten, aufgrund der oftmals jahrzehntelangen, kontinuierlichen gärtnerischen Bearbeitung und Pflege, nur noch eine untergeordnete Rolle für die Bodeneigenschaften und den Pflanzenbestand. Dafür kommen umso mehr klimatische Unterschiede zum Tragen. In der trockenen, milden Rheinebene oder im Gunstklima des Kaiserstuhls gedeihen vor allem wärmeliebende Gemüsearten wie Tomate oder Gurke besser als in den kühlen Hochlagen des Südschwarzwaldes (HÜGIN 1991). Auch die Länge der Vegetationsperiode schwankt stark: während in den Gärten der höheren Lagen immer wieder betont wird, dass vor Mitte Mai nichts nach draußen gesetzt wird, scheinen die gefürchteten Eisheiligen am Kaiserstuhl keine Rolle zu spielen. Die Gärten liegen zwischen 200 und 1.000 m Meereshöhe: Neun der Gärten liegen unter bzw. auf 300 m ü. NN, neun liegen oberhalb von 800 m ü. NN und die restlichen acht bewegen sich auf einer Meereshöhe zwischen 400 und 700 m.

Nur sechs Bauerngärten liegen zusammen mit Haus (und Hof) im Siedlungsgebiet, also innerhalb eines Ortes. Sieben Gärten sind relativ ortsnah angesiedelt, 14 eher abgelegen. Vier davon sind mindestens drei Kilometer vom nächsten Ort bzw. Weiler entfernt; die Entfernung zur nächsten Einkaufsgelegenheit ist zum Teil auch noch größer. Insgesamt 13 der besuchten Gärten befinden sich mit dem dazugehörigen Hof in Solitärlage, viele davon liegen nicht einmal in Sichtweite zum nächsten Gehöft.

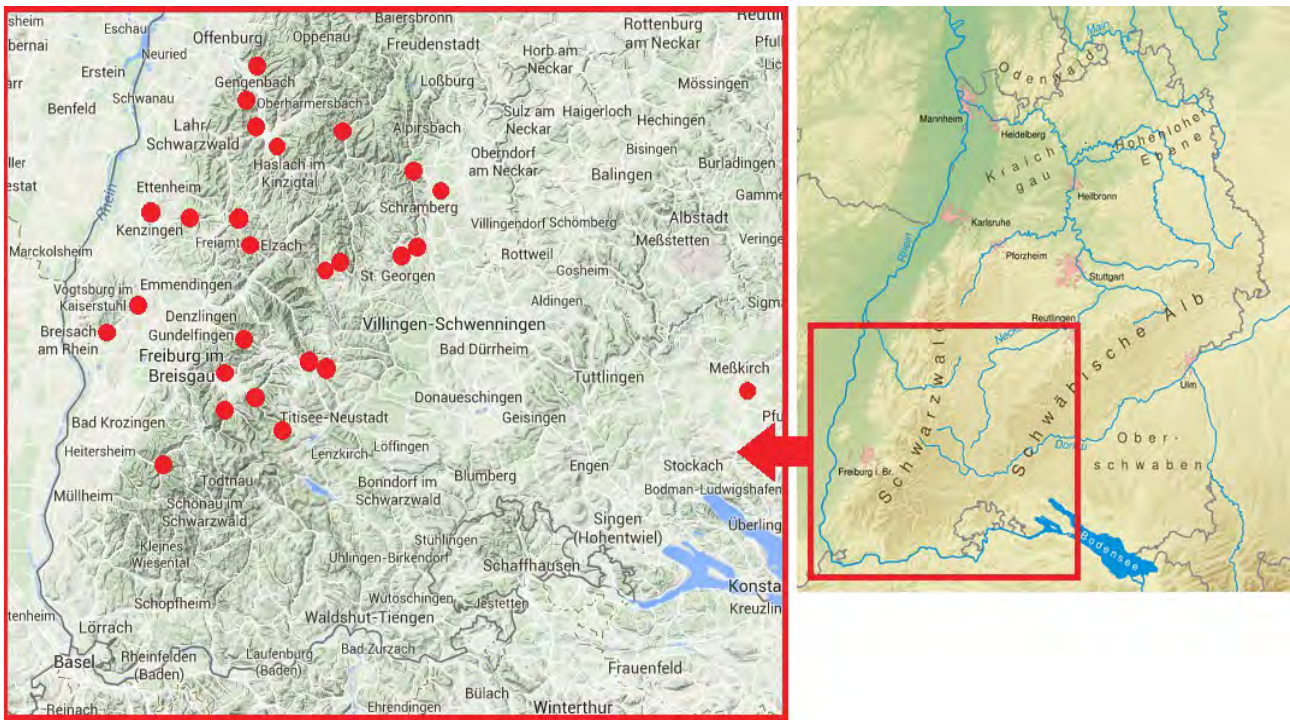


Abbildung 1: Rechte Abbildung: Das Untersuchungsgebiet und seine räumliche Lage in Baden-Württemberg; Linke Abbildung: Verteilung der Gärten im Untersuchungsgebiet von der Oberrheinenebene bis hoch in den Schwarzwald (Eigene Bearbeitung; Quelle Google Maps, Wikipedia).

3.3 Datenerhebung

Die Feldforschung fand von Mitte Juni bis Ende Juli statt. Die Bauerngärten wurden je nach Entfernung mit dem Fahrrad oder PKW angefahren, nachdem zuvor per Telefon ein Besuchstermin mit der jeweiligen Gärtnerin vereinbart wurde. Die BauerngärtnerInnen zeigten sich durchweg aufgeschlossen und gesprächsbereit, in keinem Fall wurde eine Gesprächs- und Besuchsfrage abgelehnt. Die einzelnen Besuche dauerten zwischen 55 und 165 (durchschnittlich 99) Minuten, die Leitfadengespräche zwischen 25 und 148 (durchschnittlich 69) Minuten. In vielen Fällen ist es schwierig bzw. unmöglich, informelle und für den Leitfaden und die Arbeit relevante Gesprächsaspekte zeitlich voneinander zu trennen. Bei vielen Besuchen floss der „offizielle“ Teil des Leitfadengesprächs nahtlos mit einem „informellen“ Teil mit zum Teil auch sehr persönlichen Gesprächsinhalten zusammen. In einigen Fällen waren die Gartenbesuche aber auch klar in einen Leitfadeninterview-Teil und eine anschließende Gartenführung, bei deutlich gelockerter, „natürlicher“ Atmosphäre gegliedert. Die Gestaltung der Besuche wurde, wenn möglich, den GesprächspartnerInnen überlassen. Während der Gespräche, aber auch innerhalb der Dauer des gesamten Besuchs wurden Notizen bzw. ein Gesprächsprotokoll angefertigt. Zusätzlich wurden die Gärten per Foto dokumentiert. Unmittelbar im Anschluss an das Gespräch (im Auto oder kurz nach der Ankunft Zuhause) wurde das oben bereits erwähnte Postskriptum ausgefüllt. Außerdem wurden so zeitnah wie möglich alle festgehaltenen Notizen im Laptop digitalisiert und eine Fotodokumentation für jeden Garten angelegt. Da

die Gespräche eine hohe Konzentration und „Wachsamkeit“ erforderten und ihre Nachbereitung nicht zu lange verzögert werden sollte, um den frischen Eindruck nicht zu verwischen, wurden pro Tag maximal zwei Gärten aufgesucht. Dies sollte auch sicher stellen, dass für die einzelnen Besuche von Seiten der Interviewerin ausreichend Zeit zur Verfügung stand und die Gespräche keinem zeitlichen Druck unterlagen. Wurden zwei (oder in einem Fall drei) Gärten an einem Tag besucht, wurde außerdem darauf geachtet, sich mindestens einen Tag bis zum nächsten Besuch freizuhalten, um mit der Nachbearbeitung nicht in Verzug oder durcheinander zu geraten.

Nach den ersten fünf Gartenbesuchen wurde auch die Höhenlage der Gärten als relevanter Aufnahmeparameter mit in den Leitfaden aufgenommen, da zuvor immer wieder Bauerngärtnerinnen betont hatten, dass dieses oder jenes wegen der Höhe bei ihnen nicht wüchse. Zur „Halbzeit“ der Geländeaufnahmen wurde eine einwöchige Zwangspause eingelegt, da das für die Gartenbesuche notwendige Fahrzeug in die Werkstatt gebracht werden musste. Diese Pause wurde genutzt, um die Erfahrungen der bisherigen Gespräche zu reflektieren und einige Änderungen mit in den Leitfaden zu übernehmen: Zum einen hatte sich relativ früh herausgestellt, dass den meisten GärtnerInnen eine Quantifizierung der Sortenzahl nicht möglich war, da sie schlicht den genauen Unterschied zwischen Arten bzw. Formen und Sorten von Kulturpflanzen nicht kannten. Die Begriffe Arten und Sorten wurden in vielen Fällen synonym gebraucht, die Sortennamen der angebauten Arten waren oftmals nicht bekannt. Deswegen wurde die Frage nach der Sortenzahl auf die Artenzahl erweitert, wenn bei den häufig auf diese Frage folgenden Aufzählungen offensichtlich nur Kulturpflanzenarten bzw. -formen (gerade beim Kohl) aufgezählt wurden. Außerdem wurde die Frage nach dem Austausch von Saatgut auf Pflanzenteile erweitert, da viele Gärtnerinnen eher Stecklinge oder Jungpflanzen als Saatgut an andere weitergeben. Zuletzt wurde im Teil „Gärtnerisches Wissen“ noch der Aspekt der „Brauchtumpflege“ bei der Frage nach „Beachtung tradierten Wissens“ mit memoriert. Auch dies wegen einer aus dem Gespräch heraus entstandenen Anregung.

Insgesamt wurden in den sechs Wochen der Feldarbeit 26 Bauerngärten bzw. 26 Gartenstandorte besucht (zum Teil fanden sich an einem Standort mehrere, zusammengehörende Gärten, diese wurden der Übersichtlichkeit und Einfachheit halber gemeinsam erfasst). In 25 Gärten fanden die Interviews mit Frauen statt, in wenigen Fällen waren die Partner zeitweise ebenfalls dabei. Nur in einem Fall führte ich ein Interview ausschließlich mit einem männlichen Gesprächspartner, dem hauptberuflich im Klostergarten von St. Trudpert tätigen Gärtner. Dieser Umstand bewirkt, dass ich sehr häufig von den Gärtnerinnen oder den Bauerngärtnerinnen ohne Binnen-I sprechen werde: dies betrifft Aussagen, bei denen das Kloster St. Trudpert nicht mit beachtet wurde. Das „Ergebnis“ der etwa 6-wöchigen Aufnahmephase waren 26 computergeschriebene Interviewskripte, die sowohl auf dem Laptop als auch auf einem externen Speicher gesichert wurden. Hinzu kam eine umfangreiche Dokumentation der besuchten Gärten via Kamera.

Neben der eigentlichen Feldforschung, den Gartenbesuchen für diese Arbeit, wurden außerdem

verschiedene Veranstaltungen besucht, die mit dem Thema der Arbeit zusammenhingen. Parallel zu den Gartenbesuchen arbeitete ich immer wieder im Samengarten Eichstetten mit und führte dort informelle Gespräche mit Mitarbeitern und Engagierten. Sowohl am offenen Sonntag Mitte Juli als auch am Tag des offenen Bauerngartens (19. und 20. Juli) unterstützte ich den Samengarten bei Verkauf, Beratung und Abbau und stand in regem Dialog mit Besuchern und „Samengärtnern“. Ebenfalls am „Tag des offenen Bauerngartens“ fuhr ich am 19. und 20. Juli noch drei – der Beschreibung nach interessante – Bauerngärten im Umkreis von 35 km (um Eichstetten) an und vereinbarte nach einem selbstständigen Gartenrundgang jeweils Gesprächstermine für die kommende Woche mit den Gärtnerinnen.

Einen Sonderfall stellte außerdem der letzte Besuch bei einer 80-jährigen Gärtnerin da, mit der ich über den Samengarten bekannt geworden war und der in erster Linie der Mitarbeit im Garten diente. Während des gemeinsamen Hackens wurde ein vollständig informelles und unstrukturiertes Gespräch geführt; dennoch erfuhr ich bei der Mithilfe im Garten nicht weniger und zum Teil sogar mehr über den Garten und seine Bewirtschaftung als bei vielen zielgerichteten Leitfadengesprächen.

3.4 Auswertung und Analyse der erhobenen Daten

Neben den in Open Office abgetippten Gesprächsprotokollen, wurde für jeden Garten ein eigener digitaler Ordner mit Fotomaterialien angelegt. Die Interviews wurden ausgedruckt und jedes für sich noch einmal durchgegangen und am Rand mit Stichwörtern versehen, die zum Teil schon die späteren Auswertungskategorien beinhalteten. Anhand der einzelnen Interviews wurde eine Einteilung in quantitative und qualitative Daten vorüberlegt. Schließlich wurden die digitalisierten Leitfadengespräche in eine große Excel-Mappe (Tabelle) übertragen, in der die ursprünglichen Leitfadenkategorien zum Teil verändert und neu angepasst worden waren. Hier fand bereits eine Reduktion des aufgenommenen Materials im Hinblick auf für die Fragestellung irrelevante bzw. zu persönliche Informationen statt: Wie bei LAMNEK 2005 empfohlen, wurden Nebensächlichkeiten aus den einzelnen Abschriften entfernt und „zentrale Passagen“ hervorgehoben. Das gesammelte Material wurde daraufhin in eine Excel-Mappe mit quantitativen und eine mit den qualitativen Daten geteilt. Die quantitativen Daten wurden per Excel händisch ausgewertet. Die Darstellung der bereits bearbeiteten qualitativen Daten in Form einer Tabelle diente einer besseren (quantifizierenden) Materialübersicht als Basis für eine weitergehende qualitative Analyse (vgl. SCHMIDT 2010). Die Auswertung der qualitativen Daten geschah in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING 2002 bzw. SCHMIDT 2010, wobei die Hauptorientierung an der „Zusammenfassenden Interpretation“ nach MAYRING (bei SCHMIDT 2010) lag. Die qualitativen auszuwertenden Informationen wurden nochmals in den einzelnen Gesprächsleitfäden durchgegangen und am Rand mit weiteren Kategorien versehen. Nach dieser Auseinandersetzung mit dem Material wurde – in Orientierung am Material und den vermerkten Stichworten - eine neue Gliederung, die die ursprüngliche

Leitfadengliederung teilweise auflöste und modifizierte, aufgestellt. Die Gliederung diente im weiteren Verlauf der Auswertung als eine Art Kategoriensystem, das die aus dem Material herauszufilternden inhaltlichen Aspekte festlegte (vgl. MAYRING 2002). Anhand dieser Gliederung wurden die Antworten der GesprächspartnerInnen auf einzelne und zum Teil auch auf mehrere Fragen in der Tabelle jeweils zusammen betrachtet, die Informationsmenge abermals auf das Wesentliche der einzelnen Antworten reduziert und schließlich zusammengefasst. - Wobei einzelne, markante bzw. repräsentative Beispiele und wörtliche Zitate (in Mundart) mit in den Ergebnisteil übernommen wurden. Dieser Schritt spielte mehr oder weniger unmittelbar in die Ausformulierung des Ergebnisteiles dieser Arbeit hinein. Während der Leitfadengespräche wurden besonders prägnante, aussagekräftige, im Dialekt gesprochene Sätze und Antworten der GesprächspartnerInnen wortwörtlich mit aufgeschrieben. Da die Autorin keine Erfahrung im Umgang mit dem phonetischen Alphabet hat, aber auch für eine bessere Lesbarkeit, werden die im Text zitierten Dialektpassagen über die „literarische Umschrift“ im gebräuchlichen Alphabet wiedergegeben (vgl. MAYRING 2002). Die Zitate sind Kursiv geschrieben und in Klammern mit dem Kürzel „GP“ (GesprächspartnerIn) und einer laufenden Nummer versehen, was hauptsächlich der Orientierung und Überprüfung durch die Autorin dient. Während der Analyse der bereits reduzierten und vorbearbeiteten Daten wurde außerdem immer wieder auf die vollständigen Gesprächsprotokolle zurückgegriffen, um Unklarheiten zu klären und Fehldeutungen zu vermeiden bzw. um Zitate korrekt wiederzugeben. In Auseinandersetzung mit dem Material wurden die entwickelten Kategorien immer wieder überprüft und zum Teil auch noch modifiziert (vgl. FLICK 2007).

4. Ergebnisse

4.1 Merkmale der Gärten

4.1.1 Der „Bauern Gärten“?

Oder sollte es besser, wie von VOGL-LUKASSER 2007 vorgeschlagen, „der Bäuerinnen Gärten“ heißen, da die Bewirtschaftung und Pflege des Gartens doch in allererster Linie den Frauen oblag und bis heute obliegt? Der Name kommt jedenfalls nicht von ungefähr, bezeichnet er doch im Wortsinne den Garten bei einem Bauernhof (Abbildung¹ 2). So gehören zwanzig der besuchten Gärten bis heute zu einem landwirtschaftlichen Betrieb. Acht davon sind Vollerwerbsbetriebe, zwölf Höfe werden im Nebenerwerb bewirtschaftet (siehe Übersicht in Abbildung 3). Auch die zwei Klostergärten sind an eine Landwirtschaft angegliedert. Die Größe der Betriebe schwankt dabei stark, von der reinen Milchkuhhaltung, über Mutterkuhhaltung, Grünlandbetrieb und die Weinbaubetriebe des Kaiserstuhls bis hin zu vielfältig aufgegliederten, kleinen Betriebszweigen (Wald, Schweine-, Puten-, Schafhaltung, Christbaumkulturen,

1 Alle Abbildungen in der vorliegenden Arbeit stammen, sofern nicht anders angegeben, von den Autorin.

Schnapsbrennerei etc.) ist ein breites Spektrum an Erscheinungsformen vertreten. Drei kleinere Höfe wirtschaften rein für den Eigenbedarf. Von den sechs besuchten Bauerngärten ohne Betrieb, gehörten vier bis vor wenigen Jahren noch einem wirtschaftenden Hof an, der aus Altersgründen und mangelnder Nachfolge bzw. aus ökonomischen Gründen aufgegeben werden musste. Ein weiterer Garten entstand mit der Übernahme eines aufgegebenen Bauernhofs durch die interviewte Gärtnerin, die mit dem landwirtschaftlichen Betrieb selbst nichts mehr zu tun hatte. Und lediglich ein Garten entstand auf der Rasenfläche hinter einem Einfamilienhaus auf dem Land.



Abbildung 2: Beispiele für Gärten bei noch bewirtschafteten Bauernhöfen. Im Bild links scheint der Hauptweg direkt in das Wohnhaus zu laufen. Den rechten Garten trennt eine Straße von den Hofgebäuden.

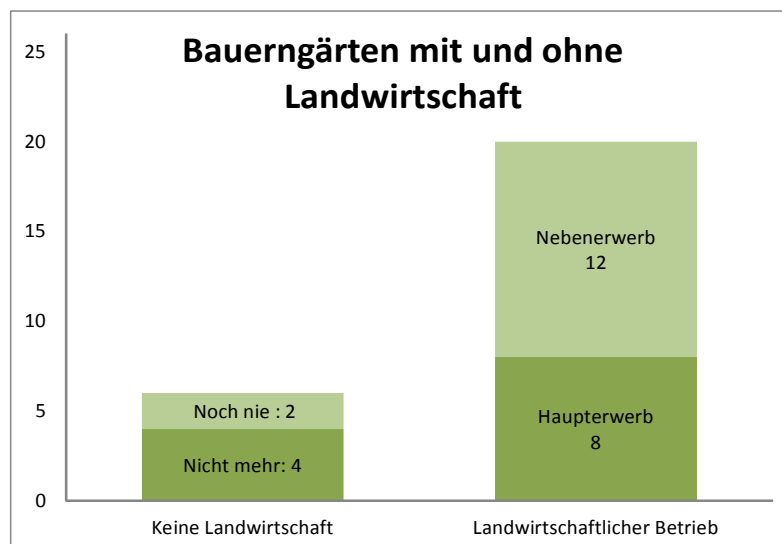


Abbildung 3: Sechs der besuchten 26 (Bauern-)Gärten sind nicht (2) bzw. nicht mehr (4) an einen landwirtschaftlichen Betrieb angeschlossen; 20 gehören noch zu einem Bauernhof, davon sind 12 Nebenerwerbs- und acht Vollerwerbsbetriebe (n= 26).

4.1.2 GesprächspartnerInnen

Das Alter der befragten BauerngärtnerInnen liegt zwischen 35 und 93 Jahren, im Durchschnitt 61 Jahre. Wenn in einem Garten mehrere Personen gleichwertig zusammen arbeiteten und auch an den Gesprächen beteiligt waren, wurde das Alter mit einbezogen, so dass sich eine Gesamtzahl von 33 GärtnerInnen, überwiegend Frauen (drei Männer) ergab. Über die Hälfte der GesprächspartnerInnen (19) ist in einem Alter von 60 oder jünger (58 %), wobei ein Schwerpunkt zwischen 50 und 60 Jahren liegt (zwölf GärtnerInnen) und die GesprächspartnerInnen, die den Garten ihrer Mutter erst vor kurzem übernommen haben, mit einberechnet sind, - die Mütter nur, insoweit sie noch an der Gartenarbeit beteiligt sind. 14 GärtnerInnen sind älter als 60 (42 %), vier davon über 80 Jahre alt.

Der Großteil der BauerngärtnerInnen (19 von 25) stammt ursprünglich aus der Landwirtschaft und ist bereits auf einem Hof aufgewachsen. Neun der GärtnerInnen kümmern sich neben dem Garten auch noch um den Hofbetrieb (während die Männer halb- oder ganztags arbeiten gehen) sechs davon haben den Hof ihrer Eltern übernommen. Neun der älteren BauerngärtnerInnen sind mehr oder weniger im Ruhestand, manche haben den Hof an eine/n Nachfolger/in aus der Familie abgegeben, andere haben den Hofbetrieb aufgelöst und die verbliebenen Flächen verpachtet. In der Regel sind die Bäuerinnen aber über die hauptverantwortliche Betriebsführung hinaus in das Hofgeschehen involviert. Sieben der befragten GärtnerInnen arbeiten in Teilzeit (Halbtags oder auf Basis einer geringfügigen Beschäftigung) neben ihrer Tätigkeit in Hof und Garten z.B. als Dorfhelferin, landwirtschaftliche Familienberaterin, (Garten-)Buchautorin oder Pflegerin der städtischen Grünanlagen. Von den über 60-jährigen BauerngärtnerInnen haben viele (neben der Mitarbeit auf dem Hof der Eltern) die früher in den meisten Gegenden angebotenen landwirtschaftlichen Kurse und Winterschulen besucht, die dazu dienten, den angehenden Bäuerinnen Grundlagen zur Hauswirtschaftsführung, Ernährung und Versorgung der Familie zu vermitteln, um sie auf ihre zukünftige Rolle im Hofgefüge vorzubereiten. Acht BauerngärtnerInnen (auch unter 60-jährige) haben eine Ausbildung in der ländlichen Hauswirtschaft gemacht, einige auch die Meisterprüfung abgelegt. Die jüngeren GärtnerInnen haben alle eine Ausbildung oder ein Studium absolviert, wobei bis auf drei Ausnahmen die Ausbildung in mehr oder weniger engem Bezug zur Landwirtschaft (bzw. zum Gartenbau) steht.

Siebzehn der besuchten BauerngärtnerInnen sind an der über den BWB e.V. ins Leben gerufenen Bauerngartenroute beteiligt. Insgesamt 13 Gärten waren am Tag des offenen Bauerngartens 2014 für Besucher geöffnet. Mindestens acht GärtnerInnen (vermutlich aber mehr) sind außerdem bei den Landfrauen engagiert. Vier GärtnerInnen erwähnten ihre Mitgliedschaft in der 2013 gegründeten Kräutermanufaktur, einem Zusammenschluss von 30 Frauen aus ganz Südbaden, die Kräuter anbauen, verarbeiten und gemeinsam vermarkten und eng mit dem BWB e.V. verzahnt sind.

4.1.3 Gestaltung und Bewirtschaftung

Die Bäuerin als Gestalterin und Bewirschafterin

Bis auf eine Ausnahme handelte es sich bei den befragten Personen auch um die hauptsächlich oder zumindest gleichberechtigt im jeweils besuchten Bauerngarten tätigen GärtnerInnen. In 25 Gärten ist eine weibliche Person alleine bzw. zumindest in Hauptverantwortung für die Gartenarbeiten zuständig. In drei der besuchten Gärten bewirtschafteten die Frauen die Gärten gemeinsam mit ihren jeweiligen Ehemännern (wobei auch hier weitgehend die Frauen „das Sagen hatten“, d.h. über Gestaltung und Pflanzenszusammensetzung der Gärten entschieden). Nur der Kloostergarten St. Trudpert wird von einem Gärtner bewirtschaftet.

Dreizehn der Gärten werden in erster Linie alleine von der jeweiligen Gärtnerin bewirtschaftet, wobei neun der Gärtnerinnen angeben, dass sie bei bestimmten Tätigkeiten Hilfe von ihrem Partner, der Mutter oder anderen Personen aus dem Freundes- und Bekanntenkreis erhalten. Die andere Hälfte der Gärten wird von den Gärtnerinnen grundsätzlich gemeinsam mit einem Familienmitglied gepflegt. In sieben Fällen einer gemeinsamen Gartenbewirtschaftung haben die beiden Gärtnernden klar getrennte Bereiche, sei es räumlich durch eine eindeutige Beetaufteilung, sei es durch eine Aufteilung der im Garten anfallenden Arbeiten. Vier der Gärtnerinnen werden zusätzlich (und zum Teil regelmäßig) von Praktikanten bzw. ehrenamtlichen Helfern im Garten unterstützt.

Die Bewirtschaftung geschieht in Hauptverantwortung zwischen zwei und 60, im Durchschnitt seit 25 Jahren. In einigen Fällen berichteten die Frauen, dass nach der Heirat auf den Hof des Mannes, die ersten Jahre noch die Schwiegermutter die Hauptverantwortung hatte und erst nachdem diese sich auf ihr Altenteil und aus dem Garten zurückgezogen hatte und die eigenen Kinder alt genug waren, um nicht ständig der mütterlichen Aufmerksamkeit zu bedürfen, übernahm die Schwiegertochter das Regiment über die Beete. Ähnliches wird auch von denjenigen Bauerngärtnerinnen beschrieben, die auf dem elterlichen Hof blieben und den Garten von der eigenen Mutter übernahmen. So kommt es, dass einige Befragte ihren Garten schon länger bewirtschaften, allerdings erst nach einigen Jahren die volle Verantwortung für ihn übernommen haben.

Das Alter der Bauerngärten selber liegt - laut Angaben ihrer Bewirschafterinnen und in einigen Fällen auch urkundlich belegbar – in 16 Fällen (61,5%) bei über 100 Jahren. Nur ein Garten besteht seit weniger als zehn Jahren, zwei Gärten sind jeweils jünger als 20 bzw. 50 Jahre alt, die restlichen vier Bauerngärten lassen sich von ihren heutigen Besitzern zumindest bis in die Anfänge des letzten Jahrhunderts (maximal 100 Jahre) zurückverfolgen, sind aber möglicherweise ebenfalls deutlich älter. Das hohe Alter der Gärten deutet bereits darauf hin, dass ein Großteil von Ihnen (22 der Gärten bzw. 84,6%) nicht von den befragten Bauerngärtnerinnen neu angelegt, sondern von der vorhergehenden Generation von Bewirchaftern

übernommen wurde: in der Regel gingen die Gärten aus weiblicher Hand an die Tochter (in sieben Fällen) bzw. die Schwiegertochter als Frau des (künftigen) Hoferbens weiter (in zehn Fällen) oder (wie in einem Fall) eine Generation überspringend an die Enkelin über. Die Übernahme ging selten mit einem klaren Bruch vonstatten, sondern verlief eher schleichend, indem sich die Ältere immer mehr zurückzog und die Jüngere mehr und mehr Verantwortung übernahm. Die beiden Klostergärten mit ihren anderen Ausgangsbedingungen bilden hier eine Ausnahme, sie wurden zwar nicht selbst angelegt, aber auch nicht im klassischen Sinne von einer Gärtnerinnen-Generation an die andere weitergegeben. Von den 22 Bauerngärtnerinnen, die ihren Garten von einer Vorgängerin übernommen haben, legten sieben noch zusätzlich zum übernommenen Garten im Sinne einer gärtnerischen Nutz- und Anbaufläche neue Beete an. Lediglich vier Gärten wurden von den Gesprächspartnerinnen selbst angelegt: zwei Bauerngärten wurden im Zuge von Neubauten umgelegt, zwei entstanden gänzlich neu mit einer frisch bezogenen Haus- bzw. Hofstelle.

Größe und Gestaltung

Die Gärten (Anbaufläche) sind zwischen 65 m² und 5.000 m² (0,5 ha) groß. Der Schwerpunkt liegt zwischen 100 m² bis 400 m² Anbaufläche. Das vielbeschworene Bild des klar umgrenzten, eingezäunten Bauerngartens mit kreuzförmigen Wegverlauf fand sich nur in den seltensten Fällen. Allein 15 Gärten (57,7%) bestanden aus mehreren Beet-Parzellen, die mehr oder weniger nah beieinander und am Haus lagen. Wiesen sie eine zusammenhängende Beetfläche mit Zaun auf (siehe Abbildung 5), so wurde dieser eigentliche Gemüsegarten oftmals durch weitere Gemüse- und Blumenbeete, Beerenhecken und andere Nutzflächen ergänzt. In vielen Fällen wurde außerdem noch auf einen zusätzlichen Feldgarten in größerer Entfernung zum Hof - von den Gesprächspartnerinnen als „Feldstücke“, „Gwächsacker“ oder „Krautland“ bezeichnet – verwiesen, bzw. dieses auch angefahren und besichtigt (siehe Abbildung 4).

In den meisten Fällen sind als „typisch“ für Bauerngarten angesehene Elemente vorhanden, allerdings finden sich selten alle „Klassiker“ (Wegekreuz, Rondell in der Mitte, Buchshecken) vereint in einem Garten. Lässt man die beiden Klostergärten beiseite, findet sich in 16 Bauerngärten noch die „typische“ Umzäunung der Gemüse- und Blumenbeete zum Schutz vor unerwünschten Eindringlingen. Wobei die hölzernen Staketenzäune in vielen Fällen den praktischeren und preiswerteren Maschendrahtzäunen gewichen sind. Oftmals finden auch außerhalb des Zaunes weitere Beete ihren Platz, weil die sozusagen durch „natürliche Gegebenheiten“ vorgegebene Anbaufläche innerhalb des Zaunes der Bauerngärtnerin zu klein wurde. Bisweilen wird auch die Erneuerung eines morschen oder rostigen Zaunes zum Anlass genommen, die Anbaufläche samt Umzäunung auszuweiten. Bei den übrigen Gärten gibt es zwar auch Zäune, diese umschließen aber in der Regel nicht nur die Gemüsebeete, sondern den gesamten Garten, wie man es von privaten Hausgärten her kennt. Vier der Gärten kommen gänzlich ohne Zäune aus und grenzen sich – wenn überhaupt – durch Hecken oder andere lebendige Grundstücksmarken von der Gartenumgebung ab.



Abbildung 5: Klar umgrenzter, kleiner Bauerngarten am Wohnhaus. Eingezäunt mit halben Birkenstämmchen.



Abbildung 4: "Feldstücke" zwischen Maisfeldern und dem Waldrand. Hier kultiviert die Bäuerin pflegeleichte, platzbedürftige Gemüse wie z.B. verschiedene Kohlformen, Buschbohnen & Kürbis.

Der immergrüne Buchs (*Buxus sempervirens ssp.*) findet sich in fast allen Gärten, nur in den seltensten Fällen wird er jedoch zur großflächigen Einrahmung der Beete verwendet. Stattdessen finden sich Umrandungen aus verschiedenen Kräutern (Lavendel, Thymian, Majoran,...), alten Dachziegeln, Holzbohlen oder pragmatischen Beton-Kantensteinen. Einige Gärten kommen auch gänzlich ohne Beetumrandungen aus. Die unerlässliche Wasserstelle, der gut erreichbare Brunnen ist dem flexiblen Gartenschlauch oder Sprenkler gewichen – wobei die meisten Gärtnerinnen sehr zurückhaltend und wenn, dann immer noch lieber mit der Gießkanne gießen, um die Pflanzen individuell bewässern zu können.

Die Anlage und Gestaltung der Gärten orientiert sich vor allem an den jeweiligen Geländegegebenheiten und den Vorlieben der Bäuerinnen und Gärtner, wobei „klassische Elemente“ wie die Buchshecke oder ein zentrales Modell – wenn passend – auch miteinbezogen werden (Abbildung 6).



Abbildung 6: Unterschiedliche Interpretation "klassischer" Bauerngartenelemente in vier Gärten. Oben links: praktische und preiswerte Variante mit Maschendrahtzaun und Betonkantensteinen. Oben rechts: vor wenigen Jahren neu angelegter Bauerngarten mit Holzzaun, gehäckselten Wegen, Buchshecken und Lavendelumkränzten Rosen-Rondell in der Mitte. Unten links: bepflanztes Rondell aus Natursteinen mit gehäckselten Wegen, Gemüsebeete ohne Beeteinfassungen. Unten rechts: Zentraler, mit Kantensteinen gepflasterter Platz in der Mitte des Bauerngartens, mit Kantensteinen und Buchshecken begrenzte Beeteinfassungen.

4.1.4 Selbstbild und ländliches Selbstbewusstsein der GärtnerInnen

Die besuchten Gärten konnten noch so üppig mit Blumen bestückt sein, auf die Frage, ob ihr Schwerpunkt eher auf einem Zier- oder Nutzgarten läge, betonten 76,9% der GärtnerInnen (20) den Nutzgartencharakter ihres Bauerngartens. Immer wieder hervorgehoben wurde dabei der Selbstversorgungsaspekt, die Verfügbarkeit von frischem Gemüse und Salat für die Küche innerhalb der Vegetationsperiode und in vielen Fällen auch von haltbar gemachtem Erntegut aus dem Garten über den Winter. Immer wieder wurde aber von den Gärtnerinnen betont bzw. fast entschuldigend bemerkt, dass auch beim Nutzgarten „etwas für das Auge bzw. die Seele“ - in Form mehr oder weniger zahlreichen Zierpflanzen - dazu gehört. Im besten Falle sieht die Gärtnerin auch blühenden Salat und gut gedeihendes Gemüse „als Zierde an“. Viele betonen, dass sie erst in den letzten Jahr(zehnt)en mehr und mehr Platz für die Blumen eingeräumt haben, den es so früher nicht gab. Keine der Gesprächspartnerinnen gab als Schwerpunkt einen Ziergarten an. In sechs Fällen

meinten die Befragten, dass es sich eher um eine Mischung als um einen klaren Zier- oder Nutzgarten handelt. Umso weniger die bäuerliche Familie vom Garten als (alleinigen) Produzenten von Gemüse, Heilkräutern und Beeren abhängig war, umso mehr Raum entstand für die Blumen und persönlichen Vorlieben der Gärtnerin: *„ei Hälfte für die Bäuerin“* (GP 9) wie es eine Gesprächspartnerin griffig auf den Punkt brachte.

Da es keine offizielle und einheitliche Definition für den Begriff Bauerngarten gibt, erschien die Frage spannend, wie eigentlich die Bäuerinnen, Landfrauen und Gärtnernden selber ihren Garten wahrnehmen und was für sie einen („typischen“) Bauerngarten charakterisiert. Beide Fragen waren offen formuliert, in den Antworten traten jedoch immer wieder die gleichen oder zumindest ähnlichen Bilder und Schlagworte zutage, die in Abbildung 7 als verschiedene Kategorien der Übersicht halber in einem Diagramm wiedergegeben sind. Sehr stark wurde der Nutzungsaspekt mit einem Hauptteil an Gemüsekulturen betont (dreizehnmal). Auch heute noch wird die Selbstversorgung der (bäuerlichen) Familie und des Hofes als charakteristisches Merkmal des Bauerngartens angesehen (neunmal genannt). So meint eine Bauerngärtnerin, der *„Aschpekt der Selbstversorgung steht für mich immer noch – für uns – tatsächlich an erster Stelle.“* (GP 12). Dabei haben manche GärtnerInnen ein recht klares Bild von den Gemüsearten, die im Bauerngarten wachsen müssen - genannt wurden unter anderem Kohlformen, Salate und Bohnen.

Am zweithäufigsten nach dem Nutzgarten wurde die Mischung aus Gemüse und Blumen bzw. Nutz- und Zierpflanzen (elfmal) angeführt: *„Ebe des Gemischte und halt die Selbstversorgung für d`Familie.“* (GP 24). Gerade die Kombination scheint den Bauerngarten für viele auszumachen. Wobei Blumen und Stauden immer wieder als elementarer und für sich stehender Bestandteil von den Befragten hervorgehoben werden (neunmal). Bisweilen werden auch „typische Bauerngartenblumen“ z.B. Stockrose, Phlox, Ringelblume, Dahlien oder Akelei aufgezählt.

Einigen (viermal aufgeführt) war es sehr wichtig zu betonen, dass für sie der Bauerngarten ganz klar ein *„Versorgungsgarten bei wirtschaftendem Betrieb“* und gerade *„kein Garten in `nerer Stadt mit `ner Buchseinfassung und drei Kürbispflanzen drin“* (GP 2) sei. *„Einmal zum Bauerngarten gehört halt auch `n Bauernhof und dass er halt auch von der Person, die auf`m Hof is, bewirtschaftet wird“* (GP 9). In Zeiten, in denen im Buchhandel zahlreiche Ratgeber zur Anlage eines „klassischen Bauerngartens“ zu erwerben sind, mag es mancher Bauerngärtnerin notwendig erscheinen, sich und ihren Bauerngarten von einer zunehmenden Invasion urbaner NeubauerngärtnerInnen abzugrenzen.

Nur zweimal führten Gesprächspartnerinnen eine Aufteilung via Wegekreuz, Buchshecken und Rondell als charakteristische Elemente an. Fast wichtiger als die „typischen“ strukturgebenden Elemente schien eine klare und der effizienten Bewirtschaftung dienliche Struktur zu sein, also *„Wenn a aglegt isch a Stuck weit“* (GP 19), unabhängig davon, ob diese dem „Idealbild“ entsprach oder nicht (ebenfalls zweimal erwähnt).

Eine Bauerngärtnerin meint, das Geheimnis dieser Strukturgebung läge darin, immer die Struktur zu halten, dann könnten die Beete „auch mal zuwuchern“, der Garten sähe insgesamt betrachtet dennoch ordentlich aus.

In Abbildung 7 unter „Sonstige“ zusammengefasst sind drei nur jeweils einmal genannte Aspekte: Für eine Gärtnerin charakterisieren den Bauerngarten besonders „Gemüsesorte, wo net genmanipuliert is, wo ma selber vermehre kann, alte Sorten, nichts hinzugezüchtet“ (GP 13), also alte und samenfeste Sorten statt moderner Hybridsorten im Beet. Eine andere meint, das gerade der geschlossene Kreislauf, in dem dem Garten als Düngung nur das zugeführt wird, was der Bauernhof an Mist zu bieten hat, elementar sei. Der dritte genannte Aspekt ist die „Gesundheit“ aus dem eigenen Garten, also die Nutzung der kultivierten Pflanzen auch zur Gesunhaltung und Behandlung kleinerer Leiden. Zwei der älteren befragten Bauerngärtnerinnen (beide über 70 Jahre alt) wiesen noch auf die von ihnen wahrgenommenen Veränderung des Bauerngartens hin. Der heutige Bauerngarten „isch nimmer so `n Bauerngarde, wie ma si früher k`het hat auf`m Land“ (GP 19), gerade die zahlreichen Blumen seien eher eine Erscheinung der jüngeren Zeit. Auch die andere Gärtnerin meint, die „Bauerngarde hen sich arg verändert“ (GP 20).

Ich möchte diesen Abschnitt mit der schon druckreifen Bauerngartendefinition einer Befragten abschließen: „Ein Bauerngarten ist dazu da, die dort lebenden Menschen weitgehend zu ernähren, aber auch gesund zu halten.“ (GP 21)

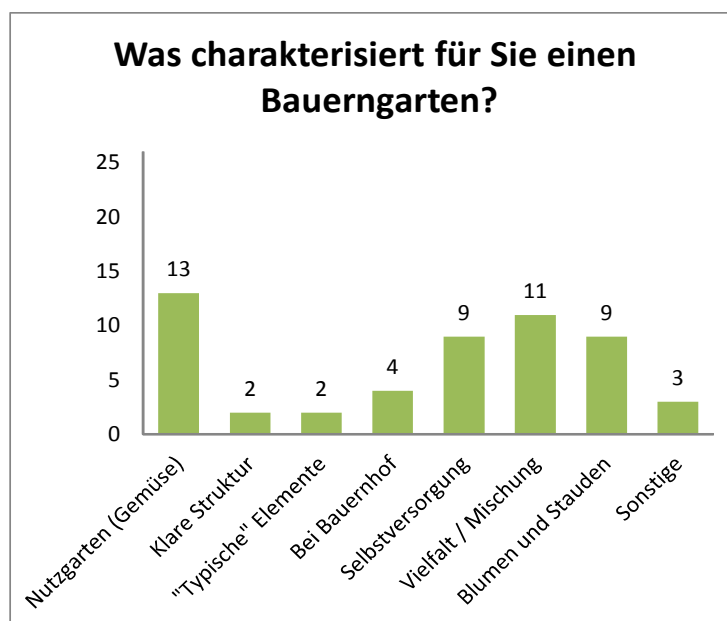


Abbildung 7: Überblick über die beschriebenen Charakteristika des „Bauerngarten“ in der Häufigkeit ihrer Erwähnung (n=25; Mehrfachnennungen der Befragten).

Lässt man die beiden Klostergärten in Freiburg und im Münstertal außer acht, so sehen 16 der verbleibenden 24 befragten Gärtnerinnen (67 %), ihren Garten als typischen Bauerngarten, weil sie die selbst aufgestellten „Bedingungen“, Kriterien wie Selbstversorgung, Schwerpunkt Gemüseanbau oder die Vielfalt erfüllen. Interessant war, dass viele Befragte ihre Antwort auf die Folgefrage, ob sie ihren eigenen Garten als „typischen Bauerngarten bezeichnen würden, von dem Vorhandensein der hier als „typische“ Elemente bezeichneten – und besonders in handelsüblichen Monografien und Bildbänden zum Thema als solche aufgeführten – Strukturen wie das Wegekreuz mit Rondell in der Mitte und Buchseinfassungen um die Beete, abhängig machten. Das Fehlen bestimmter als typisch erachteter Elemente wie eine bestimmte Umzäunung („Lattenzaun“), Buchsumrandungen oder ein „Wegekreuz mit Nutzkreisle“ ist denn auch ein mehrfach genannter Grund den eigenen Garten selbst nicht als Bauerngarten zu sehen: „A typischer Bauerngarten hätt für mich a andere Einzäunung und isch einfach größer“ (GP 10).

Viele der Befragten hatten sich über die Frage zuvor noch nie Gedanken gemacht – unabhängig davon ob sie sie letztendlich mit Ja oder Nein beantworteten. Von den acht Befragten, die ihren Garten selbst nicht als „typischen Bauerngarten“ sahen, hieß es „Nee, ist halt so `n herkömmlicher Gadden“ (GP 16) oder „is mehr a Nutzgarde“ (GP 6). Außerdem bezeichnete eine Gärtnerin ihren Garten als „reine Permakultur“ nach dem Österreicher Sepp Holzer².

4.2 Kulturpflanzen – Bestand, Entwicklung, Vielfalt

4.2.1 Vielfalt auf verschiedenen Ebenen

In den Gärten sichtbare Kulturpflanzenvielfalt bewegt sich auf verschiedenen Ebenen: auf Ebene der unterschiedlichen, in einem Garten beherbergten Kulturen (also Gemüse, Obst, Beeren, Blumen etc.), oder auf Ebene der Kulturpflanzenarten, die sich wiederum in verschiedene Formen und Varietäten aufspalten können und schließlich bis hinunter zu den spezifischen Sorten innerhalb einer Art.

Ein Problem stellte bei den Leitfadengesprächen die Differenzierung zwischen Arten bzw. Formen und Sorten dar: in den meisten Fällen wurde der Begriff „Sorten“ einfach mit dem Artenbegriff bzw. – insbesondere beim Kohl (*Brassica oleracea*) mit seiner Formenvielfalt – oder den Varietäten/Formen einer bestimmten Art gleich gesetzt. Dies führte dazu, dass eine ursprünglich auf eine Quantifizierung der Sorten abzielende Frage im Verlauf der Gartenbesuche und Gespräche auf die Ebene der Arten ausgeweitet wurde, wobei auch hier viele Gärtnerinnen Probleme mit der Angabe bzw. Schätzung hatten. Da detaillierte, eigene Erhebungen des Artenbestandes in den besuchten Bauerngärten und eine erschöpfende Aufzählung aller

2 Der Begriff Permakultur steht für „Permanent Agriculture“ und bezeichnet ein alternatives landwirtschaftliches Konzept, das die Schaffung dauerhaft produktiver Lebens- und Produktionsräume und nachhaltiger, naturnaher Kreisläufe zum Ziel hat. Das Konzept wurde in den 1970er Jahren von den Australiern Bill Mollison und David Holmgren entwickelt und wird unter anderem von dem Österreicher Sepp Holzer praktiziert und weitervermittelt. Für nähere Informationen siehe auch HOLZER 2004.

dort kultivierter Arten den Rahmen dieser Arbeit gesprengt hätten, handelt es sich bei den angegebenen Zahlen um Schätzwerte.

Tatsächlich wurde nur in elf von 26 Gärten (bei insgesamt über 30 interviewten Personen) im Leitfadengespräch zwischen Arten und Sorten unterschieden, nicht einmal die Hälfte aller GesprächspartnerInnen bezog sich bei den angegebenen Zahlen wirklich auf kultivierte Sorten. Auch hier wurde jedoch die Ebene der Sorten nicht immer konsequent eingehalten, sondern vermischte sich z.B. bei den Beerensträuchern oder bei den Kohlvarietäten und -formen immer wieder mit höheren Systematikebenen. Die anderen 15 BauerngärtnerInnen bewegten sich bei ihren Angaben auf der Arten- und Formenebene. In zwölf dieser 15 Fälle entsprach die Anzahl der in den Gärten kultivierten Gemüsearten auch weitgehend der Sortenzahl, einfach deshalb, weil von vielen Arten nur jeweils eine Sorte angebaut wurde. Das bedeutet, dass auch bei einer hohen Anzahl von Kulturpflanzen- und speziell Gemüsearten, eine relative „Sortenarmut“ vorhanden sein kann. In einzelnen Fällen konnten die BauerngärtnerInnen – weil ihr Pflanzenbestand sehr überschaubar ist bzw. weil sie detaillierte Aussaat- und Pflanzlisten für ihren Garten führen – sehr genau sagen, wie viele Arten oder gar Sorten sie anbauen. Große Unterschiede bei den Angaben gab es außerdem zwischen den Kulturen: während sich bei Kräutern und Zierpflanzen viele Angaben auf Sortenebene bezogen, blieb beim Gemüse die Bezugsebene i.d.R. auf Höhe der Arten und Formen. Bei den Beerensträuchern ausschließlich auf Artenebene. Beim Obst differenzieren die meisten BauerngärtnerInnen zwischen Arten und Sorten, allerdings ist in vielen Fällen der Sortenname, besonders bei alten Obstbäumen, nicht (mehr) bekannt. Kurz gesagt führte dies zu einer eingeschränkten Vergleichbarkeit des erhobenen Zahlenmaterials zur Pflanzenvielfalt.

Die genauesten und nachprüfbarsten Angaben wurden zu den kultivierten **Gemüsepflanzen** und Heil- und Gewürzkräutern gemacht. Für 14 Gärten beziehen sich die Zahlen auf Art-/Formenebene, die Anzahl der kultivierten Gemüsepflanzenarten lag hier zwischen 10 und 40, mit im Durchschnitt 21 verschiedenen Arten und Varietäten. Für acht Gärten konnten durchschnittlich 34 verschiedene Sorten an kultiviertem Gemüse festgehalten werden, wobei die Zahlenangaben deutlich breiter zwischen 20 und 65 Sorten variierten. Nicht mit einberechnet ist die Sortenzahl des Kartausgartens in Freiburg, die von der Gärtnerin – dank notwendiger genauer Buchführung – auf insgesamt an die 400 Sorten (davon 30 bis 40 Obstsorten) an Gemüse-, Kräuter-, Blumenpflanzen quantifiziert werden kann. Eine Zahl, die den kleineren (Bauern-)Gärten wohl kaum erreicht werden kann, wenn man nicht Wildpflanzen, „Beikräuter“ und andere hier nicht mitaufgenommene Arten mitzählt.

Insgesamt ergibt sich für die Vielfalt auf Sortenebene ein relativ heterogenes Bild zwischen den einzelnen untersuchten Bauerngärten: während in manchen Gärten eine relativ hohe Sortenzahl zu finden ist, beschränkt sich die Zahl der Sorten in einigen Fällen schlicht auf die Zahl der kultivierten Arten. Auch zwischen den verschiedenen Gemüsen variiert die Vielfalt. Der größte Sortenreichtum findet sich bei

Tomate (*Lycopersicon esculentum*), Gartenbohne (*Phaseolus vulgaris*), Kartoffel (*Solanum tuberosum*) und Salat (*Lactuca sativa*) – wobei letzterer gleichzeitig mit hohem Formenreichtum auffällt (Abbildung 8). So baut eine Gärtnerin (GP 2) dieses Jahr 17 verschiedene Tomatensorten, zum Teil im Gewächshaus, die meisten jedoch im Freien, außerdem zehn bis zwölf verschiedene Kartoffel- und zwölf bis 14 Bohnensorten in ihrem Garten an. Eine andere kultiviert fünf verschiedene Kartoffelsorten, darunter die von ihr als „Haussorte“ bezeichnete festkochende Sorte „Nicola“. Seit etwa 20 Jahren beziehen zwei Schwestern, die jeweils einen Garten am Hof der Eltern, zusätzlich zu dem der Mutter, bewirtschaften, ihre Kartoffeln von „Ellenbergs Kartoffelvielfalt“. Die eine hatte dieses Jahr etwa sechs Sorten im Garten darunter die Sorten „Annabelle“, „Laura“, „Bamberger Hörnle“ und „Augsburger“, die andere Schwester meint, sie kultiviere jedes Jahr zwischen fünf und acht Sorten und nennt konkret die Sorten „Violetta“ und „Rote Emilie“. In den gleichen zusammen liegenden Gärten wird außerdem eine Vielzahl unterschiedlicher Salate kultiviert, wie der Pflücksalat „Teufelszunge“ oder der Kopfsalat „Wunder von Stuttgart“. Und eine letzte Bauerngärtnerin sei hier erwähnt, die neben zehn Salatsorten, auch mehr als zehn verschiedene Kartoffelsorten in ihrem weitläufigen Garten anbaut, darunter Sorten aus Lanzarote und Mauritius.



Abbildung 8: Salatvielfalt im Gemüsebeet: dunkelrote, hellgrüne, gesprenkelte Sorten,...

Bei den **Kräutern** variiert die Spannweite noch viel extremer; zwischen zehn und 120 Sorten von Gewürz- und Heilpflanzen wurden in den Gärten (n=20) als angebaut angegeben, im Durchschnitt 29 Sorten pro Garten. Während bei den „klassischen“, in allen Bauerngärten angebauten Würzkräutern wie Petersilie und Schnittlauch in der Regel nur eine Sorte (mit unbekanntem Namen) angebaut wurde, fand sich bei einigen Kräutern eine hohe Vielzahl unterschiedlicher Sorten. Sehr genau konnte eine Gesprächspartnerin die Sortenzahl ihrer Kräuter mit 31 angeben, da sie sie im Jahr zuvor gezählt hatte: darunter mehrere Minzen, Purpursalbei, Zitronenthymian und fünf verschiedene Basilikumsorten (z.B. Strauchbasilikum, Rotes Basilikum). Für die Kräutermanufaktur baut eine Gärtnerin alleine zehn verschiedene Basilikumsorten an, zwei andere zahlreiche Minzarten und -sorten: Apfel-, Mandarinen-, Orangen-, Zitronen-Orangen-Minze,

Krauseminze, Pfefferminze und einige weitere.

Bei den **Zierpflanzen** konnten die Schätzungen selten überprüft werden, da viele Gärten mit einer kaum zählbaren Menge an unterschiedlichen Zierpflanzenarten und -sorten aufwarten. Die Angaben bewegten sich zwischen 20 und 100 Sorten (n=18), wobei die Zahl 100 in der Regel für eine nicht mehr quantifizierbare Menge an unterschiedlichen Zierpflanzenarten (Schwerpunkt einjährige Blumen und Stauden) stand, also kaum als Mengengabe im eigentlichen Sinne gewertet werden kann. Insofern ist der Durchschnitt von 61 Zierpflanzenarten pro Garten mit Vorsicht zu genießen. Jedenfalls spielten Zierpflanzen in jedem der Gärten eine mehr oder weniger große Rolle, mal am Gartenrand, rund um die Nutzpflanzenbeete herum, mal mitten drin zwischen Gemüse und Kräutern. Viele Bauerngärtnerinnen betonen, dass die Blumen ihnen besonders am Herzen liegen. Besonders oftmals als „typische Bauerngartenpflanzen“ titulierte Arten wie Rosen (*Rosa* sp., *Rosa*-Hybriden), Stockrosen (*Alcea rosea*), Phlox (*Phlox* sp.), Dahlien (*Dahlia*-Hybriden), Nelken (*Dianthus* sp., *Silene* sp.), Geranien (*Pelargonium*-Hybriden) und ähnliche finden sich in hoher Sortenvielfalt in den Gärten. Ein Bauerngarten beherbergt laut Aussage der Gärtnerin 20 (alte) Rosensorten und 15 Sorten Phlox (in verschiedenen Farben). In einem anderen finden sich an die 20 verschiedene Sorten Stockrosen.

In allen besuchten Gärten wurden neben Gemüse und Kräutern, Zierpflanzen, verschiedene **Beeren** und – bis auf zwei Ausnahmen – **Obst** angebaut. Die beiden Gärten bzw. Höfe, die kein Obst kultivierten, gaben als Grund die hohe Lage und das ungünstige Klima und die damit einhergehenden mageren bis mangelnden Ernten(/-erfolge) an. Das Obst wurde selten direkt in den Gärten im Sinne der kultivierten Nutzflächen angebaut, um eine Beschattung der sonnenbedürftigen Gemüsekulturen zu vermeiden. Auch die Beeren finden ihren Platz in der Regel außerhalb bzw. am Rand der Gemüsebeete. Zwischen drei und zwölf verschiedene Beerenarten werden in den Gärten (n= 16) kultiviert, im Durchschnitt sieben Arten. Die häufigsten Beerensträucher sind Rote (*Ribes rubrum*) und Schwarze Johannisbeere (*Ribes nigra*) und Himbeere (*Rubus idaeus*). Das Obst entzog sich aus verschiedenen Gründen einer genaueren Quantifizierung und bleibt deshalb an dieser Stelle unbeachtet. Im üblicherweise eingefriedeten Gemüsegarten fanden sich ohnehin nur selten einzelne Obstbäume, um eine zu starke Beschattung zu vermeiden.

Es wurde eine Liste aller von den GesprächspartnerInnen aufgezählten und selbst aufgenommenen Arten erstellt. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr dient sie dem Festhalten der Mindestanzahl in den Gärten, um einen Verlust der Informationen zu verhindern. Der tatsächliche Artenbestand in den Gärten ist mit Sicherheit deutlich höher. Für vollständige Erhebungen wären Besuchstermine zu verschiedenen Jahreszeiten notwendig gewesen, um den sich im Laufe der Vegetationsperiode verändernden Artenbestand zu erfassen, dies war im vorgegebenen Zeitraum für diese Arbeit leider nicht möglich. In die Aufzählung gingen nur die im Garten bewusst angebauten Arten ein,

Wild- oder „Unkräuter“ wurden nicht erfasst. Insgesamt wurden in den besuchten Bauerngärten 268 Kulturpflanzenarten erfasst, davon 66 Gemüsearten, 68 Heil- und Gewürzkräuter, 81 krautige Zierpflanzen, 13 Ziergehölze, 20 Beerenarten und 20 Obst- und Nussbäume.

4.2.2 Quantitative Veränderungen in den letzten Jahr(zehnt)en

Von 26 Gärtnerinnen antworteten 20 auf die Frage, ob sie im Vergleich zu früher mehr oder weniger Sorten anbauten, mit einem klaren „Mehr!“. Auch wenn hier, wie oben, ein großer Teil der Befragten die Frage wieder auf Arten- bzw. Formenebene verstanden und beantwortet hat, lässt sich zumindest eine Zunahme der Arten(- und zumindest in drei Fällen auch der Sorten)zahlen innerhalb der letzten Jahr(zehnt)en in den untersuchten Gärten konstatieren.

Ein Grund für die Zunahme der Artenzahl mag die verbesserte Verfügbarkeit von Saat- und Pflanzgut für den Hausbedarf sein. Gleichzeitig schlagen sich hier aber auch die strukturellen Veränderungen in der Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten nieder: durch die Mechanisierung der Landwirtschaft und die Ablösung des traditionellen Familienbetriebsmodells vieler Höfe durch „moderne“ Arbeitsmodelle mag plötzlich Zeit für die Gartenarbeit vorhanden sein, die der Bäuerin früher in diesem Umfang nicht zur Verfügung stand. - Der Zeitfaktor spielt auch bei der älteren Generation befragter Gärtnerinnen eine Rolle: während sie früher noch unabdingbar in den Arbeitsalltag des Hofes eingebunden waren und kaum Zeit für den Garten hatten, da alle anderen Arbeiten wichtiger waren, eröffnet sich jetzt, im Alter, ein ganz neuer Raum für die Gartenarbeit und -gestaltung. So erzählt eine über siebzigjährige Gesprächspartnerin, die heute viel mehr Pflanzenarten und -sorten in ihrem Garten kultiviert als früher: *„Vorher hab ich net viel Zit k'habt, war ich auf`m Feld“* (GP 18). Andere Hofarbeiten waren Zuhause und auch auf dem Hof ihres Mannes immer wichtiger, so dass ihr kaum Zeit für den Garten geblieben sei. „Erwischten“ sie der Vater oder später ihr Mann, wenn sie im Garten zugange war, so sei sie immer an andere Arbeiten geschickt worden.

Viele betonen besonders, dass sie *„Im Vergleich zu früher deutlich mehr Blume“* (GP 15) anbauen, ein Hobby, für das sie vor einigen Jahr(zehnt)en gar keine Zeit, geschweige denn Muße gehabt hätten. Den Luxus der Kultivierung und Pflege vordergründig „unnützer“ Zierpflanzen hätten sie sich früher nicht leisten können. Diese „gewonnene“ Zeit führt auch zu einer gesteigerten Experimentierfreude, nicht nur *„mit de Älderwerde probiert man immer mal weng mehr aus“* (GP 7), sondern auch viele der jüngeren Gärtnerinnen erklären, dass sie gerne Neues ausprobieren. Dieses Neue mag in Form ungewöhnlicher, neuer oder wiederentdeckter alter Sorten in den Garten Einzug halten, aber auch in Form von Arten, die bisher nicht im Garten angebaut wurden; so erwähnen viele ältere Gärtnerinnen Gemüse wie Zucchini oder Paprika als „Neuankömmlinge“ im Garten und eine Gärtnerin meint: *„man probiert au neue Sache... wie Aubergine, Paprika, ... was man früher nicht hatte“* (GP 13).

Sechs BauerngärtnerInnen gaben an, dass die Anzahl der angebauten Arten in ihren Gärten ungefähr gleich geblieben sein, es allerdings zum Teil zu Verschiebungen innerhalb des Artenspektrums gab. So meint eine Gärtnerin, dass sie *„nicht mehr die große Menge von was [anbaut], aber immer wechselnd“* und *„Es isch mir halt au die Vielfalt vom Esse wichtig“* (GP 10).

Mit der gestiegenen Zahl der angebauten Kulturpflanzen(arten) wuchs zumindest bei der Hälfte der besuchten Bauerngärten (13) in den letzten zehn bzw. 20 Jahren auch die Gartengröße, d.h. die Größe der Nutzfläche. Der oftmals vorhandenen Einfriedung der bestehenden Gärten durch Zäune bzw. Mäuerchen (aus Beton oder Naturstein) wurde auf verschiedene Art begegnet: zum einen wurde die Einfriedung mit dem Garten erweitert bzw. erneuert. Zum andern wurde die vorgegebene Größe schlicht beibehalten und zusätzlich zur vorhandenen (eingezäunten) Nutzgartenfläche an anderer Stelle neue Beete angelegt. Daneben gab es noch eine dritte Form der Erweiterung, nämlich die (zum Teil fortlaufende) Erweiterung der Anbaufläche in alle (möglichen) Richtungen. Besonders letztere macht deutlich, dass es sich bei Vergrößerung der Nutzfläche nicht immer um einen einmalig abgeschlossenen Vorgang handelt, sondern oftmals um einen dynamischen Prozess, in dem die Gärtnernden die Nutzfläche stetig ihren Bedürfnissen anzupassen suchen. Als Gründe für die Vergrößerung führten die BauerngärtnerInnen neben der Experimentierfreude und der gestiegenen verfügbaren Zeit auch ganz pragmatische, wirtschaftliche Gründe an, wie den Beitritt zur Kräutermanufaktur oder eine zunehmende Selbstvermarktung von Gartenprodukten.

In zwölf Fällen gaben die Befragten an, ihre Anbaufläche habe sich umfangmäßig im erfragten Zeitraum nicht verändert, zum Teil gab es aber Veränderungen innerhalb der Anbauflächen z.B. Verschiebungen von Beeten, Anlage neuer Wege, Veränderungen der Struktur des Gartens oder Einfügung eines Gewächshauses in das bestehende „Gartenensemble“. - Auch hier spiegelt sich der Bauerngarten als dynamischer Lebens- und Wirkungsbereich der Gärtner(innen) wider und eben gerade nicht als statisches, über die Jahrhunderte unveränderliches (künstliches) Gebilde. Nur in einem Fall ist der Garten innerhalb der letzten zehn bis zwanzig Jahre kleiner geworden, da die vormals noch vorhandene Nutzfläche mit Beerensträuchern aus Alters- und Arbeitsaufwandsgründen reduziert werden musste.

Mangelnde Fläche bzw. Platz für eine Erweiterung oder Neuanlage im Garten war in keinem der besuchten Gärten der entscheidende Faktor für eine Erweiterung oder Nicht-Erweiterung der vorhandenen Nutzfläche. Ausschlaggebend schien vielmehr die Frage des Arbeitsaufwandes und der für den Garten zur Verfügung stehenden Zeit bzw. das Bedürfnis der GärtnerInnen nach mehr Platz zum Ausprobieren und Anbauen zu sein.

4.2.3 An(- und Nach)bau besonderer Sorten

Auf die Frage hin, ob sie in ihrem Garten besondere Sorten, also alte, regionale, exotische oder in sonst irgendeiner Hinsicht ungewöhnliche Sorten kultivierten, antworteten 19 von 25 BauerngärtnerInnen mit Ja. Sieben GesprächspartnerInnen verneinten die Frage bzw. konnten (spontan) keine besondere Sorte nennen. Eine Bauerngärtnerin mit einem Garten auf 900 m ü.NN meinte, „Überhaupt gar net, des hab ich hier obe no gar net ausbrobiert“ (GP 6). Sie setze auch nur auf die Buschbohnsensorte „Saxa“, weil diese sich in dem rauen Klima bewährt hat. Sie ist nicht die einzige, die (von sich aus) die Höhenlage und damit verbundene ungünstigere klimatische Bedingungen für den Gartenbau als Grund für eine geringe „Probierfreude“ im Hinblick auf unbekannte und damit nicht im eigenen Garten bewährte Kulturpflanzen (v.a. Gemüse) angibt. Auch GP 8 kämpft mit den kurzen Vegetationsperioden und niedrigeren Temperaturen auf über 900 m Meereshöhe und sagte ebenfalls „daher mach ich jetzt nix Spezielles“ (GP 8).

Interessant war, dass gerade manche ältere Bauerngärtnerin bei der Frage auf die für sie relativ neuen, da erst während ihrer langjährigen Gartentätigkeiten in den Garten „eingezogenen“ Arten wie Paprika (*Capsicum annum*), Aubergine (*Solanum melongena*), Melone (*Cucumis melo*), und Zucchini (*Cucurbita pepo giromontiina*) verweist. So meint eine (über 70-jährige) Gärtnerin: „Früher het ma - vor 30 Jahr het ma noch kei Zucchini k`het.“ (GP 24) Dafür betonen jüngere Gärtnerinnen Arten wie die Schwarzwurzel, Pastinake oder Steckrübe, als alte „Sorten“ (eigentlich Gemüsearten) „die hat man ja eigentlich nimmi“ (GP 21) heute.

Auf die von den 19 Gärtnerinnen explizit genannten und beschriebenen Sorten soll im Folgenden geordnet nach Kulturen und Familien eingegangen werden.

4.2.3.1 Gemüse

Doldenblütler

Bei den Doldenblütlern wurde nur für die **Karotten** (*Daucus carota* subsp. *Sativus*) die Möhrensorte „Saxa“ von einer Gesprächspartnerin genannt, mit dem Hinweis, diese Sorte sei etwas länger in der Form als andere Möhren (GP 4).

Gänsefußgewächse

Gänsefußgewächse wurden insgesamt drei erwähnt, die **Mangoldsorte** (*Beta vulgaris* ssp. *vulgaris*) „Rainbow“, eine mehrfarbige Mangoldsorte mit verschiedenfarbigen/bunten Stilen und Blättern (GP 5). Eine Gärtnerin zählte den **Guten Heinrich** (*Chenopodium bonus-henricus*) auf, eine alte Spinatsorte, die sie vor fünf Jahren „mal ausgesät“ hat und die sich seitdem selber im Garten weitervermehrt durch Aussamung. Hierbei handelt es sich strenggenommen um eine Art, vom Guten Heinrich sind keine unterschiedlichen Sorten bekannt (HEISTINGER 2010). Von einem Bekannten hat GP 16 die Setzlinge des von ihr als

„**Italienischer Spinat**“ bezeichneten Baumspinats (*Chenopodium giganteum*) bekommen (Abbildung 9). Zur Verwendung in der Küche erklärte die Bauerngärtnerin: „den demma net koche, den demma schneide wie Endivie und in Oliveöl anbrate“ (GP 16).

Hülsenfrüchte

Unter den Hülsenfruchtgewächsen ist vor allem die Gartenbohne vertreten. Von der **Feuerbohne** (*Phaseolus coccineus*) nennen die Gärtnerinnen keine besonderen Sorten. Eine Befragte baut eine „alte, große Feuerbohne“ (GP 10) in ihrem Garten an, macht aber keine genaueren Aussagen. Dafür finden sich einige besondere **Gartenbohnen**: in erster Linie **Stangenbohnen** (*Phaseolus vulgaris* ssp. *vulgaris* var. *vulgaris*) und keine **Buschbohnen** (*Phaseolus vulgaris* ssp. *vulgaris* var. *Nanus*). GP 1 baut in ihrem Garten die **Wildtäl Stangenbohne** (Abbildung 10) seit ca. acht Jahren an, das Saatgut stammt ursprünglich aus dem Bio-Keller in Freiburg-Wiehre. Die Sorte wird seitdem selbst weitervermehrt. Es handelt sich laut Aussage der



Abbildung 9: Der Baumspinat (*Chenopodium giganteum*) sieht nicht nur hübsch aus, er eignet sich auch gut zum Anbraten in der Pfanne.

Gärtnerin um eine regionale Sorte (siehe die Namensgebung nach dem Freiburger Wildtal). Die Anbauerin meint, die Kerne sähen toll aus und diese Bohnensorte sei gut, um Kerne ohne Schoten zu kochen, die Hülsen werden relativ schnell ungenießbar und zu fädig, da die Kerne zu dick werden (GP 1).

GP 4 baut eine **Bohnensorte** an, die **speziell zum Einfrieren/-machen** geeignet ist und auch zu diesem Zwecke von ihr kultiviert wird, der Sortenname ist ihr allerdings unbekannt.



Abbildung 10: Rankhilfen für Stangenbohnen (links). Regionale Bohnensorte "Wildtäl Stangenbohne" (rechts).

Als Besonderheit wird in einem Garten seit mindestens 50 Jahren eine **Monstranzbohne** an- und nachgebaut (Abbildung 11). GP 13 meint, diese Stangenbohne werde auch „Die heilige Bohne“ oder „Katholenbohne“ genannt und sei Teil des katholischen/regionalen Brauchtums. Ihre Monstranzbohne „baut Oma schon immer an“ und wurde von der Mutter schließlich übernommen. Die interviewten Töchter betonen, es „*isch ganz wichtig, dass `se `se hätt*“. Die trockenen Bohnen(samen) bewahre die Mutter alle in „*Stoffsäckle*“ auf, sie säe nie alle aus, damit sie immer noch welche in Reserve hat. Die Bohnen selber schmecken fein und sehr gut. Seit diesem Jahr erst baut die Mutter einer Gesprächspartnerin die Stangenbohne „**Berner Landfrau**“ in ihrem Garten an. Die Mutter hatte diese Bohnensorte in der Badischen Bauernzeitung gesehen und aufgrund der dort gelobten Eigenschaften (alte Erhaltensorte) über den Samenversand bestellt. Die Gesprächspartnerin gab an, dass sie von der Bohne auch Saatgut gewinnen wollen (GP 15). Aus dem Samengarten Eichstetten hatte eine andere Bauerngärtnerin einige möglicherweise regionale Bohnensorten bezogen, deren Namen sie allerdings nicht mehr angeben konnte (GP 21).



Abbildung 11: Stoffsäckle mit "Monstranzbohnen", die von der Mutter der Gesprächspartnerin schon seit über 50 Jahren nachgebaut werden.

Als einzige **Erbsensorte** (*Pisum sativum* ssp. *sativum*) wurde die Zuckererbse „Weggiser“ erwähnt, eine laut Angaben der Gärtnerin „sehr leckere Sorte“, die vom Schweizer Familienbetrieb Zollinger bezogen wurde, der spezialisiert auf alte Sorten sei (GP 4).

Korbbblütler

Salate (*Lactuca sativa*) wurden insgesamt drei als besondere Sorten genannt. Der **Pflücksalat „Lions Tongue“** (Abbildung 12), der von GP 1 seit ca. fünf Jahren angebaut wird, das Saatgut stammt ursprünglich von Jürgen Wehrle (Dreschflegel). Es handle sich um einen Typ Salat, den man so schon im Mittelalter angebaut haben mag (GP 1). Ähnlich wie die Sorte Lions Tongue ist der **Schnittsalat „Ochsenszunge“** (Abbildung 12) eine Salatsorte, die keine Köpfe bildet und immer wieder beerntet werden kann (GP 2).

Als besondere Sorte nennt eine Gesprächspartnerin den von ihr als Romasalat bezeichneten "**Forellenschluss**" (Abbildung 12), eine österreichische Salatsorte mit roten Sprenkeln auf grünem Blatt, der vom Handbuch Bio-Gemüse von ARCHE-NOAH (HEISTINGER 2010) als Bindesalat benannt ist (GP 22).



Abbildung 12: Von verschiedenen Gesprächspartnerinnen hervorgehobene Salatsorten: Pflücksalat "Lions Tongue" (links), österreichische Sorte "Forellenschluss" (Mitte) und Schnittsalat "Ochsenszunge" (rechts).

Kreuzblütler

Eine Sorte, die sich auch nicht in jedem Garten finden lässt, mag der **Asia-Salat Pak Choi** (*Brassica rapa* ssp. *chinensis*) sein, der „Asiatische Kohl“. Die Anbauerin meint, man müsse den Pak Choi kleinschneiden und in der Pfanne andünsten, damit habe sie gute Erfahrungen gemacht. Vier Gärtnerinnen bauen den sogenannten „**Ewigen Kohl**“ oder „**Dauerkohl**“ (Abbildung 13) an, eine mehrjährige Kohlform. In einem Fall ist der aktuell stehende etwa fünf bis sechs Jahre alt, die Gesprächspartnerin erntet die Blätter für Smoothies (GP 2). Die zweite Anbauerin meint, dass ihre Mutter den Dauerkohl „schon immer“ anbaut, einmal sei er „*usgange*“, daraufhin hat jemand aus der Familie aus der Schweiz wieder einen mitgebracht. Wie alt die jetzige „Dauerkohlgeneration“ sei, konnte die Befragte nicht angeben (GP 13). Die dritte Bauerngärtnerin hat ihren Ewigen Kohl vor 2 Jahren in Form von Setzlingen von einer Frau gekriegt. Jetzt wachse er „einfach ewig vor sich hin“ und man könne immer wieder abernten (GP 18). Die vierte Anbauerin hat ihren Dauerkohl schon an die 10 Jahre im Garten stehen, nachdem sie irgendwann von jemandem Setzlinge bekommen hatte (GP 23). Diese Kohlform geht nicht in Blüte und lässt sich deswegen nicht über Samen, sondern nur vegetativ über Wurzelteilung oder Stecklinge vermehren.



Abbildung 13: Die Blätter des Ewigen oder Dauerkohls können mehrere Jahre lang immer wieder geerntet werden.

Eine im Kinzigtal einst weit verbreitete regionale Spezialität ist das "**Kinzigtäler Kehlkrut**" (Abbildung 14). Die Vorsitzende des Bauerngarten- und Wildkräuterlandbadens e.V. und Initiatorin der Bauerngartenroute Walburga Schillinger hat erst vor kurzem ein "*Säckle mit Samen*" über eine andere im Rahmen dieser Arbeit befragte Bauerngärtnerin erhalten. Die *Kehlkrut*-Samen stammen von einer 88jährigen Bäuerin aus dem

Kinzigtal, die letzte, die laut Walburga Schillinger die Originalsorte anbaut und vermehrt. Die betagte Bäuerin habe das „*Kehlkrut*“ schon immer angebaut und bereits von der Mutter übernommen. Walburga Schillinger hat versucht, den Nachbau zeitlich zurückzuverfolgen und chronologisch konkreter einzuordnen, aber es ließen sich keine genauen Zeitangaben finden. Die (letzte) Anbauerin der Originalsorte ist mittlerweile an Grauem Star erkrankt und das „echte“ *Kehlkrut* laut Walburga Schillinger akut vom Aussterben bedroht. Bei der Markstammkohlsorte handelt es sich um eine regionale Spezialität aus dem Kinzigtal, die früher überall im Kinzigtal verbreitet war und noch in der Kindheit ihres Mannes allerorten angebaut wurde. Heute ist diese alte Regionalsorte akut gefährdet und ist kaum noch bzw. nicht mehr in Kinzigtäler Gärten oder auf den Feldern zu finden. Im Vergleich zum gewöhnlichen Markstammkohl ist das *Kehlkrut* etwas dünner im Stil. Es hat eine relativ lange Kulturzeit. Die zarten, oberen Blätter werden für die Küche, die unteren Blätter als Schweinefutter verwendet. Laut Walburga Schillinger ist das *Kehlkrut* die einzige regionale Sorte im Kinzigtal – zumindest habe sie trotz intensiver Recherche keine andere regionale Sorte gefunden.

Die Bauerngärtnerin, die Walburga Schillinger die Samen besorgt hat, baut das *Kehlkrut* selber seit zehn bis 15 Jahren an: „*Irgendwann bin ich da mal druf komme, dass es au guat is für d' Schweine und d'Hase zum Abblatte*“ (GP 20). Die Jungpflanzen holt sie jedes Jahr von der oben erwähnten 90-jährigen Frau aus dem gleichen Ort, die noch Setzlinge und Saatgut gewinnt, aber zunehmend durch ihre Erkrankung eingeschränkt ist. (GP 20)

Neben GP 20 baut nur eine weitere Bauerngärtnerin zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Schwester das *Kehlkrut*, von ihnen auch als *Bändelekrut* bezeichnet, an (Abbildung 14). Die Tochter berichtet, dass die Mutter diese regionale Spezialität aus dem Kinzigtal schon immer im Garten hatte und sie (die Tochter) ihr jedes Jahr von einer Gärtnerin aus Steinach im Kinzigtal frische Setzlinge hole. Es handle sich um einen Markstammkohl, der ziemlich hoch wird: ältere Blätter werden für die Tiere geerntet, jüngere Blätter zum Essen. Traditionell hatte sonst hat der Vater bzw. Mann der Mutter immer am Karfreitag *Kehlkrut*-Setzlinge aus dem Kinzigtal geholt. Nachdem das *Kehlkrut* immer unbedeutender und seltener wurde, kam diese Tradition zum Erliegen, bis die Gesprächspartnerin die Gärtnerei in Steinach im Kinzigtal entdeckte, die die regionale Spezialität noch anbietet. Seitdem holt sie dort jedes Jahr für ihre Mutter Setzlinge (GP 13). Es handelt sich sehr wahrscheinlich nicht um die Originalsorte, sondern um eine „nachgezüchtete“ Variante des *Kehlkruts*. Einer weiteren befragten Gärtnerin ist das *Kehlkrut* ein Begriff, die Gesprächspartnerin erklärt von sich aus, dass sie zwar noch keine Erfahrungen damit gemacht habe, es jedoch auch anbauen und sich Setzlinge besorgen will.



Abbildung 14: Kinzigtäler Regionalsorte "Kehlkrut". Die Originalsorte (rechts) wird von der Gesprächspartnerin jedes Jahr von einer 88-jährigen Bäuerin aus dem Kinzigtal geholt, die das Kehlkrut seit über 50 Jahren nachbaut. In einer Gärtnerei bezieht eine andere Gesprächspartnerin eine nachgezüchtete Sorte (links).

Seit „bestimmt schon zehn Jahren“ baut GP 4 die regionale **Spitzkohlsorte „Filderkraut“** (Abbildung 15) an, die laut ihr aus „aus der Gegend“ stamme. Die Gärtnerin gewinnt selbst Saatgut von der Sorte und nutzt sie in erster Linie zum Einmachen für Sauerkraut. Im gleichen Garten findet sich der **Wirsing „Paradisler“**, der von dem oben bereits erwähnten Schweizer Saatgut-Familienbetrieb Zollinger stammt (GP 4).

Zwei ältere Gärtnerinnen erwähnen auf die Frage nach besonderen Sorten in ihrem Garten die **Kohlrübe** (*Brassica napus* ssp. *rapifera*), von ihnen auch als „Schwedenrübe“ bezeichnet, mit der Begründung „die hat man ja eigentlich nimmi“ (GP 16). Das Saatgut stamme entweder aus der Raiffeisen bzw. vom Edeka-Markt oder sei selber gewonnen. Die Kohlrübe gehe erst im zweiten Jahr in



Abbildung 15: Regionalsorte aus dem Stuttgarter Raum: Spitzkohl "Filderkraut".

Blüte, so dass sie zwar selber auch Saatgut gewännen, aber immer wieder im Laden zukaufen. Bei meinem Besuch standen gerade zwei blühende Kohlrüben in Kübeln neben dem Misthaufen hinter dem alten Backhaus, wartend auf die Samenernte im Herbst (Abbildung 16). Eine weitere Gärtnerin nennt die Kohlrübe, diesmal unter den Namen „Steck- oder Butterrübe“; sie meint, die Rübe wäre lange Zeit verpönt gewesen, weil es das einzige war, dass man in den Nachkriegsjahren „en masse“ hatte.

Eine ganz **dunkelrote Grünkohlsorte** hat GP 18 dieses Jahr im Garten stehen. Die Sorte sehe zwar hübsch aus, meint die Gärtnerin, der Geschmack sei allerdings etwas gewöhnungsbedürftig.



Abbildung 16: Zweijährige Kohlrübenpflanze im Plastikkeimer für den Saatgutgewinn (links). Einzelne Kohlrüben-Schote mit Samen (rechts).

GP 13 kultiviert die – andernorts oft als invasives Unkraut und Problempflanze bekämpfte - **Zackenschote** (*Bunias orientalis*) in ihrem Gemüsebeet: die jungen Triebe sind essbar und können im/als Salat gegessen werden; auch die (einjährige) Wurzel eignet sich für die Küche.

Kürbisgewächse

Zwei **Gurken** (*Cucumis sativus*) werden unter den Kürbisgewächsen hervorgehoben: die Mexikanische Minigurke, auch Cocktailgurke genannt, die von GP 11 und GP 21 angebaut wird, wobei letztere die Sorte vom Samengarten in Eichstetten bezogen hat. Und eine Weiße Gurkensorte (Abbildung 17), die im Hochbeet in einem alten Weinbottich mit Schwarzerde und EM (Effektiven Mikroorganismen) und im „normalen“ Gartenerdebeet angebaut und verglichen wird und in ersterem bei gleicher Kulturdauer offensichtlich viel größere Früchte hervorbringt. (GP 23)



Abbildung 17: Weiße Gurke im Hochbeet mit EM und Schwarzerde.

Lauchgewächse

Bei den Lauchgewächsen werden insgesamt drei besondere Arten genannt. GP 11 hat von der Schwiegermutter sowohl eine **Brut- oder Etagenzwiebel** (*Allium x proliferum*) als auch den **Ewigen Lauch („Dauerlauch“)** übernommen. Beide Pflanzenarten hatte die Schwiegermutter „schon immer“ im Garten, sie seien sehr pflegeleicht, man müsse eigentlich nichts machen, sie kämen immer von selber wie bei Stauden. Von der Etagenzwiebel werden keine eigenen Sorten, aber verschiedene Herkünfte unterschieden (HEISTINGER 2010).

Seit etwa drei Jahren baut eine Bauerngärtnerin die **Ewige Zwiebel** (Winterheckenzwiebel) (*Allium fistulosum*) an, die sie mit einer anderen Gärtnerin gegen ihren Ewigen Kohl eingetauscht hat (GP 23).

Nachtschattengewächse

Die **Kartoffeln** (*Solanum tuberosum*) fallen insgesamt mit einer überdurchschnittlich großen Sortenvielfalt im Verhältnis zu anderen Gemüsearten auf. Eine besondere, da einzigartige Kartoffelsorte ist die „**Violetta von Höfen**“, die GP 2 vor vier bis fünf Jahren selber aus Kartoffelsamen gezogen und ihr auch den Namen gegeben hat (nach dem zum Bauerngarten gehörenden Hofgut Höfenhof). Es handelt sich um eine relativ späte, festkochende Sorte mit violetter Schale und gelbem Fleisch.

GP 4 erwähnt zwei besondere Kartoffelsorten, die sie bevorzugt in ihrem Garten anbaut: die Sorte „**Bamberger Hörnchen**“, die eher kleine Früchte und eine geringe Ernte bietet, dafür aber sehr gut im Geschmack ist. Die Kartoffeln hebt sie zum Teil auf und setzt sie selber wieder ein, z.T. kauft sie im nächsten Jahr wieder neue zu. Genauso verfährt sie mit der Kartoffelsorte „**Linda**“. Beide Sorten seien im Handel meist nicht zu kriegen und „*sin eifach gut*“ (GP 4).

GP 10 kultiviert auf dem Acker und im Garten verschiedene Kartoffelsorten. Auf dem Acker baut sie seit bestimmt zehn bis 15 Jahren die gleiche Sorte an und nach. Es handelt sich wahrscheinlich um die **Kartoffelsorte „Nicola“** von der Bauerngärtnerin als „Haussorte“ bezeichnet. Gleich nach der Ernte wird jedes Jahr sortiert: die großen Kartoffeln kommen in die Küche, die ganz kleinen gehen an die Schweine und die mittelgroßen werden für nächstes Jahr in einer Kiste zurückgelegt. Die Sorte ist laut GP 10 festkochend, eignet sich gut für Kartoffelsalat, ist aber auch für alle anderen Kartoffelgerichte verwertbar (Püree, „Broaderdäpfel“ usw.). Im Hausgarten baut die Gärtnerin jedes Jahr drei bis vier Sorten Kartoffeln an, darunter die Sorte „**Tannenzapfen**“ und eine **blaue Sorte**.

Eine Vielzahl von verschiedenen Kartoffelsorten beherbergt auch GP 18 in ihrem geräumigen Garten. Unter anderem jeweils eine **Kartoffelsorte aus Mauritius bzw. Lanzarote**, wo die Gärtnerin in beiden Fällen als Babysitterin für ihren Enkel mit der beruflich verreisenden Tochter unterwegs war.

Nur eine **Paprika- bzw. Chilisorte** (*Capsicum annum*) wurde als besonders hervorgehoben: Seit acht bis zehn Jahren baut eine Gärtnerin „**Tulpenchilis**“ an, das Saatgut hat sie von einem Freund bekommen. Diese scharfen, in ihrer Form an Tulpenblüten erinnernden Chilis bilden relativ spät erst Früchte; zur Zeit meines Besuches Anfang Juli standen die Pflanzen im Gewächshaus noch nicht/kaum in Blüte (GP 11).

Bei den **Tomaten** (*Lycopersicon esculentum*) finden sich hingegen relativ viele unterschiedliche Sorten. Seit acht Jahren baut eine Gärtnerin die **Tomatensorte „Besser“** in ihrem Garten an. Das Saatgut stammt von Manufactum. Die Sorte soll ursprünglich aus Freiburg stammen, ist also eine regionale Sorte und soll sich mindestens bis ins 18. Jahrhundert zurück datieren lassen. Die Früchte sind etwas kleiner, laut GP 1 zeichnen sie sich durch einen guten Geschmack aus.

GP 2 hat in ihrem Garten überwiegend im Freiland insgesamt 17 Tomatensorten, darunter kanadische,

russische und andere robuste Tomatensorten. Wobei sie mit der Robustheit der Sorten experimentiert und die Frage verfolgt *"Was kann drauße bleibe?"* (GP 2) und sich Eigenschaften (z.B. Braunfäuleresistenz, Geschmack, Reifezeit), Entwicklung und Verhalten der verschiedenen Sorten notiert. Seit ca. zehn Jahren kultiviert und vermehrt sie die Tomate **„Rote Zora“**, eine extrem robuste Sorte, die für den Freilandanbau besonders gut geeignet scheint. Die Sorte ringelt allerdings ihre Blätter ein und die Früchte sind sehr heterogen. In ihrem Gewächshaus kultiviert sie außerdem die in jüngerer Zeit wieder bekannter gewordene, alte Sorte **„Bernner Rose“**. Die Fleischtomate hat eine extrem empfindliche Haut und ist laut GP 2 *„für Freiland völlig ungeeignet“*. Auch GP 10 meint, sie hätte bestimmt 20 verschiedene Tomatensorten im Garten, die sie zum Teil geschenkt bekommen hat, unter anderem ebenfalls die „Bernner Rose“. GP 23 nennt die Fleischtomate **Ochsenherz** aus dem Samengarten Eichstetten.

Ein in unseren Breiten tatsächlich eher ungewöhnliches Nachtschattengewächs ist der **Tamarillio** oder **Brasilianische Tomatenbaum** (*Solanum betaceum*, Syn. *Cyphomandra betacea*) (Abbildung 18), der seit einigen Jahren im Klostergarten St. Trudpert im Kübel kultiviert wird und über die Tauschbörse der Badischen Bauernzeitung von seiner Besitzerin an den Klostergarten bzw. seinen Gärtner gelangte. Die frostempfindliche, verholzende Pflanze muss im Kübel im Gewächshaus überwintern und bildet tomatenähnliche, runde Früchte aus.



Abbildung 18: Der in unseren Breiten exotische Brasilianische Tomatenbaum mit Tomatenähnlichen Früchten (rechts). Blüte des Nachtschattengewächses.

4.2.3.2 Ackerkulturen

Als einziges Süßgras wurde eine **Maissorte** (*Zea Mays*) erwähnt, die GP 5 bis vor ein paar Jahren in ihrem Garten anbaute: der "Ribl"-Mais aus der Schweiz. Die Gärtnerin betonte ausdrücklich, dass es sich um keine Hybridsorte handle und der Mais gut im Geschmack und robust sei, gut geeignet für den Anbau in der Gegend. Zwei gemeinsam gärtnernde Schwägerinnen verneinten die Frage, ob sie in ihrem Garten besondere Sorten anbauen, meinten aber *„Des möchte ma no“* und erwähnen dafür die **Weizensorte**

„Hermes“, die bereits auf dem Acker kultiviert wird. Es handelt sich um eine ganz alte begrante Weizensorte, auf die sie durch das Kaiserlink-Institut in Saalem gekommen sind und die aus Höllwangen bezogen wurde. Die Gärtnerinnen geben als Grund für den Anbau an, dass der Dinkel immer zu wenig war und sie deswegen letztes Jahr die alte Weizensorte dazu genommen haben. „Hermes“ stehe bisher ganz vielversprechend da, es sei abzuwarten, was die Ernte ergebe. Das Getreide dient den Frauen zum Backen; eine der Schwägerinnen backt zweimal die Woche für den Verkauf auf ihrer Hofstelle. Die beiden wollen sich noch nach einer alten Dinkelsorte umsehen und „liebäugeln“ außerdem mit einer Linsensorte.

4.2.3.3 Kräuter

Kräuter wurden unter dem Stichwort „besondere Sorten“ nur sehr wenige bis gar keine erwähnt. Zum einen nannte eine Gesprächspartnerin den Lippenblütler **Perilla** (*Perilla frutescens*), auch „Shiso“, ein japanisches Kraut, von dem es viele Kulturformen und Sorten gibt, von denen jedoch keine angegeben wurde.

Zum andern wurde aus der Familie der *Wegerichgewächse* der **Hirschhornwegerich** (*Plantago coronopus*) (Abbildung 19) genannt, der von der Gärtnerin als "Ackerwegerich" bezeichnet wurde. Von dieser alten Heil- und Salatpflanze verwendet die Gesprächspartnerin die Blätter und andere Pflanzenteile, die sie als sehr Vitamin C haltig ansieht. Die Pflanze wird von vielen als Unkraut gesehen, es gibt sie aber mittlerweile wieder bei Bingenheimer, Rühlenmann`s und anderen alternativ angehauchten Pflanzen- und Saatguthändlern zu kaufen.



Abbildung 19:
Hirschhornwegerich, eine alte
Heil- und Salatpflanze.

4.2.3.4 Zierpflanzen

Auch Zierpflanzen (mit dem Schwerpunkt auf Blumen) wurden als besondere Sorten genannt. Eine Gärtnerin hat in ihrem Garten eine uralte **Phloxstaude** der Sorte „**Caroline van den Berg**“ (*Phlox paniculata*). Die Pflanze stammt von 1910 – 1920 und wurde von der Gärtnerin mit dem Garten übernommen. Die Gesprächspartnerin vermehrt das Sperrkrautgewächs (Gattung Phlox bzw. Flammenblumen) auch selber. Die Sorte blüht in einem Fliederton, wirkt aber morgens und abends blau.

Ein Nelkengewächs mit dem - auf seine regionalen Wurzeln hindeutenden - Sortennamen "**Schwarzwälderinnen**" (Abbildung 20) war laut dem Gärtner eine Zeit lang sehr begehrt unter GärtnerInnen. Den echten Namen und die Familie kannte der Anbauer selber nicht.



Abbildung 20: Regionale Nelkensorte
"Schwarzwälderinnen".

Eine Gesprächspartnerin hat in ihrem Garten viele sehr alte Rosen(sorten), die auch alle duften, was bei den meisten üppig blühenden moderneren Rosen nicht mehr der Fall sei. Sehr viele alte, wurzelechte Rosensorten beherbergen auch die drei Gärten von zwei Gesprächspartnerinnen und ihrer Mutter. Hervorgehoben wurden bei dem Gespräch die **Rosensorten „Königin von Dänemark“**, **„Rose de Rescht“**, das **„Zimtrösle“** und das **„Moosrösle“**, das aussieht, als wäre die ganze Pflanze mit Moos bewachsen (Abbildung 21). Die Gärtnerinnen haben eine ganz alte Bekannte, die auch alte, wurzelechte Rosen sammelt und mit der sie immer mal Sorten austauschen. Bis auf eine Rose (uralte Rose, die schon vor der Mutter auf Hof war, am Eingang zum Garten) duften auch alle Sorten in den drei (zusammenhängenden) Gärten. Die Frauen machen Gelee, Rosenzucker und Sirup aus den Blüten.

Zwei sehr alte Fuchsien gehören GP 16 und ihrer Tochter: die eine Fuchsia wird von den Bauerngärtnerinnen als *"Glockesteck"* bezeichnet (wegen der in ihrer Form an Glocken erinnernden Blüten) und hat einen 40 bis 50 Jahre alten Grundstock, aus dem immer wieder neue Fuchsien gezogen werden. Bei der anderen Sorte, einer Hängefuchsia, ist der Grundstock immerhin 20 bis 30 Jahre alt (Abbildung 21). Die Tochter betont, dass die alten Sorten „viel, viel einfacher“ nachzuziehen seien als die neuen: einfach abschneiden, in Wasser stellen bis sie Wurzeln bilden und dann direkt in den Boden oder Blumenerde stecken. Beide „Originalfuchsien“ werden über den Winter „eingekellert“. Ebenfalls eine sehr alte pinkviolett blühende Fuchsia hat GP 11 von ihrer Schwiegermutter übernommen, die das Nachtkerzengewächs ihrerseits von der Schwiegermutter übernommen hatte. GP 18 kultiviert und vermehrt in ihrem Garten und am Haus viele verschiedene Pelargonien-Sorten in den unterschiedlichsten Farbvariationen (u.a. die **„Duftgeranie Krönchen“**); die Vermehrung betreibt sie über Samen und Stecklinge.

Einen 100 Jahre alten Buchs, der zwar keine Blume, aber aus Nutzensicht betrachtet durchaus mehr Zier- als Nutzpflanze ist, beherbergt der Garten von GP 26. Zahlreiche Stecklinge wurden aus dem alten Grundstock gezogen. Bisher blieb der Methusalem vom Buchszünsler und anderen Buchsschädlingen verschont.



Abbildung 21: Sieht aus wie von Moos bewachsen: alte Rosensorte "Moosrösle" (links).
Etwa 20 bis 30 Jahre alte Hängefuchsie (rechts).

4.2.3.5 Obst

An **exotischen**, d.h. für unsere Breiten untypischen Obstsorten wurde von zwei Gesprächspartnerinnen die **Kiwi** (GP 12 + GP 23) (*Actinida deliciosa*) aus der Familie der Strahlengriffelgewächse (*Actinidiaceae*) genannt. Eine Gärtnerin hat in ihrem Garten speziell die **Kiwisorte Issai** (*Actinidia arguta* „Issai“) stehen, eine kleine, glattschalige Kiwi, die selbstfruchtend ist und an der zum Zeitpunkt des Besuches Mitte Juli schon ordentliche Fruchtansätze zu erkennen waren. Im gleichen Garten fand sich das Annonengewächs **Pawpaw** (gesprochen "Paupau") (*Asimina triloba*), von der Gärtnerin auch „Indianerbanane“ genannt. Die aus Nordamerika stammende Obstsorte hat bei der Gesprächspartnerin noch nicht gefruchtet, soll aber bei uns (im mitteleuropäischen Klima) durchaus fruchten und wie eine Mischung aus Mango und Banane schmecken. Pawpaw gibt es in verschiedenen Sorten, von der Anbauerin wurde jedoch keine spezielle Sorte genannt. (GP 14)

In einem besonders großen, fast parkartigen Garten mit Schwerpunkt Zierpflanzen kultiviert ein gärtnerndes Ehepaar exotische Obstarten wie Maulbeere (*Morus* sp.), Banane (*Musa* sp.) und die (giftige) Kermesbeere (*Phytolacca* sp.) .

Von 25 BauerngärtnerInnen geben 20 an, dass sie **alte Obstsorten** oder zumindest -bäume in oder außerhalb ihres Gartens haben. Ein Problem war dabei in den meisten Fällen, dass die Sortennamen der oftmals noch vom Großvater gepflanzten Bäume weitgehend unbekannt und den Gärtnerinnen nicht geläufig sind. Dafür wird oftmals der Zweck ganz genau mit genannt: die gut zum Trocknen/Dörren geeigneten Birnen werden für das „Hutzelbrot“ verwendet, verschiedene Äpfel für Most oder die Zwetschgen im Garten zum Brennen. Der Name der Sorte spielt dabei eine untergeordnete Rolle, solange man weiß, wofür das Obst im eigenen Garten sich am besten eignet. In einigen Fällen konnten jedoch konkrete Sorten genannt werden, die im Folgenden (nach Obstarten geordnet) vorgestellt werden sollen.

Bei den **Apfelsorten** wurden von GP 2 "**Ruhm von Kirchwerda**", "**Bittenfelder**" und "**Schafsnase**", eine Kinzigtäler Sorte angegeben. Im Kloster St. Trudpert werden hauptsächlich **Bonäpfel**, außerdem

Goldparmäne, Boskop und **Grüner Boskop** kultiviert, letzterer ist nach Aussage des Gärtners sehr selten heutzutage. Daneben finden sich auf den Streuobstwiesen des Klosters noch ein paar jung gepflanzte Sorten. GP 4 und ihrem Mann war es bei der Neupflanzung von Obstbäumen in ihrem Garten wichtig, „dass es alte Sorten sind“: Neben der Kirschensorte „**Landsberger**“ und der Apfelsorte „**Goldparmäne**“ steht der Apfel „**Berlepsch**“ mitten im Garten. Der Obstbaum trägt kaum Früchte, wächst aber viel und sehr unregelmäßig und wird von der Gärtnerin als „Krummer Hund“ bezeichnet. Bei ihrer Ausbildung zum Fachwart Obstbau bekam sie von den Ausbildern den Tipp, den Baum nur noch über Sommerriss zu schneiden. Das Ehepaar sieht den Apfelbaum als Herausforderung, die es zu meistern gilt, damit er irgendwann ordentlich trägt. Eine betagtere Bauerngärtnerin meinte auf die Frage nach alten Obstsorten, „*die ganz alde Sorde gibt's nimmer*“ (GP 5) und nennt als Beispiel für alte Sorten die **Jakobäpfel**.

GP 10 nennt für ihren Garten die Apfelsorten „**Goldparmäne**“, „**Boskoop**“ und die frühe Sorte „**Oldenburger**“. Sehr viele alte Bäume beherbergt auch der Obstbaumbestand auf der Wiese bzw. am Wiesenrand von GP 11, in dem nur vereinzelt nachgepflanzt wurde. Darunter die Äpfel **Renetter**, **Winterambour**, **Grafensteiner**, **Bohnäpfel**. GP 14 hat viele alte Obstsorten und veredelt auch selber, unter anderem die Apfelsorten **Kaiser Wilhelm** und **Grafensteiner**. Auch GP 15 hat viele alte Sorten, nur weiß sie die Sortennamen oft nicht: bei den Äpfeln konnte sie die Sorten „**Brettacher**“, „**Nägele**“, „**Herreäpfel**“, „**Boskoop**“ benennen. GP 21 hat drei verschiedene, „auf jeden Fall uralte“ Apfelsorten im Garten, weiß aber die Namen ebenfalls nicht. Es handelt sich bei allen dreien um Winteräpfel. In guten Jahren erhält die Gärtnerin aus den insgesamt vier Apfelbäumen 400 Liter Saft. Anfang der 1990er Jahre haben GP 23 und ihr Mann eine Streuobstwiese speziell mit alten Apfelsorten bepflanzt: **Bohnäpfel**, **Glockenäpfel**, **Goldparmäne**, **Steinrenette**, **Gewürzluke**, **Kohler** und **Hesselbacher Apfel**. Die Streuobstwiese ist Teil eines NABU-Projektes, das interviewte Ehepaar liefert die Äpfel an die Katharinen-Kelterei, die das Obst verschiedener Obstbauern als Saft mit einem Wiedehopf als Logo gemeinschaftlich vermarktet. Alte Apfelsorten nennt zuletzt auch GP 25: „**Bruhnäpfel**“ und **Boskoop** und eine Sorte speziell für „Moscht“. Viele wissen zwar, dass Apfelbäume schon standen, als sie auf den Hof kamen oder bestimmte Bäume noch vom Großvater gepflanzt wurden; die Sortennamen sind aber oft in Vergessenheit geraten.

Birnensorten werden insgesamt nur fünf erwähnt, auch hier sind die Sortennamen oftmals unbekannt. GP 2 hat eine uralte Birnensorte im Garten, deren Früchte besonders gut zum Trocknen geeignet sind. Der uralte Birnbaum der Sorte „**Stuttgarter Geißhirtle**“ (Abbildung 22) unterhalb des Hauses von GP 21 ist kurz vor dem Umfallen. Die Gärtnerin will ihn schon seit längerem auf anderer Grundlage veredeln. Er trägt „ganz kleine, zuckersüße Birnchen“ (GP 21). Drei alte Birnensorten hat GP 22 im Garten, die Sorte „**Gellerts Butterbirne**“, die sich speziell zum Einmachen eignet und die Sorten „**Gute Louise**“ und „**Pastorenbirne**“, beides späte, gut haltbare Birnensorten, die von Oktober bis Dezember geerntet werden können.



Abbildung 22: Uralter Birnbaum der Sorte "Stuttgarter Geißhirtle" (links) mit kleinen, zuckersüßen Birnchen (rechts).

Von anderen Obstarten außer Birnen und Äpfeln konnten kaum bis gar keine Namen genannt werden. GP 6 hat in ihrem Garten zwei kleine Aprikosenbäume, die sie mit dem Sortennamen „**Melile**“ bezeichnete. Die Bäumchen tragen kleine, sonnengelbe Aprikosen, die steinecht sind. GP 2 hat in ihrem Garten noch eine Hauszwetschge stehen, die einzige samenfeste Zwetschge überhaupt. Die Sortennamen sind zwar unbekannt, GP 12 erzählt jedoch, sie habe ganz alte Kirschbäume, die noch vom Uropa gepflanzt wurden (schlechte Ernte dieses Jahr). GP 15 besitzt ein altes Brennrecht und hat verschiedene Streuobstbäume, darunter eine alte Kirschensorte (Brennkirschen) speziell zum Schnapsbrennen. GP 16 erwähnt eine Zwetschge, die schon immer dort gestanden hat, aber von der kein Sortenname bekannt ist. Und GP 25 meint, sie habe alte Sorten von Quitten, Renekloden und Birnen im Garten, weiß aber – wie so oft – die Sortennamen nicht mehr.

4.2.3.6 Beeren

Eine der befragten BauerngärtnerInnen hat in ihrem Garten zahlreiche verschiedene Beerensträucher stehen, die allesamt in erster Linie zum Schnapsbrennen dienen. Die Gärtnerin hat ein altes Brennrecht und experimentiert beim Schnapsbrennen auch mit neuen, ungewöhnlichen Beeren und Obst. Das Brennen ist sowohl Erwerbsquelle als auch „Steckenpferd“. Neben unzähligen Stauden und einjährigen Blütenpflanzen bilden so die Beerensträucher, Obstbäume und alles was sonst noch zum Brennen geeignet ist, den Schwerpunkt ihres Gartens. Die Gärtnerin betont bei der Auswahl neuer Gartenpflanzen: „*Klar, ich schau schon, was verwertbar ist*“ und wichtig sei beim Endprodukt, es „*muss au schmecke*“ (GP 14). Die Beerensträucher erhält sie unter anderem über eine Obstbaumschule, in der sie zwei Jahre gearbeitet hat und zu der sie immer noch gute Kontakte hält bzw. über die alle zwei Jahre in Arweiler in der Pfalz stattfindenden Wildobsttage, zu denen sie über ihre Brennerei Kontakte hat und bei denen sie auch „immer wieder mal was mit nimmt“. Wie oben bereits festgehalten, wurden bei den Beeren grundsätzlich nur Arten genannt, Sorten schienen der Bauerngärtnerin (aber auch den anderen befragten Gärtnernden) hier

gänzlich unbekannt zu sein.

Unter den Rosengewächsen wurde zum einen die **Japanische Weinbeere** (*Rubus phoenicolasius*) (Abbildung 23) als Besonderheit hervorgehoben. Die Gesprächspartnerin meinte, die Japanischen Weinbeeren sähen aus wie glänzende, kleinere Himbeeren, die sich auch länger hielten und nicht so schnell „matschen“ wie Himbeeren. Zum andern steht in ihrem Garten noch die **Apfel- oder auch Aroniabeere** (*Aronia ssp*), von der die Gesprächspartnerin meint, „die geht hier super“ und auf die wertvollen Inhaltsstoffe wie Antioxidantien hinweist. Eine **Goji-Beere** (Abbildung 23) im Beerengarten „wächst wie blöd“, fruchtet aber nicht. Dieses Jahr soll der Gemeine Bocksdorn (*Lycium barbarum*) noch stehen bleiben, aber wenn das Nachtschattengewächs nicht fruchten will, kommt es „wieder raus“. Wichtig sei schon der Nutzwert betont GP 14. Auch ein Geißblattgewächs findet sich bei den Beerensträuchern: die Mai-Beere. Die Gärtnerin erklärt, die Beerenart stamme aus Russland oder Sibirien, sei winterhart und zeige die erste Frucht im Jahr von allen Sträuchern und Obstbäumen in ihrem Garten.

Eine andere Gesprächspartnerin hat dieses Jahr zum ersten Mal verschiedene alte Erdbeersorten im Garten, die sie im „Kombipaket“ von Manufactum bestellt hat.



Abbildung 23: Wild wuchernde Goji-Beere (links), Früchte der Japanischen Weinbeere (rechts).

4.2.4 Bezugsquellen und Austausch von Pflanzen und Saatgut

Neben dem eigenen Nachbau (23) und dem Austausch mit anderen Gärtnernden (der insgesamt sechs Mal als direkte Quelle für Saat- und Pflanzgut genannt wurde) beziehen die meisten GärtnerInnen Saatgut und Pflanzen aus mindestens zwei weiteren Quellen. Insgesamt wurden 69 Bezugsquellen für Saatgut genannt, die in Abbildung 24 zum Teil in übergeordneten Kategorien zusammengefasst wurden.

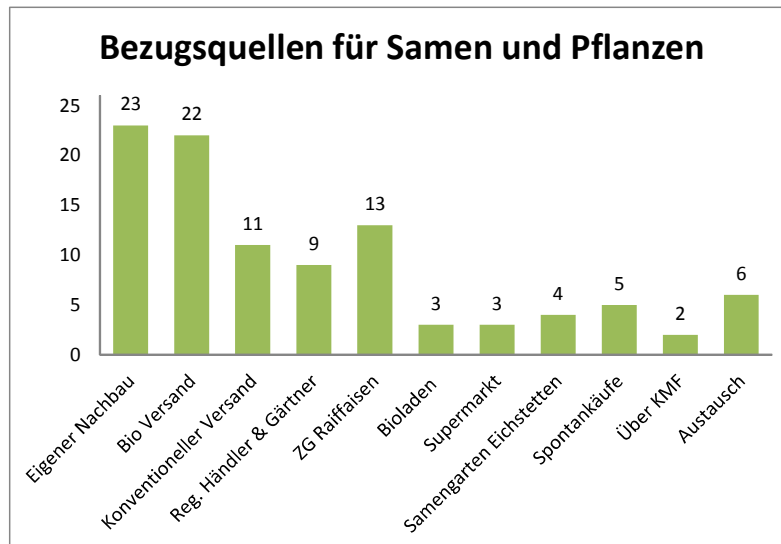


Abbildung 24: Nennung verschiedener Bezugsquellen für Saatgut bzw. (Jung-)Pflanzen. Antworten zum Teil in übergeordnete Kategorien zusammengefasst (n=26 Mehrfachnennungen).

Sehr häufig (insgesamt 22 Mal) wurde als Quelle für Saatgut (und zum kleinen Teil auch Jungpflanzen) der biologische Versandhandel genannt, darunter zusammengefasst wurden von der Autorin insgesamt sieben Anbieter: der Direktversand „Dreschflegel-Bio-Saatgut“, ein Zusammenschluss von 14 ökologisches Saatgut produzierenden Biohöfen in Deutschland, deren Saatgut gemeinsam über „Dreschflegel“ vermarktet wird, wurde von 12 verschiedenen Gärtnerinnen aufgezählt. Außerdem „Bingenheimer Saatgut“ (5), „Rühlemann`s Kräuter und Duftpflanzen Versand“ (1), die biologische „Samengärtnerei Zollinger“ in der Schweiz (1), „Ellenberg`s Kartoffelvielfalt“ (1), die Bioland-zertifizierte „Rosenschule Ruf“ (1) und die „Kräuter- und Duftpflanzengärtnerei Syringa“ (1), die neben Biopflanzen(saatgut) auch konventionelle Sorten im Angebot hat.

Konventionelle Versandhändler und -kataloge wurden neun verschiedene insgesamt elfmal genannt. Jeweils zweimal werden Saatgut (und Pflanzen) bei „Gärtner Pötschke“, einem Erfurter Samenhandel und „Samen Fetzer“ aus dem Samendorf Gönningen an der Schwäbischen Alb bezogen. Und jeweils nur einmal aufgezählt wurden: „Nixdorfs Gemüsegarten Versandhandel“, „Farmer“, „Dürr-Samen“ in Reutlingen, „Samen Schmitz“, „Garten Schlüter“ und der englische Versandhändler „Thompson & Morgan“.

In neun Fällen werden besonders Setzlinge, aber auch Samen bei regionalen (d.h. räumlich nahe gelegenen) Gärtnereien oder Händlern direkt gekauft. Dreimal wurde der Name Jürgen Wehrle genannt, ein „Saatgut und Raritäten“-Anbieter, der neben der Vermarktung über „Dreschflegel“ auch ein Direktvermarktersortiment im Angebot hat und sein Saatgut über einige Läden in und um Freiburg verkauft. Unter anderem über die Gärtnerei Witt in Emmendingen, die selbst zweimal als Bezugsquelle genannt

wurde. Jeweils einmal wurden die Gärtnerei Hügin in Zähringen (Stauden und Annuellen), die Gärtnerei Friderich in Sasbach am Kaiserstuhl (Topfpflanzen), eine Gärtnerei in Ohlsbach, der Samenbauer und -händler Patrick Bilharz und der Markt in Gengenbach, auf dem regionale Gärtnereien ihre Pflanzen anbieten, genannt.

Die Hälfte der Gärtnerinnen (13) holt sich Saatgut und Jungpflanzen außerdem in den örtlichen ZG Raiffeisen-Märkten, die hier als überregional vertretene, genossenschaftlich organisierte Vereinigung nicht zu den regionalen Anbietern im eigentlichen Sinne (Kulturpflanzen An-, Nachbau und Verkauf vor Ort) gezählt wurden. Auch der Samengarten Eichstetten wurde in Abbildung 24 gesondert aufgelistet, da dieser Erhaltungsgarten für alte und regionale Sorten der Stiftung Kaiserstühler Gärten eine wichtige Rolle für diese Arbeit gespielt hat. Drei der Bauerngärtnerinnen gaben an, Saatgut gelegentlich im Supermarkt (Edeka, Netto) zu kaufen, drei andere nannten als Bezugsquelle den Bioladen (z.B. Biokeller Freiburg Wiehre). Unter Spontankäufen (5) wurden Bezugsquellen zusammengefasst, die einmalig im Urlaub, auf Märkten oder zu sonstigen Gelegenheiten genutzt wurden. Also Quellen, die nicht regelmäßig genutzt werden (können): die aus dem Urlaub in Lanzarote mitgebrachten Kartoffeln oder Tomatensamen, der auf einer Gartenmesse an der Staude abgeknipste Steckling usw. Zwei der Gärtnerinnen gaben außerdem an, dass sie Saatgut speziell für Kräuter zum Teil über die Kräutermanufaktur beziehen.

Auch wenn der Austausch mit anderen Gärtnerinnen nur von sechs Befragten als Bezugsquelle für Pflanzen(teile) und Saatgut betrachtet wird, geben insgesamt 21 Gesprächspartnerinnen (81 %) an, grundsätzlich mit anderen überzählige Jungpflanzen, Stecklinge von besonderen Stauden oder selbst gewonnenes Saatgut auszutauschen. Die Differenz der Antworten auf die zwei unterschiedlich gestellten Fragen (einmal nach den Bezugsquellen und einmal nach dem Austausch) mag darin begründet sein, dass die meisten GärtnerInnen den Austausch nicht als regelmäßige, zuverlässige Größe im Hinblick auf den Bezug von Pflanzenmaterial zur Gartenbestückung sehen, sondern als eine sich aus unterschiedlichen Gründen ergebende Gelegenheit, vielleicht auch Selbstverständlichkeit, aber nie Notwendigkeit: Grundsätzlich versorgt man sich selber über Gärtnereien, Kataloge, etc. mit Saatgut und Pflanzen, ein paar geschenkte Tomatensetzlinge können dazukommen, abhängig ist die Gärtnerin aber nicht von der „Gunst“ anderer. Ausgetauscht und weitergegeben wird in 17 Fällen Saatgut, in 20 Fällen Pflanzen (Setzlinge) oder Pflanzenteile, wobei die meisten der 21 Gesprächspartnerinnen beides empfangen und abgeben. Der Austausch findet selten gleichzeitig statt im Sinne eines zeitgleichen Gebens und Nehmens; in der Regel wird weitergegeben was zu viel ist, wenn zum Beispiel mehr Salatjungpflanzen vorgezogen wurden, als schließlich im Beet Platz finden. Der Empfänger „revanchiert“ sich zu einem beliebigen anderen Zeitpunkt mit besonderen Blumensamen oder bei ihm überzähligen Pflanzen. Über die Hälfte (54 %) der „Austauschvorgänge“ finden im direkten sozialen Umfeld der BauerngärtnerInnen statt, mit Verwandten, Nachbarn, Freunden, Bekannten oder anderen Bauerngärtnerinnen.

Viel getauscht wird auch zwischen den Mitgliedern der hier als „Netzwerke“ deklarierten Vereine und Zusammenschlüsse wie der BWB e.V., der Bauerngartenroute, der Kräutermanufaktur und den Landfrauen und zwischen den Teilnehmern der im Rahmen dieser Netzwerke stattfindenden Kurse und Gartenführungen. 33 % der erwähnten Tauschpartner finden sich im Rahmen dieser Netzwerke zusammen. Zwei Gärtnerinnen meinten, sie gäben auch gelegentlich Pflanzen und Samen an Feriengäste oder andere (z.B. an angebotenen Führungen teilnehmende) Gäste auf dem Hof weiter. Zwei weitere tauschen auf den speziell zu diesem Zwecke initiierten Pflanzentauschtage mit anderen Gärtnerinnen Pflanzenmaterial. Eine Gärtnerin aus Eichstetten steht in regem Austausch mit dem dortigen Samengarten, nicht nur was Saatgut und Pflanzen, sondern auch gärtnerisches Wissen angeht.

Tatsächlich scheint ein Mangel an Gelegenheiten oder Plattformen kein Grund für mangelnden Austausch zu sein; in Abbildung 25 sind zur Übersicht alle in ihrer Häufigkeit genannten Plattformen bzw. Initiativen, die den Austausch von Pflanz- und Saatgut organisieren oder zumindest ermöglichen, zusammengefasst.

Am häufigsten (13 Mal) genannt wurden dabei verschiedene **Netzwerke** wie die Bauerngartenroute (2), der Bauerngarten- und Wildkräuterland Baden e.V. (3) und die Kräutermanufaktur (3). Fünfmal wurde auf in ihrem Rahmen stattfindende Kurse, Seminare, Gartenführungen und -treffen hingewiesen, z.B. das zum Zeitpunkt der Gartenbesuche im Sommer noch stattfindende Seminar „Gesundheit aus dem Bauerngarten“. Eine wichtige Rolle spielen die eigens zum Zwecke des Austausches von Pflanzenmaterial initiierten **Stauden- bzw. Pflanzentauschtage**, die von zehn Befragten erwähnt wurden. In vielen Fällen (7) werden die genannten Tauschtage von den Landfrauen organisiert, wobei der Schwerpunkt hier in der Regel auf Stauden liegt und wenig bis gar keine Gemüsepflanzen oder -samen ausgetauscht werden. Aufgezählt wurden: von den Landfrauen allgemein organisierte Staudentauschtage (2), Staudentauschtage in Triberg/Schonach/Schönwald (1), in Furtwangen (1), in Haslach (1), in Bahlingen (1), und eine von den Landfrauen veranstaltete Pflanzentauschbörse für Gemüse, Stauden, Zierpflanzen in St. Georgen, Schiltach (1). Daneben wurden drei private Initiativen bzw. Initiativen anderer Vereine erwähnt. So findet seit wenigen Jahren ein privat (von im Rahmen dieser Arbeit befragten Bauerngärtnerinnen) organisierter „Pflanzentauschmarkt“ in Schuttertal/Dörleinbach (1) statt. In Gengenbach gibt es einmal im Jahr einen - durch eine Privatinitiative entstandenen - Staudentauschtag im Rahmen des Bauernmarktes (2), für den sich (verschiedene) Vereine verantwortlich zeichnen.

Von vier Befragten wurde außerdem auf die Badische Bauernzeitung (BBZ) verwiesen, zum einen auf deren Pflanz- und Saatgutauschbörse, zum andern auf die Zeitung als Medium zur Terminbekanntgabe für verschiedene Pflanzen-/Staudentauschtage und andere in diesen Rahmen fallende Veranstaltungen.

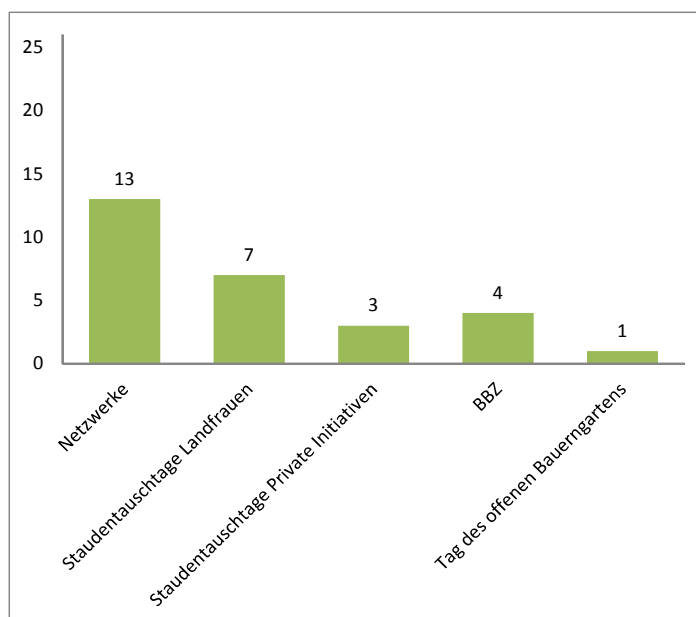


Abbildung 25: Plattformen und Vereine für Saatgut- und Pflanzenaustausch nach der Häufigkeit ihrer Erwähnung.

4.3 Gärtnerisches Wissen

4.3.1 Von der Aussaat bis zu Vermehrung und Verarbeitung

4.3.1.1 Anbau und Nachbau

Pflanzung und Aussaat

Für die Neubestückung der Beete im Frühjahr versuchen die meisten GärtnerInnen, so viele Pflanzen wie möglich selber vorzuziehen oder direkt auszusäen. Setzlinge werden zugekauft, weil ein geeigneter Platz zum Vorziehen fehlt, die Zeit knapp ist oder aus Kosten-Nutzen-Gründen, da z.B. die Salat- und Kohlrabi-Setzlinge gemessen am Arbeitsaufwand und Saatgutpreis billiger erscheinen als die Selbstanzucht. Gelegentlich werden auch die Reihen bei selbst angezogenen Jungpflanzen mit nachgekauften Setzlingen geschlossen, etwa wenn die frisch aufgegangene eigene Salataussaat in einer Nacht den Nacktschnecken zum Opfer gefallen ist.

In der Regel werden nur bestimmte Gemüsearten als Setzlinge in lokalen Gärtnereien oder vom Markt geholt: Südländische Pflanzen wie Tomaten, Zucchini, Aubergine, die man sonst im Gewächshaus oder am Fensterbrett vorziehen müsste, aber auch Arten die gerne entweder zu früh oder zu spät groß genug für die Auspflanzung werden, z.B. verschiedene Formen des Gemüsekohls (*Brassica oleracea*). Diese Arten werden einfach dann gekauft, wenn sie direkt in das vorbereitete Beet auspflanzbar sind. So meint GP 20, dass sie sich seit die Gärtnerei bei ihr im Ort aufgemacht hat, dort von den meisten Gemüsearten Setzlinge besorgen

würde; der Vorteil sei, dass sie sich dort einfach alle paar Wochen fünf bis zehn Setzlinge holen könne. Würde sie selber aussäen, hätte sie immer zu viele oder zu wenige Jungpflanzen, der Zukauf sei „*halt praktischer*“. Andere genannte Gemüse, die von einigen GärtnerInnen als Setzlinge zugekauft werden, sind Lauch (*Allium porrum*), Rote Beete (*Beta vulgaris ssp. vulgaris*), Salat (*Lactuca sativa*), Gurke (*Cucumis sativus*), Rotkraut (*Brassica oleracea convar. capitata var. rubra*) und Fenchel (*Foeniculum vulgare*). Oftmals bekommen die befragten BauerngärtnerInnen ihre Jungpflanzen auch von anderen geschenkt. Gerade diejenigen Gesprächspartnerinnen, die selber das Meiste vorziehen, erklären, dass sie eigentlich immer zu viele Jungpflanzen haben, die dann gerne weitergegeben werden.

Wo ein Gewächshaus und die Zeit dafür da sind, werden frostempfindliche Arten mit relativ langer Kulturdauer wie Zucchini, Kürbis, Gurken und Tomaten für die Auspflanzung nach den letzten Frösten im Frühjahr vorgezogen oder gleich durchgehend dort kultiviert: „*etz mit dem Gwächshaus zieh ich viele Sache vor*“ (GP 11). Aber auch andere Gemüse (Mangold, Kohlrabi, Salat, Rote Beete), Blumen (z.B. Tagetes, Zinnien und andere einjährige Blumenarten) und Kräuter („*Peterle*“, Basilikum) werden im Frühjahr im frostsicheren Gewächshaus ausgesät, um Vegetationsperiode und Erntesaison zu verlängern. Selbst ein unbeheiztes Treibhaus leistet da gute Dienste für Kohlpflanzen oder den ersten frischen Salat im Frühjahr, den eine Gesprächspartnerin trotz der Höhenlage ab Mitte März im Gewächshaus zieht. In einem „Tomatenzelt“ sät GP 15 sehr früh im Jahr Salat, Kohlrabi und Radieschen aus, die erste Ernte hätte sie darin oftmals schon vor Ostern. Danach, ab Mai etwa, werden die Seitenwände abgenommen und unter der Überdachung im kleinen Gewächshaus vorgezogene Tomaten gepflanzt, die im Freiland aufgrund der Braunfäule „einfach nichts werden“. Eine andere Methode, um die Erntesaison nach vorne zu verlegen sind Hügel- und Hochbeete (Abbildung 26) – besonders letztere erleichtern durch ihre „rückenfreundliche“ Höhe auch die Bearbeitung. GP 4 nutzt die Vorteile ihres Hochbeetes für die erste Salaternte im Jahr; die Gärtnerin ist überzeugt, dass die Pflanzen im Hochbeet einfach besser und schneller wachsen. Eine andere Gesprächspartnerin lässt über den Winter Vieles in den Beeten stehen, damit die Vögel noch Samen ernten können. Wenn nach dem Winter dann alles plattgedrückt und zusammengefallen auf den Beeten liegt, räumt sie die Reste ab und begründet mit ihnen ein neues Hochbeet: „*alles was im Frühjahr gschnitte wird kommt unde nie und dann mach ma obendruf noch a weng Pferdemist*“ (GP 10). Die oberste Schicht bilde der Kompost. Durch die Mistschicht sind die Temperaturen im Hochbeet immer ein wenig höher als in den sonstigen Gartenbeeten, was zusammen mit der humosen Komposterde das Wachstum der Pflanzen deutlich begünstigt. Der einzige Nachteil sei die Trockenheit, meint die Gärtnerin, da müsse ihre Mutter regelmäßig gießen. Mancherorts ist der verfrühte Start der Gemüsesaison unerlässlich, damit die Kulturen zum Herbst hin genügend Zeit haben, um überhaupt auszureifen. Eine Gärtnerin auf 900 m Meereshöhe zieht die meisten Gemüsepflanzen vor, bis spätestens Mitte bzw. Ende Mai müsse dann alles raus in die Beete, sonst reiche die Zeit nicht mehr.



Abbildung 26: Gemauertes und mit Glas eingefasstes Hochbeet (links) für die erste Salaternte im Jahr. Das mit Weidenruten eingefasste Hochbeet aus Grünschnitt, Gartenabfällen, Pferdemist und Kompost (rechts) ist auch für die betagte Mutter der Bauerngärtnerin noch gut zu bearbeiten.

Wo das Klima Pflanzen und Länge der Vegetationsperiode begünstigt, ist der „Zeitdruck“ weniger ein Problem. Aber auch anderswo werden viele Arten (mit kürzerer Kulturdauer bzw. ausreichender Kältetoleranz) direkt ausgesät. Möhren, „*Raanen*“ (Rote Beete), Salat, Radieschen, Mangold, Spinat, auch Kräuter und Blumen z.B. Basilikum, Petersilie, Kapuzinerkresse, Sonnenblume, Zinnien und „*Löwenmäulele*“ (Löwenmäulchen) werden in die Beete gesät, Zwiebeln, Bohnen und Erbsen gesetzt. Manche Arten auch zusammen: Eine Gärtnerin sät Radieschen und Möhrensaatgut gemeinsam aus, so dass die rasch auflaufenden Radieschen die Reihen anzeigen. Eine andere Gärtnerin sät dazu gleich noch Kopfsalat mit aus. Zum Teil stammt das Saatgut aus eigenem Nachbau, vieles wird auch zugekauft. Einige Gesprächspartnerinnen lassen bewusst verschiedene Arten (z.B. Salat) blühen und sich selber aussäen und pflanzen die aufkommenden Keimlinge dann gegebenenfalls noch um. Nur die wenigsten Bauerngärtnerinnen sind aber so konsequent wie GP 21, die grundsätzlich keine Setzlinge kauft. Tauschen und Schenken lassen sei in Ordnung, sonst käme für sie nur selbst Aussäen in Frage: „*Ich bin der Meinung: was ich nicht hinkriege selber, des brauch ich auch nicht aufessen.*“

Nachdem im Frühjahr die Beete erst einmal geschlossen sind, wird während der Saison deutlich weniger und vielerorts gar nichts mehr zugekauft, sondern das Meiste direkt in die durch Ernte oder Ausfälle entstandenen Lücken oder freigewordene Reihen nachgesät. „*Die erste Setzlinge für Salat were g´holt, dann is Schluss*“ (GP 18) stellt eine Gärtnerin dazu fest.

Umso größer der Garten, umso planmäßiger scheinen die GärtnerInnen auch bei Aussaat und Pflanzung vorzugehen, um gerade bei Salat und anderen schnellen Kulturen eine kontinuierliche Ernte zu gewährleisten und einen nicht mehr bewältigbaren Überschuss oder auch Mangel zu verhindern. Grundsätzlich direkt gesetzt werden Kartoffeln. In zwei Fällen experimentierten die Gärtnerinnen dabei mit Heubeeten: statt in den Gartenboden und die klassischen „Dämme“ legten die beiden besuchten Bauerngärtnerinnen die Knollen einfach auf die Erde und deckten alles mit Heu ab (Abbildung 27). Die

Methode funktioniere nach der mehrjährigen Erfahrung der einen Gesprächspartnerin sehr gut und spare viel Arbeit, die reifen Knollen können im Spätsommer - Herbst einfach aus dem Heu geschüttelt werden. Wichtig sei dabei trockenes Heu und keinen Grünschnitt oder Mulch zu verwenden, da nur trockenes Heu nicht mehr nachgäre. Unter Mulch und Grasschnitt entstünden durch die stattfindenden Gärungsprozesse viel zu hohe Temperaturen. Eine andere, ungewöhnliche Beetkultur fand sich bei GP 13 im Garten, die in diesem Jahr zum ersten Mal viereckige Strohballen mit verschiedenen Gemüsen wie Zucchini, Kohlrabi, Salat, Bohnen und Kartoffeln bepflanzt hatte (Abbildung 27). Laut der Gärtnerin funktioniert dieser ohne Erde auskommende „Strohgarten“ ebenfalls gut, die ersten reifen Kohlrabis hatte sie Anfang Juli schon geerntet.

Geht es ans Auspflanzen der vorgezogenen Gemüsearten haben einige Gärtnerinnen spezielle Methoden, um den Pflanzen einen möglichst idealen Start zu ermöglichen. So setzt eine der Befragten ihre Tomaten in Kübel mit purem Kompost und keinerlei Erdreich, legt unten in das Pflanzloch noch zwei bis drei Brennnesselpflanzen (*Urtica dioica*) rein und gibt einen speziellen Tomatendünger dazu. Später werden die Tomaten nur noch mit Brennnesseljauche gedüngt. Die so vorbereiteten Pflanzen gedeihen hervorragend an der südexponierten Seite des Wohnhauses. Eine andere Gärtnerin setzt Starkzehrer wie Gurken und Paprika auf einen mit Kompost präparierten Hügel, der die Pflanzen mit wichtigen Nährstoffen und Wärme versorgt. Auch gekaufte Salatsetzlinge werden gerne nochmal ins Wasser gestellt oder zumindest die Pflanzlöcher angegossen bzw. nass gemacht.



Abbildung 27: Kartoffelpflanzen auf mit Heu angehäufelten Dämmen (links). Gemüsebeet auf viereckigen Strohballen (rechts).

Fruchtwechsel und Mischkulturen

In 23 der besuchten 26 Gärten geben die GärtnerInnen an, dass sie auf einen regelmäßigen Wechsel in der **Fruchtfolge** achten. Manche unter Berufung auf eine höhere Autorität. „Ja, ma soll's, wenn's a glei weng geht“ (GP 5), andere aus tiefer Überzeugung heraus: "Fruchtfolge isch des A und O im Biolandbau" (GP 1).

Viele betonen, dass es wichtig sei, bei der Fruchtfolge auf verschiedene Unverträglichkeiten und Probleme mit Schädlingen und Krankheiten zu achten. Allgemein im Bewusstsein haben die GärtnerInnen insbesondere die Unverträglichkeit der Kreuzblütler mit sich selber. Allen voran bei *Brassica oleracea* gilt es ausreichende Anbaupausen auf den Beeten einzuhalten, um der Kohlhernie und anderen kohlspezifischen Schadbildern vorzubeugen. Die Befragten geben eine Mindestanbaupause zwischen zwei und sieben Jahren an, die allerdings aus Platzgründen nicht immer eingehalten werden, „*des isch halt a bissle schwierig*“ (GP 12). Bei anderen stößt dieses bewusste Nichteinhalten der „Kohlpause“ gleichwohl auf Unverständnis: „*Wenn se immer so jammere weche dere Kohlhernie – da mou ma halt wechsle!*“ (GP 18). Wegen der Unverträglichkeit der Kreuzblütler untereinander sät eine Gärtnerin auch keine Gründungen mehr mit dem Kreuzblütengewächs Senf als Zwischenkulturen aus, da diese sie zu sehr einschränken in der Wahl der Nachkulturen.

Immer wieder verwiesen wird auch auf die unterschiedlichen Ansprüche und den Nährstoffverbrauch von Starkzehrern und Schwachzehrern. Zum Teil streng nach Plan zum Teil nach Gefühl – „*des weiß man ja, wo die Sache im Jahr vorher ware*“ (GP 15) – orientieren einige Befragte die Fruchtfolge in erster Linie an Stark- und Schwachzehrern. GP 14 erklärt: „*Ich acht einfach drauf, dass ich wechsle, Starkzehrer-Schwachzehrer draufkomme*“. GP 8 wechselt ebenfalls im Dreier-Rhythmus die unterschiedlich zehrenden Kulturen und düngt dabei Starkzehrer wie Kohl intensiver, Schwachzehrer wie Zwiebeln, Bohnen, Möhren gar nicht. Mehr als drei Jahre Anbaupause schafft sie zum eigenen Bedauern auch bei den problematischen Kohlformen nicht.

Während die einen kraft jahrelanger Erfahrung (und möglicherweise auch begrenzter Gartengröße) meinen: „*Ich hab`s so im Kopf, was ungefähr wo hinkommt*“ (GP 13), legen sich andere alljährlich einen detaillierten Gartenplan an. So erklärt GP 7, „*Ich mal mir dann immer so mein Garde auf und dann schau ich was ich letztes Jahr gmacht hab... des mach ich scho etliche Jahre so*“. Durch das seit Jahren als Plangrundlage verwendete transparente Butterbrotpapier, kann der Plan vom Vorjahr einfach bei der aktuellen Beetplanung sichtbar untergelegt und darüber der Folgeplan erstellt werden.

Sieben Gärtnerinnen arbeiten außerdem mehr oder weniger streng nach dem System der Reihenmischkultur von **Gertrud Franck** (1905-1996), das eine optimale Umsetzung der Prinzipien Fruchtfolge und Mischkultur im Hausgarten zum Ziel hat und durch mehrere Kulturschübe innerhalb einer Saison das vorhandene Gartengelände intensiv nutzt. Manche Gärtnerinnen haben das System ein wenig abgewandelt und an ihren Garten und spezielle Bedürfnisse angepasst. Grundlage ist bei allen der Anbau von Gemüse, Kräutern und anderen Kulturpflanzen in Reihen. Innerhalb einer Reihe wird in der Regel jeweils auch nur eine Art angebaut, bisweilen aber auch verschiedene Arten in Mischung (Abbildung 28). Hat man den Gartenplan mit den verschiedenen Reihenkulturen einmal ausgetüftelt, müssen die Reihen nur noch jährlich eine Einheit weitergeschoben werden, damit sich automatisch eine Fruchtfolge ergibt. Die

Reihen werden dabei unterteilt in A-, B- und C-Kulturen, die jeweils in einer a-, b- oder c-Reihe stehen. GP 22 erklärt, „a“ sei die Hauptreihe mit den ganzen Sommer über wachsenden Kulturen wie z.B. Tomaten, die Kulturen der „b“-Reihe ständen etwa zwei bis drei Monate auf dem Feld (z.B. Bohnen) und die Kulturen der „c“-Reihe wechselten deutlich öfter (z.B. Salat, Radieschen). Durch die unterschiedliche Kulturlänge ergebe sich nach Gertrud Franck eine optimale Vierer-Reihenabfolge von „cbca“, bei der die Reihen immer eins weiter wandern. Die Gärtnerin hat zusätzlich zu dem Reihenrotiersystem noch eine „Vierfelderwirtschaft“ angelegt, d.h. eine Reihemischkultur in vier Beeten, in der nicht nur die Reihen, sondern auch die Beete jedes Jahr eins weiter wandern. Dadurch ergibt sich eine drei bis vierjährige Anbaupause für Kohl und andere Arten. Auch GP 4 bestellt ihren Garten in Mischkultur nach Gertrud Frank, denn dadurch „*muss man gar ned viel nachdenke*“. Bei ihr steht immer abwechselnd eine Reihe Gemüse-, Kräuter- oder Blütenpflanzen und eine Reihe frei bzw. mit Gründüngung eingesät. Die Abstände zwischen den Reihen betragen dabei etwa 15 cm. Die Reihen sind zu größeren Beeteinheiten von etwa 50 cm Breite zusammengefasst, gekennzeichnet durch im Abstand von einem halben Meter in den Boden gesteckten Metallnieten. Die Reihen wandern immer weiter. Im Frühjahr sät GP 6 im ganzen Garten Spinat in Reihen aus und mischt dann Gelbe Rübe, Zucchini und andere Gemüse dazwischen. Später in der Saison wird der Spinat vollständig geerntet bzw. abgehackt und als Mulchmaterial im Beet belassen, in das nun Tomaten und andere Gemüse gepflanzt werden (Abbildung 28).

Auch GP 2 hat ihren Gemüsegarten in Beeteinheiten mit jeweils drei Reihen eingeteilt, die jedes Jahr eine Dreiereinheit weiter rutschen, wobei sie "*immer am tüftle*" ist und regelmäßig Veränderungen einbringt. Im Kräutergarten und im Krautland sorgt sie durch die Einteilung in vier bzw. sieben bis acht verschiedene Quartiere oder Felder, die ebenfalls jährlich weiterwandern für einen Fruchtwechsel. Ein Feld im Krautland (Anbau von Einlege-, Stangengurken, Kohl, Bohnen, Hirse, Blumen,...) ist dabei immer den Schwachzehrern vorbehalten.

GP 21 bewirtschaftet ihren Garten als „reine Permakultur“ und sorgt mit einem ungewöhnlichen Verfahren für einen gesunden Fruchtwechsel, indem sie jedes Jahr von einer anderen Seite her anfängt, die Schweine in den Garten zu lassen. Die Tiere wühlen in den abgesteckten Parzellen im Boden nach Engerlingen, Insekten, Schneckeneiern und Würmern, graben so den Garten gründlich um und beseitigen gleichzeitig auch potentielle Fraßschädlinge. Die Gärtnerin pflanzt bzw. sät den Schweinen dann sozusagen „hinterher“, so dass automatisch durch die saisonale Reihenfolge der Kulturen ein Wechsel entsteht.

Andere GärtnerInnen orientieren sich an verschiedenen Hilfsmitteln wie der hierzulande nicht mehr erwerbbaaren „Mischkulturscheibe“, ein einfaches System, das es ermöglicht, passende Nachbarn und Folgekulturen für die verschiedenen Kulturpflanzenarten zu ermitteln. Auch Gartenratgeber wie „Der Biogarten“ von Marie-Luise Kreuter werden als Hilfestellung im Zweifelsfalle genutzt.



Abbildung 28: Reihenmischkultur nach Gertrud Franck: Zwischen die Reihen mit Kräutern, Blütenpflanzen oder Gemüse sät die Gesprächspartnerin Spinat (roter Kreis) oder Gründüngung ein (linkes Bild). Der Spinat wird beerntet oder als Mulchmaterial zwischen die Reihen gehackt (rote Pfeile rechtes Bild).

Mischkulturen sind in den besuchten Gärten unterschiedlich stark vertreten. In einigen Gärten stehen Gemüse, Kräuter, Zierpflanzen kunterbunt gemischt in den Beeten, bei anderen sind die Pflanzen in Reih und Glied geordnet und höchstens ein paar Zwiebeln haben sich unter die Möhren verirrt. Dennoch achten die meisten GärtnerInnen auf „gute und schlechte Nachbarschaft“. Am häufigsten in Mischung gesät bzw. gepflanzt werden in den Gärten Zwiebeln und Karotten in Reihen (Abbildung 29): „Zwieble und Karotte sin immer zusamme“ (GP 7). Ebenfalls häufig fanden sich Möhren in Reihen zusammen mit den schnell auflaufenden Radieschen, die schon nach wenigen Tagen die ausgesäten Reihen markieren und das unabsichtliche „Überpflanzen“ oder Zerhacken der jungen Saatrille verhindern. Mit den raschwüchsigen Radieschen werden allgemein gerne Zwischensaat gemacht, um die Lücken im Beet zu füllen. Bei GP 16 und ihrer Tochter werden Salat, „Rettichle“ (Radieschen) und Möhren „alles mitnander gsät“: die Radieschen gehen relativ schnell auf, zeigen die Reihe an und werden, wie der Salat, irgendwann abgeerntet, während die Möhren sehr lange brauchen, bis sie richtig aufgehen (Abbildung 28). Diese Form der Mischkultur betreibt GP 16 schon seit sie denken kann, denn sie „is halt früher Platzsparend gsi“. Im gleichen Garten kommt auch Feldsalat in die Zwiebelreihen: Sobald der Boden im Frühjahr abgetrocknet und vorbereitet ist, steckt GP 16 die Zwiebeln in Reihen ins Beet. Zwischen die Zwiebeln wird nach dem längsten Tag des Jahres (Johanni) Feldsalat „gestupft“, d.h. jedes Samenkorn per Hand zwischen den Zwiebeln in die Erde gedrückt. Die Zwiebeln spenden dem wärmeempfindlichen Feldsalat Schatten, durch die Zwiebelernte Ende August, Anfang September wird der Boden gelockert und die Feldsalatschösslinge können „durchziehen“ und bis zur Ernte nach den ersten leichten Frösten im Herbst ordentlich wachsen: „über den soll ja mal a bissle an Frost gehe“. Diese Mischkulturidee hat die betagte Gärtnerin ebenfalls von früher übernommen „is au nur a Platzspare gsi“, auch wenn sie überzeugt ist: „gude Nachbarn sind’s“. In einem anderen Garten wird der Sellerie zwischen Blumenkohl und Brokkoli gesetzt. Wenn die beiden Kohlformen geerntet sind, hat der Sellerie Platz „Bis in Herbscht dann ist er au schön“ (GP 19). Die

Gemüsearten täten sich gegenseitig besonders gut, diese Form der Mischkultur hat sich bei der Gesprächspartnerin bewährt. Auch Kohl und Bohnen im Wechsel sollen sich gegenseitig helfen.



Abbildung 29: Zwischen zahlreichen blühenden Kräutern und Zierpflanzen sind die Gemüsezeilen kaum zu erkennen (links). Mischkultur mit Salat, Karotten und bereits geernteten Radieschen (Mitte). Die häufigste Mischkultur in den Gärten: Zwiebeln und Karotten (rechts).

In mehreren Gärten dürfen verschiedene Kräuter und Blumen zwischen den Gemüsepflanzen im Beet weitgehend uneingeschränkt „wuchern“ (Abbildung 28). Vielerorts finden sich Borretsch und Ringelblume kunterbunt im Beet verteilt (Abbildung 30). GP 6 ist überzeugt, dass der Borretsch gut für die Gurken ist („Gurkenkraut“) und nutzt die Blüten als Schmuck für den Salat: „*isch a gudes Kraut, kommt au immer allei*“. Auf dem Krautacker hat die Bauerngärtnerin das einjährige Bohnenkraut zwischen den Bohnen stehen, dass den Bohnen gut tun und ihren Geschmack verbessern soll. Sie sät bevorzugt das Einjährige Bohnenkraut aus, da es ihrer Erfahrung nach eine noch bessere Wirkung auf die Bohnen hat. Auch die Ringelblume darf sich in ihrem Beet überall aussamen und findet sich sowohl einzeln als auch in dichten Horsten. Sie sei gut für die anderen Pflanzen und den Boden, meint die Gärtnerin und nutzt die Blüten als Tee und Salatschmuck. Zwei Gärtnerinnen säen gerne Tagetes zwischen den Tomatenpflanzen aus. Die Zier- und Gewürzpflanzen hätten eine positive Wirkung auf die Tomaten und könnten schließlich als Mulchmaterial liegen gelassen werden.

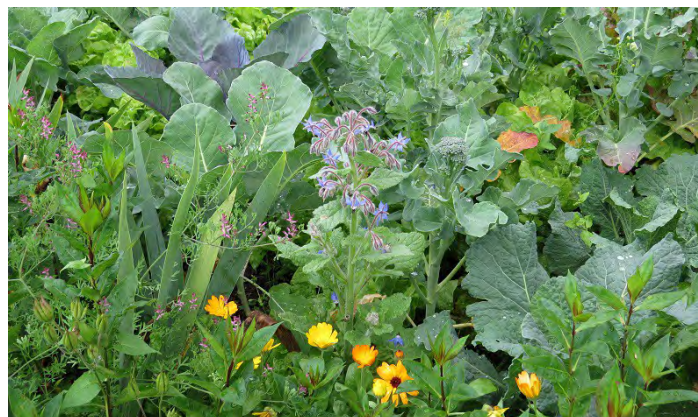


Abbildung 30: In allen Gärten zu finden: Borretsch (*Borago officinalis*) auch Gurkenkraut genannt und Ringelblume (*Calendula officinalis*) hier mitten im Gemüsebeet.

Einen Tipp von einer Bekannten bekam GP 18, deren Feuerbohnen jahrelang nicht die angebotenen Rankstangen hinaufklettern wollten: als Rankhilfen für die „kletterfaule“ Feuerbohne empfahl die Bekannte die gemeinsame Aussaat mit „Kepflebohnen“. Eine offensichtlich funktionierende Partnerschaft (Abbildung 31).

Nicht nur auf die „guten“, auch auf die „schlechten“ Nachbarschaften wird geachtet: Erbsen werden nicht direkt neben Bohnen gepflanzt, Petersilie und Schnittlauch nicht nebeneinander und auch mit der Kombination von Gladiolen und Erdbeeren hat eine Gärtnerin ganz eindeutige, schlechte Erfahrungen gemacht. Nachgeschaut wird im Zweifelsfalle in Büchern, „*was sich verträgt und net verträgt*“ oder auf der oben erwähnten Mischkulturscheibe. Bei Gertrud Franck gehört die Mischkultur ohnehin zum Reihensystem.



Abbildung 31: Die gemeinsam mit „Kepflebohnen“ ausgesäten Feuerbohnen nehmen die Stangen als Rankhilfe an.

Vermehrung

Ein Großteil der befragten GärtnerInnen vermehrt von den im Garten kultivierten Pflanzen zumindest einige Arten bzw. Sorten selbst, sowohl generativ über Samen als auch vegetativ über Stecklinge oder Wurzelteilung, Ableger und Knollen.

Bei insgesamt 23 Befragten (88 %) dürfen in erster Linie ein- bis zweijährige Blütenpflanzen, aber auch vereinzelt Gemüsearten sich selber aussäen und im Beet verbreiten. Immerhin 20 der Bauerngärtnerinnen (77 %) gewinnen gezielt Saatgut von bestimmten Arten, indem sie die Arten ausblühen lassen und die Samenstände ernten. Davon ernten alle Gärtnerinnen die Samen von Blumen (und z.T. Kräutern) und 17 Befragte auch Gemüsesaatgut, die meisten allerdings nur von ausgewählten Arten.

Dass vor allem Blumensaatgut beerntet wird, liegt in der Natur der Sache: Hauptzweck von Blütenpflanzen ist – im Gegensatz zu vielen Gemüsearten – die Blüte (und ein schnelles in Blüte gehen). In der Regel erreichen die meisten in unseren Gärten kultivierten Blumenarten auch noch die Samenreife. So mag das Samenreifstadium oftmals kein gezielt herbeigeführter Zustand sein, sondern sich sozusagen von selbst ergeben. Dennoch entscheiden viele der Bauerngärtnerinnen sehr bewusst, ob, welche und auch wo Arten sich aussäen und verbreiten dürfen oder nicht: oftmals werden verblühte Zierpflanzen(teile) vor der Samenreife ausgerissen/entfernt, um ein unkontrolliertes Ausblühen und Verbreiten zu verhindern (z.B. *Aquilegia vulgaris*). Eine Gärtnerin riss bei meinem Besuch auch verschiedene, bereits in Samen stehende Blütenpflanzen aus und schüttelte sie gezielt über den gewünschten Beetpartien aus.

Eine Art, die sich eigentlich in (fast) allen der besuchten Gärten durch **Selbstaussaat** verbreitet, ist die Ringelblume (*Calendula officinalis*), die auch allerorten mehr oder weniger stark in den Beeten vertreten war (Abbildung 32). Auch der Borretsch (*Borago officinalis*) als Heil- und Gewürz-, aber auch optisch ansprechende Blühpflanze darf sich in vielen Gärten frei vermehren. So meint eine Gärtnerin mit Blick auf die zahlreich in ihrem Garten verbreiteten Borretschpflanzen: „*Des Zeug han a mal reikriegt, aber weil er so sche blüht...aber des tut man ja au net usrotte, des brucht ma ja immer widder*“ (GP 16). Entscheidend ist bei Ringelblume wie Borretsch neben dem Zier- auch der Nutzwert: Gerade die Blüten der Ringelblume sind vielseitig verwendbar sowohl in der Küche als auch in der Kräuterheilkunde. Der Borretsch wird wegen seinem Gurken-Aroma auch „Gurkenkraut“ genannt, wie bei der Ringelblume sind seine Blüten essbar und werden vielerorts als Dekoration auf Salaten verwendet.

Verschiedene Mohnarten (*Papaver* ssp.) wie Klatschmohn, Schlafmohn oder Islandmohn und verschiedene Zierformen der Gattung dürfen sich ebenfalls in vielen Gärten selbst verbreiten. Eine Gärtnerin erklärt dazu: „*des sämt sich einfach us dann... des kann dann do komme, wo`s will*“ (GP 15). Sie hat auch eine Verbenenart, die sich selber verbreitet. Daneben wurden auch Fuchsschwanz, Kamille, Primeln, Hornveilchen und Stockrosen als „Selbst-Aussäer“ genannt.

Manche Gärtnerinnen belassen einfach alle (erwünschten) Blütenpflanzen, auch Kräuter im Beet: „*Blumen lass ich einfach stehen, dann sät sich`s von allein aus.*“ (GP 22) meinte eine Bauerngärtnerin, die Blumen und Stauden bis ins Frühjahr stehen lässt und erst dann in den Staudenbeeten abräumt. - Gemüse entfernt sie allerdings im Herbst schon, damit das Unkraut nicht überhand nimmt. Eine andere Gärtnerin betonte, dass bei ihr seit einigen Jahren sämtliche Kräuter und Blumen ganz bewusst ausblühen dürften, um ihren Garten als Lebensraum auch für Wildpflanzen und -tiere attraktiv zu machen. Seitdem konnte sie eine Zunahme von Vegetation, Bienen, Schmetterlingen und Insekten allgemein beobachten.

Auch verschiedenen Kräutern wie dem oben bereits erwähnten Borretsch, wird in vielen Gärten eine freie Platzwahl durch Selbstaussaat zugestanden. Im „Kräuterquartier“, einem speziell für Teepflanzen, die „Hausapotheke“ und Küchenkräuter angelegtem Beet, lässt die besuchte Gärtnerin „*Die Pflanze machen was `se möchte*“ (GP 2): die gepflanzten oder ausgesäten Kräuter „wandern“ über die Jahre im Beet umher durch Selbstaussaat (aber auch durch Wurzelaustriebe wie die Minze (*Mentha* ssp.) und andere Lippenblütler) und suchen sich ihren Platz. Auch der Dill (*Anethum graveolens*), der wegen seiner hohen Ansprüche etwas schwieriger in der Kultur ist, darf sich seinen idealen Standort im Beet vielerorts selber suchen.



Abbildung 32: Ringelblumen, Buschzinnien, Studentenblume und Stockrose - zahlreiche Blütenpflanzen in diesem Bauerngarten dürfen sich selber aussäen und verbreiten.

Das **Samen-Absammeln bei den Blütenpflanzen** erfolgt in den meisten Fällen unsystematisch und eher spontan ohne großes Nachdenken, z.B. wenn reife Samenstände beerntbar sind und die Gärtnerin weiß, dass von einer bestimmten Art kein Saatgut mehr im Lager liegt: „*Schau ich eifach, was sich ergibt, was ich krieg, und ich gib auch mal was her*“ (GP 10). Das Saatgut ernten „*geht automatisch*“ (GP 9), gerade von den Blumen nehmen viele Bauerngärtnerinnen „*schon immer*“ Saatgut oder berichten, dass ihre Mutter schon die Samen ein- und zweijähriger Blütenpflanzen und Stauden abgesammelt hat. Gerne wird Blumensaatgut auch an andere GärtnerInnen weitergegeben und verschenkt. Von welchen Blumenarten und -sorten Saatgut gewonnen wird, ist unterschiedlich; besonders geachtet wird jedoch auf Sorten, die im Handel schwer bis kaum zu bekommen sind. Viele Bauerngärtnerinnen ernten grundsätzlich (orientiert an Zeit und Bedarf) von allen Blumenarten im Garten die Samen. Eine Einschränkung entsteht dabei in einigen Fällen durch die Höhenlage und Länge der Vegetationsperiode. So berichtet eine Gärtnerin, dass Arten wie A stern oder Marienglockenblumen in ihrem Garten auf ca. 900 m ü. NN vor Winterbeginn einfach nicht mehr rechtzeitig zur Samenreife gelangen. Entscheidend ist dabei auch, wie leicht der Samen geerntet und anschließend von anderen Pflanzenteilen (Blütenstände etc.) gereinigt und gelagert werden kann. In den meisten Fällen wird sich an „*des Einfache*“ gehalten: Blütenpflanzen wie Ringelblume, Mohn, Tagetes, Malven und Stockrosen und Kapuzinerkresse, deren Samen leicht zu gewinnen ist. Die Kapuzinerkresse bildet zuverlässig pro Blüte drei Samen, die GP 16 aufsammelt und nächstes Jahr flächig wieder aussät. Auch von Cosmea, Jungfer im Grünen (auch „Grete im Grünen“), Kamille, Kornblume, „*Schleifeblume*“, Fingerhut, Prachtkönigskerze, „*Löwenmäule*“, Akelei, Lupinen, Blutströpfchen, Bartnelken und (anderen) „*traditionellen Bauerngartenblumen*“ wie Zinnien, A stern, Dahlien, Stockrosen, Alant, Tränendes Herz und Pfingstrose wird Saatgut gesammelt.

Eine Gärtnerin mit zahlreichen alten Blumensorten und sehr vielen alten (Duft-)Geraniensorten (z.B. die dunkelrote Geranie „*Krönchen*“) im Garten bzw. ums Haus nimmt auch von ihren Geranien Samen zur

Vermehrung. Dies gehe aber nur bei den älteren Sorten, die neueren haben keine Samen mehr, hier greift sie auf Stecklinge zurück. Über die generative Vermehrung alter Sorten entstehen bei ihr immer wieder neue Sorten und Farb(kombination)en. Daneben findet sich Mohn bei ihr in allen Farben und wird ebenfalls über Samen weitervermehrt.

In den meisten Fällen wird nur für den Eigenbedarf und vielleicht zum Weitergeben an Freunde und Bekannte Saatgut gewonnen, zum Teil sammeln die GärtnerInnen aber auch zur Weitergabe im größeren Stil. Eine Gärtnerin sammelt viele Samen, um sie am „Tag des offenen Bauerngartens“ in kleinen „Päckle“ zum Mitnehmen auszulegen. Eine andere Gärtnerin sammelt das ganze Jahr über für den privat organisierten Pflanzentauschtag. Immer wenn eine Art reif ist, wird sie beerntet, das Saatgut getrocknet und in Tütchen verpackt. Einige machen sich gar nicht die Mühe, das Saatgut fein säuberlich in Tütchen abzupacken, sondern nehmen z.B. *„von de Stockrose weg und dann des eifach verstreue“* (GP 16). Auch hier zählt weniger Systematik oder Vollständigkeit, sondern vielmehr wird so vermehrt, was mit besonders schönen Blüten und Farben ins Auge fällt. Speziell genannt wurde von GP 16 noch eine blau-lila blühende Trichterwindensorte, von der die Gärtnerin seit sechs bis sieben Jahren etwa Samen erntet und trocknet, um diese im Frühjahr großzügig wieder auszusäen. GP 14 vermehrt seit um die zehn Jahre eine Bistorta über Saatgut, die ursprünglich aus einem Bauerngarten in der Nähe stammt. Außerdem achtet sie sehr auf eine Marienglockenblumensorte, von der sie *„irgendwann mal wo ein Päckle Samen mitgenommen“* (GP 14) hat und die sie seit 14 Jahren ebenfalls kontinuierlich nachbaut.

Ansonsten wird selten ausschließlich eigenes Saatgut verwendet. Die meisten GärtnerInnen kaufen trotz eigenem Nachbau immer wieder auch Samen zu, probieren Neues aus oder nehmen Samen, Stecklinge und Wildpflanzen irgendwo mit bzw. kriegen Verschiedenes geschenkt, so dass es schwer nachzuvollziehen ist, welche Sorten/Arten wirklich kontinuierlich über einen längeren Zeitraum weitervermehrt wurden.

Kräuter werden hier zu den Blumen und Stauden gefasst, da sie ebenfalls im Unterschied zum Gemüse nicht automatisch für die Küche bzw. als Speisefrucht verloren sind, wenn sie in Blüte gehen. Von mehreren Gärtnerinnen vermehrt werden Dill, Borretsch und Petersilie. Außerdem werden genannt Schnittlauch, Gewürzfenchel und Basilikum. Zwei Schwägerinnen, die ihren Kräuteracker gemeinsam bewirtschaften, haben im Rahmen der „Kräutermanufaktur“ angefangen selber Saatgut von einigen der angebauten Kräuter zu ernten. Neben Ringelblume, Kornblume und Malven beernten sie unter anderem Dill, Petersilie und Süßdolde. Die zweijährigen Malven schneiden sie erst im Frühjahr ab, damit kein Frost in die Pflanze kommt. Bei der Petersilie, glaubt eine der beiden Gärtnerinnen, sei der richtige Erntezeitpunkt ganz entscheidend. Wichtig sei es, nicht zu früh zu ernten, sondern erst, wenn die Dolden mit den Samenständen ganz braun sind. Das letztes Jahr gewonnene Petersiliensaatgut sei unter diesen Prämissen nach der Aussaat in diesem Jahr sehr gut aufgegangen. Will man Petersilie aussäen, gilt es außerdem besonders auf frisches, also maximal einjähriges Saatgut zu achten, weiß GP 16, die jedes Jahr (großzügig) neu aussät und die alten

Stöcke vom letzten Jahr mehr für die Saatguternte (Abbildung 33), die „*frische Stöckle*“ zum Würzen in der Küche nutzt.



Abbildung 33: Petersilienstöcke vom Vorjahr werden von der Gesprächspartnerin für Saatgut beerntet.

Einige der befragten Bauerngärtnerinnen haben erst in den letzten Jahren mit der Saatguternte/dem Samenbau angefangen, acht Bauerngärtnerinnen konnten keine genauen Jahreszahlen angeben, meinten aber, sie gewännen „schon immer“ Saatgut.

Im Unterschied zu vielen Kräutern und Blumen geht dem Blühen bzw. der Samenausreifung von **Gemüsepflanzen** in der Regel ein bewusster Entschluss *gegen* die Ernte zur Verarbeitung in der Küche bzw. dem Direktverzehr und *für* die Nutzung als Samenträger voraus: Entweder wird das Gemüse schon vor der Blüte genutzt wie Salat, Spinat oder zweijährige Arten wie Karotten, Pastinake und Kohl oder noch vor dem Erreichen der vollen Samenreife wie bei Gurke, Aubergine oder Zucchini. Nur in seltenen Fällen kann wie bei der Tomate eine doppelte Nutzung stattfinden: die Samen der Verzehr- und Saatgutreifen Frucht zur Vermehrung, das Fruchtfleisch zum Einkochen. In der Regel ist eine Gemüsepflanze/-frucht, die zur Samenernte bestimmt ist, für die Küche „verloren“. Dieses „Dilemma“ führt dazu, dass – gerade bei kleineren Gärten mit begrenzter Beetfläche - nur die wenigsten (bis keine) Gemüsearten in Blüte bzw. zur Samenreife gelassen werden, sondern vielmehr vorher auf dem Teller landen: „*Gemüs was ich da drin hett, des kann ich jetzt net blühe lasse, des wird halt geerntet und dann ist Schluss!*“ (GP 9). Wird allerdings nicht rechtzeitig geerntet, gehen gerade Arten mit kurzer Kulturdauer trotzdem gelegentlich in Blüte, oft genug ist der letzte Salatkopf „durchgeschossen“, bevor man Zeit und Appetit hatte, die ganze Reihe zu ernten und verspeisen.

Selbst wenn Platz und Gemüsepflanzen genug im Beet wären, um einen Teil der Ernte für den Saatgutgewinn vorzubehalten, bleibt immer noch das Problem der fehlenden Zeit. Eine Gärtnerin meint, es mache ihr einfach zu viel Arbeit, vom Gemüse Samen zu gewinnen, da man immer den richtigen Moment

abpassen müsse, um das Saatgut zu ernten bzw. die samenreifen Früchte abzumachen und dann aus ihnen die Samen zu gewinnen. Ihr fehle dazu schlicht die Zeit. In den Höhenlagen wiederum ist die Zeit der Vegetationsperiode für viele Gemüsekulturen zu kurz: GP 8 meint, Gemüsesaatgut mache sie „weniger, wisse Sie, bei uns wird's ja gar net reif.“ und „Man kann ja gar net säe vor Mitte Juni.“, da sie oft noch am 10. Juni mit Frost oder Schnee zu rechnen hätten: „Ich bin sehr vorsichtig mit Tomate, selbst im unbeheizte Gewächshaus.“ Die unkomplizierten Arten (mit kurzer Kulturdauer), bei denen mit wenig Aufwand Saatgut gewonnen werden kann, sind es denn auch, von denen in den besuchten Gärten am häufigsten Samen geerntet werden. Zweijährige Arten, die es über den Winter richtig einzulagern gilt, werden eher ungerne und selten vermehrt.

Auch beim Gemüsesamenbau gehen die meisten GärtnerInnen unsystematisch vor, immer mal wieder, wenn es gerade passt, ist der Tenor: „des ergibt sich auch“ (GP 6). Eine kontinuierliche Sortenvermehrung ist dabei nur von untergeordneter Rolle. Unkomplizierte Gemüsepflanzen, die die meisten der 17 Bauerngärtnerinnen in Blüte gehen lassen und beernten sind Mangold, Spinat, Feldsalat, Baumspinat, Melde, Kopfsalat und alle möglichen anderen Salatformen und -sorten, oft erwähnt werden auch Radieschen (Abbildung 34). Arten, die sich zum Teil auch selbstständig im Beet aussamen dürfen. Die aufkommenden Jungpflanzen werden bei Bedarf einfach umgesetzt. In den meisten Gärten wird auch von verschiedenen Bohnen (vor allem Gartenbohne, aber auch Feuerbohne und Ackerbohne) und Erbsen Saatgut geerntet. Ein paar Schoten für Saatgut lassen sich leicht entbehren und nebenbei haben besonders Bohnensamen einen hohen ästhetischen Wert. Die Tochter einer über 90-jährigen Gesprächspartnerin hingegen reserviert in der Regel gezielt und schon seit sie denken kann, die ersten blühenden Stöcke von Kürbis und Zucchini für die Saatgutgewinnung.

Vieles wird einfach ausprobiert, mit wechselndem Erfolg. - So meint eine Gärtnerin: „Salat is mir scho gud gelunge“ (GP 7), während eine andere alles mögliche ausprobiert und feststellen muss, es funktioniert nicht immer. Wie bei Blumen und Kräutern ist die Zeitspanne, seit der die GärtnerInnen selber Gemüse nachbauen sehr unterschiedlich: die Zeitraumangaben reichen von einem Jahr bis zum selbstverständlichen „schon immer“. Tatsächlich erwähnen drei oder vier Bauerngärtnerinnen, dass sie erst vor einem bzw. wenigen Jahren angefangen haben, von verschiedenen Gemüsearten selber Saatgut zu gewinnen. So erklärt GP 12 mit Gemüsesaatgut „Hab ich etz anfange letschtes Jahr“: ausgehend von einer samenfesten Radieschen-Sorte von Bingenheim, die sie zum ersten Mal absichtlich hat blühen lassen und die Samen absammelte. Auch GP 25 erzählt, dass sie erst vor ein paar Jahren angefangen hat, sich dieses „alte Wissen wieder zugänglich zu machen“, angeregt durch den Dialog mit anderen GärtnerInnen aus der Bauerngartenroute. Begonnen wird irgendwann mit ausgewählten und einfacheren Arten und ohne großen Vorsatz wagt die erfahrenere Samenbauerin und Gärtnerin sich mit der Zeit an schwierigere Gemüsearten heran. So begann GP 2 vor etwa zwölf Jahren mit Schwarzwurzel, Pflücksalat, Tomate und Kürbis und

gewinnt heute „von so ziemlich allem (außer Kopfkohl)“ Saatgut: je nach Keimfähigkeit der Samen jedes Jahr oder alle paar Jahre von Zuckerhut, Haferwurzel, Salat, Stangensellerie, Möhren, Schwarzwurzel, Bohnen, Mangold, Erdbeerspinat, Kartoffeln und andere Arten. Zu der ungewöhnlichen Vermehrung von Kartoffeln aus den Samen der oberirdischen Früchte erklärt die Gärtnerin, dass dabei nicht nur eine Vielzahl neuer Sorten entsteht, sondern diese aus Samen gezogenen Sorten auch eine deutlich höhere Fäuleresistenz aufwiesen als die vegetativ vermehrten Pflanzen (Abbildung 34). Eine andere Gesprächspartnerin hat mit der vegetativen Vermehrung von Kartoffeln ihre Erfahrungen gemacht, sie nimmt ihre Kartoffeln immer zwei Jahre, legt also einmal Setzkartoffeln für das nächste Jahr zurück und besorge sich im dritten Jahr wieder frische Setzkartoffeln. Die neuen Sorten, sagt sie, „tuns nicht länger“ als zwei Jahre, dann muss man wieder neue reinbringen. GP 4, die von Chicoree, Schwarzwurzel, verschiedenen Tomatensorten, Kürbis, Gurken, Salat (bestimmte Sorten), Grünkohl und Mangold Samen gewinnt, meint: „Wenn man `n Garde hat, kommt man da natürlich audomadisch drauf“ (GP 4).

Einige GärtnerInnen vermehren auch die Arten, die erst im zweiten Jahr in Blüte gehen (Abbildung 34). So hat GP 21 im hinteren Teil ihres Gartens eine Parzelle nur zu Vermehrung reserviert, wo in diesem Jahr 14 verschiedene Kohlsorten (zwei Japanische Kohlsalate, eine relativ alte Kohlrabisorte, Lippischer Braunkohl, Palmkohl, Butterkohl, eine alte Wirsingsorte,...) stehen, die bei meinem Besuch Mitte Juli kurz vor der Reife standen.

Bei einer anderen Gärtnerin wucherten zwei bereits verblühte Kohlrüben in 10-Liter-Eimern, in denen sie auch im Keller überwintert worden waren, hinter dem alten Backhäuschen (Abbildung 16). Und GP 1 meinte, sie vermehre zwar grundsätzlich keine zweijährigen Sorten, mache aber bei Grünkohl eine Ausnahme. Auch weil sie gerne alles einmal blühen lässt. Andere erwähnte zweijährige Arten sind Pastinake und Rote Beete.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass nur in wenigen Fällen wirklich von allen kultivierten Gemüsearten Saatgut gewonnen wird und auch nur in den wenigsten Fällen kontinuierlich und ausschließlich von bestimmten Sorten. Wenige Ausnahmen bilden Gärtnerinnen wie GP 21, die darauf achtet, dass sie von allen Arten, die sie anbaut, auch Saatgut erntet. Von ihrem ersten Hof hatte sie einige Sachen mit zum neuen Hof und Garten gebracht, die sie seit nunmehr über 14 Jahren kontinuierlich anbaut und vermehrt, darunter einige Tomatensorten, Kapuzinerkresse, Erbsen, Sonnenblumen, Kümmel, Würzfenchel und einige andere Kräuter, wobei ihr die Sortennamen nicht mehr geläufig sind. In der Regel werden nur wenige Sorten – weil sie im Handel nicht (mehr) erhältlich oder mit bestimmten (Kindheits-)Erinnerungen verknüpft sind bzw. aus Traditions- oder anderen Gründen – kontinuierlich nachgebaut und weitervermehrt. Von „alten Landsorten“, die seit mindestens 30 Jahre durchgehend nachgebaut werden, kann man eigentlich nur im Falle der Monstranzbohnen-sorten, die schon von der Großmutter und heute von der Mutter zweier Gesprächspartnerinnen seit über 50 Jahren kontinuierlich

nachgebaut wird, sprechen. Und beim Kinzigtäler Kehlkrut, das von der knapp 90-jährigen „Erhalterin“ ebenfalls seit mindestens 50 Jahren vermehrt wird. Vielmehr *„kommt immer mal Neues dazu und dann nimmt man wieder [davon Saatgut]“* (GP 16). Nur die wenigsten können sagen, wie lange sie bestimmte Sorten schon vermehren.

Zuletzt sei angemerkt, dass mangelndes Wissen eigentlich in den wenigsten Fällen der Grund dafür zu sein schien, dass die GärtnerInnen kein Saatgut gewinnen. Dennoch bildet jene 80-jährige Bauerngärtnerin mit Sicherheit eine Ausnahme, die bei meinem Besuch und dem gemeinsamen Hacken erzählte, dass ihre Familie früher von allen angebauten Kulturpflanzenarten Saatgut immer wieder gewonnen hat, auch wenn das Gemüse größtenteils zum Essen benötigt wurde. Von der Anfangsphase des Samengartens in Eichstetten bis heute stand und steht die Ortsansässige den Beteiligten und Verantwortlichen mit ihrem umfangreichen Wissen zur Saatgutgewinnung, Trocknung, Reinigung und Lagerung zur Seite und gab zahlreiche Tricks für die effektive Aufbereitung von Samen weiter: die Fruchtstände der Möhren z.B. wurden in ihrer Kindheit unten im Ofen getrocknet. Dadurch werden sie so trocken, dass der Same sich fast von alleine löst. Die betagte Bauerngärtnerin meinte, dass bei den Gärtnern und Engagierten im Samengarten damals schon viel Wissen zum Anbau, zur Pflege, zum In-Blüte-Bringen und vielleicht auch noch zur Samenernte der Kulturen vorhanden war, aber sehr wenig im Bereich der Aufbereitung und des Umgangs mit geerntetem Saatgut.



Abbildung 34: Mit Stäben und Schnur stabilisierter, hochgeschossener Mangold in Blüte (links). Die Kartoffeljungpflanzen im Betonringtrog hat die Gesprächspartnerin selbst über Saatgut gezogen (Mitte). Zweijährige Kohlpflanzen mit bereits gelben Samenständen (rechts).

Auf die Frage, ob früher, also in der Kindheit oder in den anfänglichen Gärtnerjahren der Gesprächspartnerinnen, Saatgut - insbesondere von Gemüse - gewonnen wurde, erhielt ich sehr unterschiedliche, teils widersprüchliche Antworten. Viele der GärtnerInnen beantworteten die Frage in zeitlichem Bezug auf ihre Mutter oder gar Großmutter. Einige sind sich dabei nicht (mehr) ganz sicher: *„Mutter ganz früher het des sicher vielleicht doch noch mehr gmacht“* (GP 15). Die 63-jährige Tochter einer sehr betagten, aber noch rüstigen Gärtnerin meint zunächst *„Wir hen des früher überhaupt net k’hebt“* (GP 16) und verbessert dann, dass die „Oma“ (ihre Mutter) schon immer von Kohlrüben, Salat, Erbsen und

Stangenbohnen selber Samen gewonnen hat. Andere genannte Arten, von denen früher Saatgut gewonnen wurde, sind Bohnen, Rüben, Salat, Tomaten, Paprika und Kräuter wie Dill und Petersilie.

Einige der Befragten sind sich aber auch sicher, dass ihre Mütter früher kein Saatgut geerntet haben. Bei GP 8 wurde Gemüse früher nicht selbst nachgebaut: „Also, mei Mutter hat immer gmeint, Saatgut muss ma kaufe“, der „eigene Same isch net Sortenrein“. Die Gärtnerin weiß selbst nicht, wieso, aber das Saatgut wurde halt „schon immer“ gekauft, möglicherweise war die eigene Vermehrung zu aufwändig. So meint eine 75-jährige Gesprächspartnerin auf die Frage, ob sie früher Saatgut geerntet hat: „Nei, nei, war die Zeit gar net dafür“ (GP 18). Eine andere, ebenfalls über 70-jährige Gärtnerin erinnert sich an die einzigen zwei Ausnahmen, zu denen sie früher doch einmal Gemüsesamen gewonnen hat, noch ganz genau. Einmal hatte sie von Mangold Saatgut gewonnen, den isst jedoch die „junge Familie“ nicht so gerne und „ein Mal in einem Jahr, da isch tatsächlich 'n Salat, der het dann blüht und sich selber ausgsät.“ (GP 24). Im Unterschied zum Gemüse wurden Blumen und Kräuter bei vielen Gärtnerinnen schon in den „Gärten der Kindheit“ meist von der Mutter geerntet.

In 22 der besuchten 26 Gärten (85 %) vermehren die GärtnerInnen verschiedene Pflanzen, auch hier v.a. Blumen, über **Stecklinge** oder andere vegetative Vermehrungsmethoden wie z.B. Wurzel- oder Stockteilung. Wie bei der Samenernte gilt auch hier: alles was nicht zu kompliziert oder aufwändig ist und gut anwächst, wird vermehrt. Vieles wird einfach „mal irgendwo mitgenommen“ und ausprobiert. Zu Stecklingen gemacht wird „was ma gefällt“ (GP 18) und was gerade sinnvoll erscheint, mal das eine und dann „is im nächste Jahr wieder was anderes aktuell“ (GP 2). Vor allem Buchs und die obligatorischen Geranien werden auf diese Weise immer wieder vervielfältigt. Aber auch von (verholzenden) Kräutern wie Zitronenverbene, Ananassalbei, Heiligenkraut, Rosmarin, Salbei, Lavendel und Ysop machen viele Bauerngärtnerinnen Stecklinge. Wenn GP 21 einen Rosmarin-Zweig zum Würzen für die Küche abschneidet, erntet sie diesen ab und macht aus dem holzigen Stiel Stecklinge: es reiche ja, wenn ein paar davon aufgehen: „Es ist nicht in jedem Stück die Information, Wurzeln zu bilden...“ (GP 21). Kräuter wie Minze, oder Zitronenmelisse werden vor allem über Wurzelableger vermehrt.

Ebenfalls erwähnt wird die Vermehrung über Stecklinge bei Fuchsien, Mittagsblumen, Tagetes, Hortensien und Rosen. Wobei verschiedene Gesprächspartnerinnen Rosen auch über Wurzelteilung vermehren - vorausgesetzt, es handelt sich um „wurzelechte“ Rosen. Eine weitere Art, die vorrangig über Wurzelteilung vermehrt wird, scheint der Phlox zu sein. Und GP 5 vermehrt ihre gelb-orange Thalia, die sie vor über 20 Jahren beim „Gärtner Pötsch“ erworben hat, jedes Jahr auf die selbe Weise: im Herbst bis Winter gräbt sie die Wurzeln aus, teilt sie, und lässt sie vollständig abtrocknen (das sei ganz wichtig) und setzt sie nächstes Jahr neu ins Beet.

Mehrere Gärtnerinnen erzählen, dass sie aus einem „Ur-Buchs“ (beinahe), der oftmals noch von der

(Schwieger-)Mutter oder Oma übernommen wurde, den ganzen restlichen Buchsbestand in ihrem Garten selber über Stecklinge gewonnen haben. Eine sowohl einfache wie auch günstige Möglichkeit, komplette Beeteinfassungen aus Buchs zu bestreiten. GP 8 hat dabei eine effektive Methode, um auch auf ca. 900 m Meereshöhe und in den üblicherweise schneereichen Wintern gesunde Buchssträucher im Garten behalten zu können: sie bindet ihren Buchs im Herbst fest mit einer Schnur zusammen, um zu verhindern, dass die Schneelast alles auseinander drückt. So hat ihr erster Buchs immerhin die letzten 20 Jahre überstanden.

Auch von Sträuchern wie den verschiedenen Johannisbeerarten, Holunder oder der Felsenbirne werden Stecklinge gemacht. Eine Gärtnerin hat in ihrem Garten eine richtige „Stecklingsecke“, ein relativ feuchter, halbschattiger Platz im Beet, an dem die Stecklinge normalerweise gut gedeihen. Die Gesprächspartnerin sagt: *„Stecklinge mach ich aus allem Mögliche“* (GP 14) viel von Beeren und anderen Sträuchern, aber auch von verschiedenen Stauden (Fuchsien, Ginster) und Weinreben. Sie hat auch vor einigen Jahren Zaubernuss-Stecklinge in ihre „Stecklingsecke“ gesetzt, fünf Jahre sei nichts passiert und dann „Zack!“ wucherte das kleine Bäumchen plötzlich los. Manche Gärtnerinnen geraten beim Stichwort Stecklinge geradezu ins Schwärmen: *„Ich mach us allem Steckling,... des isch des einfachste“* (GP 10), *„Also Stecklinge is was Tolles“* (GP 21). Tatsächlich nehmen einige der Befragten auch von Gemüsearten Stecklinge: ein „Geheimtipp“ scheint das Gewinnen von Stecklingen aus den Geiztrieben bei Tomaten zu sein. Bei GP 2 war dies ein „Experiment aus der Not heraus“: In einem Jahr hatte sie ihre Tomaten zu früh ins Gewächshaus gesetzt und der Frost hatte alle bis auf drei Pflanzen erwischt. Die Geiztriebe dieser drei Tomatenpflanzen steckte sie als Stecklinge direkt in Setzlingserde – mit Erfolg. GP 21 vermehrt ihre Tomaten seit Jahren und besonders gerne über diese einfache und schnelle Methode, wichtig sei: *„je tiefer du sie steckst, desto schneller wurzelt sie“* (GP 21). GP 13 macht auch von Ewigem Kohl „zu jeder Jahreszeit“ Stecklinge *„ich probier`s halt aus“* (GP 13), auch wenn gerade im Sommer nicht immer alle Stecklinge auch anwachsen.

4.3.1.2 Pflege

Boden: Bearbeitung und Melioration

Eigentlich alle der befragten GärtnerInnen haben ein klares Bild vom eigenen Gartenboden und seinen Eigenschaften. Es fehlen jedoch in den meisten Fällen Fachwörter und Zahlenwerte, um dieses Bild in wissenschaftliche Worte zu fassen. Dies führte dazu, dass - obwohl gar keine wissenschaftliche Bodenbeschreibung erfragt wurde - bei der Frage nach den Bodeneigenschaften mehrmals an die jeweiligen Männer oder den Sohn verwiesen wurde bzw. diese zur Beantwortung hinzugezogen wurden.

Da die besuchten Gärten an klimatisch und geologisch sehr unterschiedlichen Orten lagen, waren auch die Böden von sehr unterschiedlicher Art. Dabei ist die Bodenqualität selten eine reine Lagefrage, sondern vielmehr oftmals Ergebnis einer jahrzehntelangen Bearbeitung und Behandlung durch verschiedene Generationen an Bewirtschafterinnen: Obwohl rund um das Wohnhaus von GP 2 ein sehr schwerer,

lehmiger Boden ist, findet sich mitten darin im Gemüsegarten ein äußerst humoser, lockerer, fruchtbarer Gartenboden, gut zum Wachsen und Bearbeiten. Dies zeigt für die Gärtnerin, dass ihr Gemüsegarten sehr wahrscheinlich schon seit vielen Jahrzehnten als Garten genutzt wird. Die Bauerngärtnerinnen wissen sehr genau auf die verschiedenen Eigenschaften ihres Gartenbodens einzugehen und fördern nährstoffarme Böden mit regelmäßigen Mist- und Kompostbeigaben, lockern schwer zu bearbeitende Lehmböden mit beigemischttem Sand auf oder erhöhen den pH-Wert saurer Böden mittels Kalkzugabe.

Im Frühjahr wird zur Vorbereitung der Beete in den Gemüseärten der Boden mancherorts umgegraben bzw. in vielen Fällen nur leicht mit einer Grabegabel gelockert. Eine Gesprächspartnerin schwört auf ihren heutzutage nicht mehr im Handel erhältlichen „Rollkrümmler“, mit dem sie im Frühling die Beete bearbeitet und eine äußerst feinkrümelige Bodenoberfläche erhält. Um die Bodenlebewesen zu schonen und nicht durcheinander zu bringen gräbt GP 14 seit einigen Jahren nicht mehr um, sondern lockert den Boden mit einer Grabegabel unmittelbar bevor sie Pflanzen oder Aussäen will. Ihr Gartenboden sei - dank regelmäßigen Mulchens – locker genug auch ohne Umgraben. In den Gärten geschieht die Bearbeitung (fast) ausschließlich manuell, nur auf den „Krautäckern“ und anderen Feldparzellen kommen maschinelle Geräte wie kleine Schlepper, Fräsen oder ein Kultivator zum Einsatz.

Zum Teil geben die BauerngärtnerInnen noch einmal Kompost auf die Beete, der zwischen einem und drei Jahren gelagert und reifen gelassen wird. Zum Teil wird auch Kalk oder angerotteter Mist auf den Beeten ausgebracht, um optimale Wachstumsbedingungen für die Kulturpflanzen zu erzeugen. GP 5 gibt z.B. im Frühjahr immer Kalk zu, da die Beete bei ihr sonst zu stark vermoosen.

Während der Wachstumsperiode werden Beete und Boden mittels Hacke, Krail oder Dreizahn („Handgrubber“) gelockert bzw. von unerwünschten „Beikräutern“ freigehalten. Einige Gärtnerinnen zerkleinern das frisch gejätete Unkraut und belassen es als Mulchmaterial zwischen den Kulturpflanzen, um dem Boden genommene Pflanzensubstanz und Nährstoffe gleich wieder zuzuführen. Andere mulchen zusätzlich mit Laub, (feuchtem) Heu, Stroh und häufig mit dem beim Mähen anfallenden Rasen- oder anderem Grünschnitt (Abbildung 35). Beim Mulchen scheiden sich aber auch die Geister: die einen sehen es als unerlässliche Maßnahme für einen humosen, lockeren Boden an; die anderen haben eher negative Erfahrungen damit gemacht und mulchen nicht mehr, „wegen der vielen Schnecken“ (GP 24), die dadurch im Beet ideale, feucht-schattige Bedingungen vorfinden. Nicht nur die Gemüsebeete, auch Beerensträucher werden von einigen Gärtnerinnen mit Mulch versorgt. GP 2 „hügelt“ ihre Beeren mit Mist, Kompost- und Mulchmaterial auf, da die Flachwurzler zu starke Trockenheit und Hitze schlecht vertragen. Die Mulchhügel speichern das Wasser besser und schützen die Wurzeln vor Austrocknung. Allgemein wird in den Gärten darauf geachtet, dass der Gartenboden weitgehend bedeckt ist und nicht über längere Zeiträume offen liegt. Besonders in eher feuchten, schnecken-gefährdeten Gebieten wird dies weniger durch Mulchen, als vielmehr durch eine möglichst dichte Bepflanzung erreicht.



Abbildung 35: Mit altem Heu gemulchte Beete im Garten einer „überzeugten Mulchgärtnerin“.

Während der Wachstumsphase gibt über die Hälfte der Gärtnerinnen selbst angesetzte Pflanzenjauchen aus Brennnessel (*Urtica dioica*), Beinwell (*Symphytum officinale*) oder Ackerschachtelhalm (*Equisetum arvense*) an die Pflanzen, um sie zusätzlich zu stärken. Manche Gärtnerin achtet dabei auf gezielte Kopfdüngung, andere setzen gleich 90-Liter-Fässer mit „Brennnesselbrüh“ an (Abbildung 36) und geben die Jauchen regelmäßig ins Gießwasser. Außerdem wird mit Hornspänen, -mehl, Gesteinsmehl oder Algenkalk gedüngt, wo es notwendig erscheint. So bekommen bei GP 20 zumindest die Erdbeeren Mineraldünger, da reiche die Brennnesseljauche nicht „*sunsch kann ma`s bliebe lasse*“. Laut GP 25 ist der beste Rosendünger reine Holzasche. Und GP 16 gibt ihrer Brennnesseljauche „*immer ein bissl Zinnkraut*“ (Ackerschachtelhalm) bei, „*aber ebbas anders derf ma gar nit nei... nix Körnigs*“. Eine Gesprächspartnerin, die eigene Pferde hat, setzt als schnelles Düngemittel im Sommer Pferdemit in Wasser an. Ebenfalls zum Einsatz kommen speziell in einem Garten Effektive Mikroorganismen (EM) als Kompostzugabe, gemischt mit Schwarzerde im Hochbeet und als Wachstums- und Abwehrkräfte steigerndes Mittel dem Gießwasser beigesetzt. Für Ausbringung und Anwendung von EM ist in diesem Garten der Mann zuständig, der sehr gute Erfahrungen mit den Mikroorganismen gemacht hat und meint damit „*wächst de Sach wie verrückt*“ (GP 23). In einem alten Winzerbottich hat der (ehemalige) Weinbauer ein Vergleichshochbeet mit Schwarzerde (Terra Preta) und EM angelegt: die Fenchelpflanzen darin sind genauso alt wie diejenigen im Beet, aber mehrfach so groß. Die Mischung soll nach und nach auf alle Gemüsebeete ausgebracht werden. Insgesamt werden in den Gärten natürliche, pflanzliche Dünger eindeutig bevorzugt.



Abbildung 36: In der Tonne (links) bzw. im alten Waschzuber (rechts) angesetzte Brennnesseljauche als Stickstoffdünger für die Kulturpflanzen.

In einigen Gärten wird als Zwischensaat oder zwischen den Reihen Gründüngung mit Klee, Senf, Phacelia oder Spinat ausgesät. Auch hier achten die Gärtnerinnen auf Unterschiede bei den Eigenschaften der verschiedenen Gründüngungen. Eine Gesprächspartnerin meint, sie hätte auf einem Feld richtig guten Klee, der schön hoch wächst, so dass kein Halm Gras dazwischen aufkäme, den könne man einfach abmähen und liegen lassen, darunter käme die nächste Kleegeneration von alleine hoch. Diese Gründüngung gäbe einen äußerst humosen Boden. Auf einem anderen Feld stünde allerdings „falscher“ Klee, bei dem viel zu viel Gras dazwischen hochkomme - „die bei der Raiffeisen kennen sich ja auch nicht mehr so aus“. GP 22 sät jedes Jahr in einem Beet die Blütenmischung „Mössinger Sommer“ aus und nutzt die temporäre Brachfläche dadurch als Bienenweide (Abbildung 37).



Abbildung 37: Blütmischung "Mössinger Sommer" als Brachennutzung und Bienenweide.

Im Herbst, wenn sich die Hauptgemüsesaison langsam dem Ende zu neigt, werden in den meisten Gärten die Beete umgestochen. Das Umgraben ist unter den GärtnerInnen nicht unumstritten, viele verzichten zu Gunsten der Bodenlebewesen darauf und lockern den Gartenboden nur mit einer Grabegabel. Diejenigen Befragten, die umgraben, machen es zum Teil aus Angst, dass sonst im nächsten Frühjahr der Boden nicht mehr oder nur schwer bearbeitbar wäre, oftmals aus konkreter Erfahrung heraus: GP 23 gräbt ihren schweren Gartenboden jedes Jahr im Winter mit einer Grabegabel um, nachdem sie es ein paar Jahre ohne

Umgraben versucht hatte und der Boden schließlich immer schwieriger zu bearbeiten war. Mit Umgraben sei die Arbeit im Frühjahr deutlich einfacher. Zusätzlich haben die Gesprächspartnerin und ihr Mann schon mehrmals Sand eingebracht, um den Boden zu lockern. Auch GP 20 hat schlechte Erfahrungen gemacht, als sie den Boden – wie es in den Gartenbüchern steht – einige Jahre im Herbst nicht umgegraben, sondern „nur gelüftet“ und zusätzlich über den Winter Weizen eingesät hatte. Auf ihren durch „jahrelange Kompostiererei“ sehr lockeren, humosen Böden bildete der Weizen regelrechte „Rasenpolster“, ganze Horste, die sie im Frühjahr fast nicht mehr aus der Erde ziehen konnte. Der Boden sei nicht annähernd so locker wie sonst gewesen. Winterweizen zur Bodendeckung wurde darauf hin nie wieder ausgesät, im Spätherbst wird seitdem wieder umgegraben und zum Teil Feldsalat eingesät (zur Ernte und als Bodendecker), einige Beetbereiche lässt sie auch offen liegen. Zu ihren schlechten Erfahrungen meint die Gärtnerin heute lapidar: „*Ich probier halt sowas*“. Von ähnlichen Erfahrungen berichten auch andere befragte Bauerngärtnerinnen, die in ihrem Garten schwere, lehmhaltige Böden bearbeiten.

Auf den umgestochenen bzw. gelockerten Böden wird über den Winter in vielen Gärten Mist und Kompost ausgebracht, um einen möglichst feinkrümeligen, humosen Boden zu erzielen (Abbildung 38 und 39). Der Kompost besteht in der Regel aus Pflanzenmaterial aus dem eigenen Garten und wird zwischen einem und drei Jahren gelagert und in dieser Zeit mindestens einmal umgesetzt. Nur wenige Gärtnerinnen helfen dem Kompostierungsprozess mit Kompost-Starter bzw. Effektiven Mikroorganismen (kurz „EM“) nach. Die meisten achten eher auf eine ausreichende Reifezeit, bevor die Komposterde – bisweilen mit Erde oder Torf vermischt – wieder im Beet verteilt wird. Der verwendete Mist stammt in den meisten Fällen vom eigenen Hof und von den gehaltenen Tieren: erwähnt werden Schafs-, Kuh-, Pferde-, Esel-, Hühner- und Schweinemist. Wenn Mist von auswärts eingebracht wird, stammt dieser in der Regel von benachbarten oder befreundeten Bauernhöfen. Auch der Mist wird nicht frisch, sondern mehr oder weniger angerottet im Garten ausgebracht und umgespatet, um ein Auswaschen der Nährstoffe zu verhindern. Zum Teil werden Kompostabfälle und Mist auch gemeinsam gesammelt, gelagert und gleich gemischt verwendet. Die verschiedenen Mistarten haben dabei unterschiedliche Eigenschaften, Hühnermist z.B. sei ein besonders guter Stickstoffdünger und eine Gärtnerin meint, dass nicht nur der Gartenboden deutlich humoser geworden ist, seit sie Schafe halten und den getrockneten, fast pulverisierten Mist nutzen, sondern auch die Erträge deutlich höher. Eine Gesprächspartnerin düngt „*Einzig und allein mit dem Mist, den ich hier oben hab: mit Pferde-, Esel-, Schaf- und wenig Kuhmist*.“ (GP 21), Beikräuter enden bei ihr als Tierfutter oder werden als Mulch gleich liegen gelassen. Der Boden wird bei ihr niemals tief mit Gerät bearbeitet, „*Ich hacke grundsätzlich nie!*“, ihre Schweine lässt sie dafür so tief graben, wie sie wollen. Dadurch hat sie über die Jahre einen idealen Gartenboden erhalten, den die Gärtnerin mit „*relativ fett, schön locker, ganz dunkel*“ charakterisiert.

Wenn die Beetaufteilung für das nächste Jahr schon feststeht, wird zum Teil auch gezielt vorgearbeitet. GP

17 gräbt in der Regel nur in die Beete Mist ein, in die im Frühjahr Starkzehrer kommen. Nicht in allen Gärten kommt auch jedes Jahr Mist und/oder Kompost in die Beete, oftmals orientiert sich die Zugabe am Bedarf und verfügbaren Material. „Irgendwann, wenn ich mal so es Gefühl hab, mach ich halt au mal Mist von de Viecher rein“ (GP 7).



Abbildung 38: Großer Misthaufen für den hofeigenen Schafsmist in der Nähe der Beete. Eine vereinzelte, wärmeliebende Zucchini-pflanze fühlt sich hier wohl.



Abbildung 39: Kompost mit Holzverbretterung (links): eine Kompostkammer dient als Abstellplatz für die Behälter mit Pflanzenjauchen, die anderen beiden Kammern werden abwechselnd befüllt und ein Jahr ruhen gelassen. Mit Weidenruten eingeflochtener Komposthaufen (rechts): wenn die Weiden zerfallen, weiß die Gärtnerin, dass auch der Kompost reif ist.

Auch über den Winter versuchen viele GärtnerInnen den Boden im Beet nicht offen liegen zu lassen. Einige belassen einfach verblühte, trockene Stauden und andere Pflanzen im Beet, auch um den Vögeln die Samen als Nahrungsquelle zu erhalten. Andere säen gezielt Bodendecker wie Winterroggen aus oder ziehen rechtzeitig Wintergemüse wie Feldsalat, Lauch, Zuckerhut und verschiedene Kohlformen an, die den Winter über noch beerntet werden können. In kälteren Regionen werden diese Winterkulturen mit einem Fleece abgedeckt, in wärmeren Lagen geht es oftmals auch ohne Schutz.

GP 4 sät während der Saison eine Gründüngung mit Klee in die freien Beetreihen bzw. mulcht zwischen den

bepflanzten Reihen. Früher hat die Gärtnerin viel mit Senf abgedeckt, das gab immer „Ärger“ mit anderen Kreuzblütlern, damit hätte sie keine guten Erfahrungen gemacht und es deshalb mit Klee und Mulch versucht. Im Herbst wird nicht umgegraben, sondern Winterroggen eingesät, der den Boden übershirmen soll, eine freie Bodendecke findet sie „unnatürlich“. Die Gesprächspartnerin meint, sie habe auch schon EM ausprobiert, aber das sei ihr in der Eigenherstellung zu aufwändig, aber *„des mit dem Rogge und der Klee haben die Bodenstruktur wesentlich verbessert“* (GP 4). Zum Teil wird auch im Herbst noch gekalkt: GP 22 kalkt im Winter, so lange kein Schnee auf den Beeten liegt, da die Kalkung etwa 100 Tage vor der nächsten Nutzung stattfinden sollte.

Pflanzenschutz und -stärkung

Viele GärtnerInnen versuchen einem Befall durch Schädlinge und Krankheiten im Vorherein vorzubeugen. Zugaben von Pflanzenjauchen aus Brennnessel, aber auch bestimmte Nachbarpflanzen wie etwa Lavendel neben Rosen als Schutz gegen Blattläuse sollen die Pflanzen stärken und sich günstig auf ihre Abwehrkräfte auswirken. Auch mechanische Abwehrmethoden kommen zum Einsatz etwa Kulturlies oder – netze zum Schutz gegen Kohl- und Lauchfliege (Abbildung 40), Netze über den erntereifen Beerensträuchern, um Vögel fernzuhalten oder alte Mistgabeln und Brombeerruten als Zaun rund um das Tomatenbeet, damit der Dachs aus dem benachbarten Wald nicht zum wiederholten Male alle Tomatenpflanzen ausgräbt (Abbildung 40). Gegen die gefürchteten Nacktschnecken helfen sich viele GärtnerInnen ebenfalls mit Barrieren wie Kupferbändern (Abbildung 40) oder schlicht durch regelmäßiges Absammeln bei feuchter Witterung. Diese physischen Abwehrmaßnahmen sollen verhindern, dass Schädlinge überhaupt erst an die Kulturpflanzen gelangen und Fraßschäden oder sonstigen Schadbildern vorbeugen.



Abbildung 40: Mechanische Schädlingsabwehr: Kulturschutznetz als Tunnel über Kohlpflanzen (links) gegen die Kohlflye und Kohlweißling. Alte Mistgabeln, Brombeerruten und Stecken gegen den grabewütigen Dachs (Mitte). Empfindliche Jungpflanze im Schneckenschutztopf mit Kupferbandbarriere (rechts).

Sechs der Bauerngärtnerinnen betonen, dass man die Nützlinge fördern und ein natürliches Gleichgewicht im Garten schaffen müsse, wenn man gesunde Pflanzen und einen gesunden Garten ohne aufwändige Schädlingsbekämpfung oder Behandlung von Krankheiten haben wolle. Wichtig sei das Angebot zahlreicher, verschiedener Unterschlupfmöglichkeiten im Garten: in den fünf Gärten findet sich denn auch eine

auffällige Vielfalt an oftmals bewusst gestalteten Kleinlebensräumen wie Lesesteinriegel und Steinmäuerchen, Insektenhotels, Reisig- und Laubhaufen und andere Mikrobiotope, die insektenfressenden Nützlingen wie dem Igel, Eidechsen, Blindschleichen, aber auch bestäubenden Insekten wie Wildbienen und verschiedenen Hummelarten Rückzugs- und Wohnmöglichkeiten bieten. Einige Bauerngärtnerinnen haben auch Honigbienenstöcke auf dem Hof. Die Gärtnerinnen kennen ihre Helfer im Garten meist sehr genau und wissen, wer wo Unterschlupf findet. Auch bei denjenigen, die die Nützlingsförderung nicht explizit betonen, finden sich in den Gärten dennoch zumeist eine Vielzahl von Strukturen, die ideale Lebensräume für Gartennützlinge darstellen: verschiedene, blühende Nektarpflanzen, Heckenstrukturen, ein vergessener Holzhaufen, Sträucher und Hochstamm-Obstbäume, Tümpel und Komposthaufen und das alles sehr nahe beieinander (Abbildung 41).



Abbildung 41: Kleinstbiotope im Bauerngarten: Künstlich angelegter und bepflanztter Tümpel für Schwalben und Frösche (links). Großes Insektenhotel mit Blick aufs Blütenmeer (Mitte). Wespenbiotop im ehemaligen Solartrockner im Garten (rechts).

Geht es um die Behandlung von vorhandenen Schadbildern, gehen die meisten Gärtnerinnen im Gemüsebeet nur mit pflanzlichen oder biologischen Mitteln gegen Schädlinge und Krankheiten vor. Rainfarn- oder Wermutauszüge kommen zum Einsatz, EM oder das im Biolandbau ebenfalls zugelassene Neem-Öl. Dabei kennen die Befragten eine Vielzahl unterschiedlicher Tricks und Methoden, um lästige Schädlinge loszuwerden. Schnecken werden abgesammelt und mit der Gartenschere zerschnitten bzw. eingesalzt oder mit Kupferband von einzelnen, besonders gefährdeten Pflanzen ferngehalten, auch Pheromonfallen sind mancherorts im Einsatz. Gerne werden im Frühjahr – wenn vorhanden – Hühner in den (abgezäunten) Gemüsegarten gelassen, in der Hoffnung, dass beim Scharren möglichst viele der in der Bodenoberfläche verborgenen Schneckeneier erwischt werden. Oder die Eier werden von Brettern und Steinen im Garten eigenhändig abgesammelt. Eine Gärtnerin legt auch immer mal wieder „falsche Fährten“ mit welken Salatblättern, meint aber, die beste Strategie sei „Immer mehr setze, wie dass `se fresse“ (GP 9). Und auch GP 8 erklärt: „Ich sag immer: Ich pflanz so dicht, dass für mich auch no was bleibt.“ In besonders nassen, schneckengeplagten Sommern wird dann doch mit Schneckenkorn gegen die Plagegeister vorgegangen: „Wenn`s ganz überhand nimmt, dann du ich auch mal Schneggekorn ausstreue“ (GP 11) bzw.

„grad bei Zierpflanze kommt auch mal Schnegekorn zum Einsatz“ (GP 12). In den meisten Fällen wird auf ein biologisches Schneckenkorn (z.B. Neudorff Eisenpräparat) zurückgegriffen, seltener auf konventionelle Mittel.

Bei Blattlausbefall an Nutzpflanzen kommen Pflanzenauszüge mit Rainfarn (*Tanacetum vulgare*), Wermut (*Artemisia absinthium*) oder Rhabarberblätter (*Rheum rhabarbarum*), Brennnesseltee und -jauche oder „hekschtens a mol a weng Seife was oder a weng Spüli“ (GP 6) zum Einsatz. Viele GärtnerInnen erklären, für sie sei der Befall eher ein Zeichen dafür, dass irgendwo eine Schwäche vorhanden, das Gleichgewicht nicht in Ordnung sei. GP 10 meint, „man muss es ganzheitlich sehe“ und bei den Ursachen ansetzen, statt nur die Symptome (in diesem Fall Blattläuse) zu bekämpfen. Es gehe darum herauszufinden, was die Pflanze anfällig macht und was eventuell z.B. an Licht, Wasser oder Nährstoffen fehle. So weiß GP 21, dass der starke Lausbefall am Holunder neben dem Kompost ein klares Zeichen für Überdüngung ist. In vielen Gärten wird auch erst mal abgewartet, da die Erfahrung gelehrt hat, dass sich der Befall nach ein zwei Wochen von selber regelt: „d`Läus, da han Marienkäfer uns g`holfe“ meint GP 19 und auch GP 4 wartet bei Läusen einfach bis die natürlichen Fraßfeinde das Problem von selber lösen „Was ma wirklich im Garten lernt, des isch ja Geduld“. Für GP 2 ist diese natürliche Regelung ein Zeichen dafür, dass „es Gleichgewicht schtimmt“. Mit chemischen Mitteln gespritzt wird höchstens an Rosen und anderen Zierpflanzen, aber auch hier werden bevorzugt pflanzliche Mittel wie Brennnesseltee oder Steinmehl verwendet.

Die Raupen verschiedener Kulturschädlinge werden zumeist abgesammelt oder schon die Eiablage per Kulturschutzvlies verhindert. Kartoffelkäfer werden in allen Stadien abgesammelt und „verdrückt“ bzw. ersüuft (z.B. in einem Eimer Wasser mit einem Tropfen Spülmittel), in einem Garten mit großem Kartoffelfeld wird bei starkem Befall auch gespritzt; der Sohn der Gärtnerin fragte mich bei meinem Besuch nach einem biologischen Mittel gegen Kartoffelkäfer, momentan sei noch ein konventionelles im Einsatz, nachdem verschiedene von Bekannten empfohlene, natürliche Methoden erfolglos probiert worden waren: „Die Eine hett gsagt, muss ma Knoblauch neistecke, des hätt ma gmacht“ (GP 18), die andere schlug Beinwell zwischendrin vor, beides hätte aber nichts geholfen. Zwei andere Gärtnerinnen hatten den Eindruck, dass der Käferbefall deutlich weniger wäre, wenn die Kartoffeln im Garten zwischen anderen Kulturen stehen. Auch andere Käferarten wie Junikäfer (der vor allem in den Hochlagen über 900 m ein Problem zu sein scheint) an Rosen und Beerensträuchern oder die schwarzen „ekligen“ Maden des „Roten Hähnchens“ am Schnittlauch werden (wenn überhaupt) von befallenen Pflanzen mit der Hand abgesammelt und zerdrückt.

Bei Erdflöhen haben die Bauerngärtnerinnen ebenfalls unterschiedliche Tricks: „ganz viel Salat setzen, des möge se net“ meint GP 9 und dass die Erdflöhe besonders gerne an Gurken gingen, weshalb sie im Garten immer Salat zwischen die Gurkenpflanzen setzt. Auch Kalken helfe gegen Erdflöhe. GP 14 mulcht zwischen den Kohlpflanzen seit einigen Jahren mit Farn und meint seitdem sei es auch hier gut. Und GP 16 erklärt zu

den Erdflöhen, die bei ihr im Frühjahr am Rettich waren: „früher hett ma halt a wenge Äsche drufgeworfe“, und was auch helfe, sei die Setzlinge mit Vlies abzudecken. Mit altem Frittieröl hat GP 14 die *Werren* (Maulwurfsgrillen) im Beet bekämpft; als diese erfolgreich vertrieben waren, kamen plötzlich Drahtwürmer, die laut der Gärtnerin vorher anscheinend von den Maulwurfsgrillen in Schach gehalten worden waren, aber „die mögen de Mulch net“: zwei Jahre hatte sie extreme Probleme mit den Drahtwürmern, seitdem gar nicht mehr. Wühlmäuse werden mit Fallen oder akustischen Abwehrsignalen abgeschreckt.

Viele Gedanken machen die Bauerngärtnerinnen sich auch um die in den meisten Gärten mehr oder weniger stark vertretenen Buchspflanzen. Die größten Probleme bereiteten in den letzten Jahren der Buchszünsler und der Buchsbaumpilz. Der Buchszünsler hat wohl vielerorts ein solches Ausmaß angenommen, dass in einzelnen Gärten (fast) der komplette Buchs herausgerissen worden war: „Buchs, da hab ich jetzt die Segel gestriche“ sagt GP 20, die im letzten Jahr den Großteil ihrer Buchshecke rausgerissen und verbrannt hat, bis auf über 100-jährigen Buchsstock, bei dem sie die Entwicklung des Befalls noch abwarten wollten. Bekämpft wird der Zünsler in den besuchten Gärten mit Absammeln der Raupen und dem *Bacillus turgeniensis*, das auch von GP 4 ausgebracht wird: der Buchszünsler fresse das Bakterium und gehe daran ein. Die Gärtnerin hatte den Eindruck, dass der Höhepunkt des allgemeinen Befalls und Schadensausmaßes in ihrem Garten überwunden sei und es dieses Jahr auch an unbehandelten Pflanzen deutlich besser ist. Es scheint, dass irgendetwas dem Zünsler selber zusetzt, sie habe auch keine Raupen mehr gefunden. Auch eine andere Gärtnerin meint, sie hätten „dies Jahr noch nichts gmerkt vom Zünsler“ (GP 15) und mutmaßt, dass die heimische Vogelwelt den Buchszünsler „endlich“ als potentielle Nahrung entdeckt hat. Ein größeres Problem sei in ihrem Garten der Buchsbaumpilz, der den alten Buchshecken im letzten Jahr ziemlich zugesezt habe, die Pflanzen sahen so krank aus, dass sie schon rausgerissen werden sollten. Schließlich wurde der Buchs doch noch einmal zurückgeschnitten und mit pelletiertem Hühnermist gedüngt und hatte sich in diesem Jahr sichtbar erholt. Zwischen den Buchspflanzen ist die höchste Stockrose im Garten aufgegangen: auch sie hatte von der extra Düngerzugabe profitiert.

Unverständnis hat GP 23 für die Leute, „die ihren ganzen schönen Buchs rausreißen“. Ihr Mann und sie hatten verschiedene Methoden gegen den Buchsbaumzünsler probiert, wie das Ausbringen von Neem-Öl, Knoblauchpräparaten oder dem Abspritzen mit einem harten Wasserstrahl, Ablesen usw. und die Befallenen erst einmal stehen gelassen und abgewartet. Schließlich trieben die Bäumchen wieder aus. Auch der Buchsbaumpilz gibt sich laut der Gärtnerin wieder, ihr Mann behandelt den Pilz mit EM. Die Effektiven Mikroorganismen schaffen laut dem überzeugten „EM-Gärtner“ ein Säuremilieu, das in Wechselwirkung mit der ebenfalls ausgebrachten „Agrarbase“ alkalisch wirke, den Pilz austrockne und gleichzeitig als Insektizid wirke. Das Mittel sei völlig ungefährlich und kein Problem an bloßer Haut, der Gärtner betont jedoch: „des wirkt alles nur, wenn mans ausbringt“ (GP 23).

Auch gegen Mehltau setzt das Ehepaar – laut eigener Aussage - EM ein und zwar die Variante EM 5

zusammen mit Schwarzerde. Eine andere Gärtnerin brüht bei Mehltau Zwiebelschalentee mit Knoblauch auf, sie meint, der Tee wirke ebenfalls gut bei Krautfäule an Tomaten. Bei Kartoffelkrautfäule hat sie hingegen gut Erfahrungen mit einer Magermilch-Backpulvermischung gemacht.

Der in Sachen Schädlingsbefall besonders anfällige Kohl und seine vielen Varietäten wird in einem relativ kleinen Garten gar nicht erst angebaut; die Gärtnerin erklärt, der Platz reiche nicht, um ausreichende Anbaupausen einzuhalten. Kohlflye und Kohlhernie treten in einigen Gärten auf. Eine Gesprächspartnerin versichert, Kohlflyen sammle sie einfach ab und die Kohlhernie hielte sich im Rahmen, auch wenn sie eine nur zweijährige Fruchtfolge einhielte, es ginge immer noch mit dem Kohlanbau. Gegen die Kohlhernie wird in vielen Gärten nichts unternommen, das beste Mittel sei ohnehin eine vier bis fünfjährige Anbaupause, ist GP 18 überzeugt. GP 14 wirft seit einigen Jahren den Tomatenschnitt zum Kohl und umgekehrt, das soll die jeweiligen Schädlinge vertreiben.

Tatsächlich wird in vielen Fällen gar nichts unternommen und abgewartet. Die meisten befragten GärtnerInnen sehen auch den Verlust einzelner Kulturen entspannt und Misserfolge als selbstverständlichen Bestandteil der Gartenarbeit an. So meint GP 12 *„Es gibt jedes Jahr... irgendwas wächst immer prima und irgendwas halt nicht so“*, wenn Pflanzenauszüge und alte Hausmittel nichts mehr helfen, sei das schade, *„aber ich spritz dann net, dann isch`s halt so“* (GP 13). Und auch GP 21 sagt zur Kohlgesundheit *„Minimaler Befall von Kohlflye, aber ich seh des immer ganz gelassen.“* Sie ist der Überzeugung, insbesondere bei Fraßschädlingen gelte es in erster Linie ruhig zu bleiben und abzuwarten bis Nützlinge kommen: *„So `n gewisser Schädlingsdruck zeigt einem ja auch, wie man wirtschaftet und es heißt auch: du hast irgendwo Fehler!“* (GP 21). Sie beobachte Ausmaß und Entwicklung des Befalls und im schlimmsten Falle gibt sie *„`ne Sache für das Jahr mal auf“* und lässt die Schweine alles platt fressen - *„Wir bekämpfen gar nichts!“*.

Befallene Pflanzenteile oder die ganze Pflanze werden von den Gärtnerinnen vielleicht noch entfernt, um andere Kulturen nicht zu gefährden, aber zu chemischen Spritzmitteln wird in keinem der besuchten Gärten gegriffen, um Gemüsepflanzen zu „schützen“. Immer wieder betonen die BauerngärtnerInnen, dass sie im Gemüsegarten gar nicht spritzen, weil dort ja Lebensmittel angebaut werden. Nur neun Gärtnerinnen geben an, dass sie in bestimmten Fällen chemische Spritzmittel einsetzen, z.B. gegen den Kartoffelkäfer (2), Buchszünsler (1) und Unkraut auf den Gartenwegen (1). Außerdem streuen drei konventionelles Schneckenkorn und zwei Gärtnerinnen meinen, sie spritzen auch mal bei Rosen oder anderen Zierpflanzen. Sechzehn der befragten Gesprächspartnerinnen würden von sich sagen, dass sie im Garten biologisch wirtschaften, fünf der dazugehörenden Höfe sind auch offiziell Bio zertifiziert. Die an der Kräutermanufaktur beteiligten Gärten durchliefen zum Zeitpunkt der Geländeaufnahmen für diese Arbeit gerade ein gemeinsames Zertifizierungsverfahren. Einige Gärtnerinnen meinten, das aufwändige und teure Verfahren lohne sich erwerbswirtschaftlich für ihren Betrieb nicht, bei den Produkten aus Hof und Garten sei das Siegel „regional“ bzw. der persönliche Kontakt zu den Abnehmern und Kunden wichtiger.

Viele halten es so wie GP 2 und ihr Mann, die zwar keinen biologisch-zertifizierten Landwirtschaftsbetrieb

haben, Hof und Garten aber nach biologischen Richtlinien bewirtschaften. Die beiden „*wollen es vertreten können*“ unabhängig von offiziellen Stempeln.

4.3.1.3 Ernte und Lagerung

Aussaat und Pflanzung wird in den meisten Gärten so eingeteilt, dass regelmäßig frisches Gemüse aus dem Garten zu ernten ist. In milderem Lagen, aber auch unter Vlies in kälteren Regionen, werden Gemüse wie Lauch, Feldsalat, Pastinaken, Zuckerhut, Endivien und andere frostverträgliche Kulturen bis in den Winter hinein geerntet, zum Teil auch noch unter Schnee.

Geerntet wird, was reif für den Verzehr ist und in der Küche gleich weiterverarbeitet werden kann. Bei manchen Gemüsearten gibt es auch spezielle Merkregeln zur Erntezeit: Meerrettich soll man laut GP 16 nur in Monaten mit „R“ ernten, sonst ist er zu holzig, faserig. Die Zwiebeln erntet die gleiche Gesprächspartnerin, wenn das Laub trocken ist und „*dann gibt's an Zopf*“: Die Zwiebeln werden am dünnen Laub zusammengeflochten und zur Aufbewahrung aufgehängt.

Zwanzig der 26 GärtnerInnen lagern Gemüse und Obst in Erdmieten oder im Keller ein. Die restlichen sechs lagern zum Teil deshalb nicht ein, weil das Gemüse im Garten noch während der Saison verbraucht wird, zum Teil, weil sie auch im Winter noch frisches Gemüse auf dem Beet stehen haben. So erzählen insgesamt sieben Befragte, dass sie auch im Winter noch Verschiedenes frisch aus dem Garten holen. Lauch, Kohl, Pastinaken, Meerrettich und andere Wurzelgemüse bleiben einfach über den Winter stehen und können nach Bedarf geerntet werden, solange kein Frost kommt. Auch wenn GP 21 meint, Frost sei der „*perfekte Kühlschrank*“, bis Januar erntet die Permakultur-Gärtnerin auf 1000 m Höhe noch frischen Salat unter Schnee. Im Frühjahr werden die Schweine einmal durch den Garten gelassen und fressen die bis dahin noch im Boden verbliebenen Wurzelgemüse. Bittersalate wie Feldsalat, Endivie, und Zuckerhut werden im Spätsommer/Herbst für den Winter ausgesät. GP 26 breitet, wenn es schneit, Tücher oder Säcke über dem Feldsalat aus, damit sie darunter noch ernten kann.

Auch GP 10 lagert so wenig wie möglich ein, sie versucht, das meiste draußen im Beet zu lassen, bis sie es braucht. Die Bauerngärtnerin ist der Meinung, dass der Körper genau das braucht, was die Natur auch zur jeweiligen Jahreszeit bietet und bezieht auch Wildpflanzen und -kräuter in ihren Speiseplan mit ein. Im Winter benötige der Körper vor allem kräftige Nahrung und Bittersalate, dafür nutzt sie das, was draußen typischerweise im Winter wächst. Bei ihr stehen im Winter im Beet lauter Gemüse, die auch 4 bis 5 ° Minus aushalten wie Meerrettich, Kohl, Bittersalate (Vaters Zuckerhut, Feldsalat) und Rote Beete.

Andernorts wird dennoch Verschiedenes eingelagert, auch weil viele froh sind, wenn im Winter die Gartenarbeit vollends ruht. Ist ein geeigneter Lagerkeller da, wird das meiste Gemüse im Keller gelagert. Eine verbreitete Methode ist die Lagerung von Wurzelfrüchten wie Möhren, Pastinaken, Rote Rüben, Schwarzwurzel, Zuckerwurz oder Meerrettich, aber auch Lauch und Kohlrabi in Sand in Kisten. Zum Teil wird

auch Erde zum Frischhalten der Lagergemüse verwendet. Zwei Gesprächspartnerinnen schichten z.B. Gemüserettich oder Karotten mit Sand und Plattenmoos ein, das Moos speichert die Feuchtigkeit, lässt aber gleichzeitig Luft durch und „des hält so schön frisch“ (GP 8). Eine andere Gärtnerin sortiert die schönen Möhren aus und stapelt diese in einem Sauerkrauttopf im Keller, auf dessen Öffnung sie ein bisschen angetrocknete Rasensonde legt, auch hier gilt: „dass es Luft kriegt und Feuchtigkeit“. Die Kartoffeln werden in Horden oder belüfteten Kisten einfach so in den Keller gestellt (oftmals spezielle „Kartoffelkeller“). GP 2 überwintert auch die von ihr selbst im Frühling ausgesäten Kartoffeln, deren frisch gebildete kleine Knollen in einem Eimer mit Sand im Keller eingelagert werden. Die Bauerngärtnerin meint, es dauere ca. vier Jahre bis zur ersten ordentlichen Ernte ab Aussaat, wobei immer wieder Knollen einlagert und neu gesetzt werden müssten. Zuckerhut wird in Zeitungspapier gewickelt und reicht so bis Ende Februar. Kohl wird z.B. in Körbe gelegt und in den (feuchten) Keller gestellt, bisweilen werden die „Krutkepf“ auch abgedeckt oder gleich zu Sauerkraut eingestampft. Neben Gemüse wird in vielen Kellern auch Obst wie Lageräpfel oder Birnen aufbewahrt.

In einigen Bauerngärten wird außerdem diverses Gemüse in Erdmieten überwintert. So hat der Mann einer Gesprächspartnerin eine sehr professionelle, geräumige Erdmiete gebaut (Abbildung 42), wegen der die beiden nur noch wenig einmachen: Aus der Miete bekämen sie „frisches Gemüse“ wie Karotten noch im Winter. Eine andere Gärtnerin lagert Sellerie und Kohl in einer Erdmiete in ihrem Gewächshaus ein.



Abbildung 42: Die geräumige Erdmiete hat der Mann einer Bauerngärtnerin selbst gebaut. Sie ist ideal für die Einlagerung größerer Mengen verschiedener Gemüse und Kartoffeln über den Winter.

4.3.1.4 Verarbeitung

Konservierung und Haltbarmachung

Ein großer Teil des überschüssigen Gemüses wird heutzutage eingefroren. Die im 21. Jahrhundert eigentlich in jedem deutschen Haushalt vorhandene Gefriertruhe bietet eine einfache, schnelle und zuverlässige Methode der Haltbarmachung. Einfroren werden Bohnen, Erbsen, Kohlrabi, Lauch und andere Gemüse, die vorher zumeist kleingeschnitten und blanchiert oder angedünstet werden. Meerrettich wird geraspelt und direkt eingefroren. Eine Gärtnerin erzählt, sie sterilisiere Bohnen nur, wenn sie viel zu viele davon hätte, *„hauptsächlich gefrier ich jetzt ein“* (GP8). GP 9 friert vorbereitete *„Suppenpäckle“* mit Sellerie und Möhrengrün ein, eine andere Würzmischung für die Gefriertruhe besteht aus Lauch, Sellerie, Petersilie und Gelbe Rübe. GP 23 friert Gurken für ein spezielles Gurkengemüse (Schmorgurken in würziger Soße mit Wein und Kräutern) ein. Auch Kräuter wie Schnittlauch und Petersilie, die beim Trocknen Aroma und Geschmack verlieren, werden kleingehackt und im Gefrierfach gelagert. Eine Gesprächspartnerin friert verschiedene Kräuter mit Wasser aufgegossen in Eiswürfelbehältern als *„Brühwürfel“* ein. Ebenfalls in der Gefriertruhe landen Obst und Beeren, die im Winter dann in Portionen frisch zu Marmelade oder Kompott weiterverarbeitet werden können. Eine Gärtnerin bringt es treffend auf den Punkt: *„eigentlich kannst alles einfrieren und das finde ich sehr geschickt“* (GP 1). Dabei scheint der entscheidende Faktor nicht mangelndes Wissen zu anderen Konservierungstechniken zu sein, sondern vielmehr eine Frage von Zeit und Einfachheit. Viele Gärtnerinnen, die heutzutage das Meiste einfrieren, haben bis zur flächendeckenden Verbreitung der Gefriertruhe ihre überschüssige Gartenernte in Gläsern und Flaschen für die gemüsearme Jahreszeit eingemacht. Eine Gesprächspartnerin bedauert, dass mit der Erfindung und Verbreitung der Gefriertruhe viele traditionelle Methoden der Haltbarmachung verloren gingen und sieht dabei eine große Abhängigkeit von Energie und Strom.

Auch heute meint GP 5, mit dem Einfrieren sei es so eine Sache: *„in Gefriertruhe hat er a schönere Farb“*, aber wenn man einmacht *„kann man zu jeder Zeit in Keller und a Glas hole“*. Dies gelte sowohl für Kompott und anders eingemachtes Obst, als auch für Gemüse. Deswegen friert die Bauerngärtnerin nicht nur ein, sondern weckt auch Verschiedenes ein, damit beides da ist. In Gläsern werden alle möglichen Gemüse und Obst eingekocht, sterilisiert oder in Essig, Zucker oder Salz eingelegt. Tomaten werden immer noch überwiegend zu Passata, Ketchup oder fertigen Soßen eingekocht. Aber auch Zucchini oder Bohnen werden eingekocht. Gemüse wie Rote Beete, Zucchini und Gurken werden sterilisiert. Eine Gärtnerin legt Gurken, Paprika, Möhren und Zucchini in einer *„Bunten Mischung“* süßsauer in Essig ein, das sähe auch optisch schön aus. GP 4 stellt eine mit Salz konservierte *„Gemüsepaste“* als Grundlage für Gemüsebrühe her, dafür *„kann ma, wenn man im Herbst de Garde abräumt, alles verarbeiten“*.

Einige der Gärtnerinnen machen alljährlich selber noch Sauerkraut ein. Die Mutter einer Gesprächspartnerin macht sogenannte *„Ständelebohnen“* ein, indem sie Bohnen sauer vergären lässt,

einsalzt und in einem Ton- oder Steintopf lagert. Auch GP 2 legt ihre Bohnen wie Sauerkraut „molkesauer“ ein. Bohnen werden zum Teil auch blanchiert, in Gläser gefüllt und eingedünstet; eine Gesprächspartnerin meint, sie mache Stangenbohnen grundsätzlich in Gläser ein, da man dann aus ihnen noch Salat machen könne. Stangenbohnen seien einfach fleischiger als Buschbohnen. GP 21 hat seit über 25 Jahren eine resistente amerikanische Weinsorte in ihrem Garten stehen, der Rebstock ist auch mit umgezogen. Die Weinblätter legt die Gärtnerin nach einem Tipp von der Mutter einer aramäischen Freundin in Salzlake ein.

Obst (Kirschen, Äpfel, Zwetschgen, Mirabellen usw.) und Beeren werden in Zucker eingelegt oder sterilisiert, Fallobst zu Mus eingekocht. Manche GärtnerInnen dörren bzw. trocknen Obst auch, um es haltbar zu machen. Eine Gesprächspartnerin trocknet speziell Birnen und einige Zwetschgen für ein traditionelles „Hutzelbrot“ (der Name stammt wahrscheinlich von den „verhutzelten“, getrockneten Birnen).

Getrocknet werden außerdem Teekräuter wie Pfefferminze, Zitronenmelisse und Salbei, aber auch als Tee aufbrühbare Blüten wie die der Ringelblume, um auch in der kalten Jahreszeit mit Kräutertee aus dem eigenen Garten versorgt zu sein.

Formen der Verarbeitung

Aus Obst und Beeren werden verschiedene Säfte, Likör, Marmelade, Gelee, Sirup Kompott und Mus, gemacht. Teilweise gemischt, teilweise nur aus einer Sorte/Art. Neben Gartenfrüchten werden dabei auch Beeren und Obst aus Wildsammlungen verarbeitet wie von Holunder (viel auch die Blüten), Schlehe oder Kornelkirsche. Eine Gesprächspartnerin macht aus Kornelkirschen den hauseigenen Senf. GP 2 macht aus den Beeren in ihrem Garten eine „Beerenpaste“, einen fertigen Belag für Kuchen. Außerdem experimentiert sie mit verschiedensten Saftmischungen (z.B. Zwetschge, Jostabeere und Kirsche).

Kräuter werden ebenfalls vielseitig verarbeitet - über den klassischen Haustee und andere Teemischungen hinaus, stellen die GärtnerInnen auch Kräutersalze, Sirup oder Pestos her. So sammelt GP 7 an Teekräutern *„im Sommer alles für de Winder“* und trocknet unter anderem Minze, Melisse, Ringelblume, Rosenblüten, Borretsch und Gänseblümchen auf ihrem Speicher. Aus Rosen-, Holunderblüten, Mädesüß und Goldmelisse wird Sirup hergestellt. Letzterer erhält eine besonders intensive, rosarote Färbung. Aber auch Schnaps, Liköre und alkoholische Kräuteransätze setzen einige Bauerngärtnerinnen an, z.B. Engelwurz-Schnaps oder *„Herzwein“*, ein das Herz stärkender Holunderlikör. Außerdem werden Kräutersalze, Kräuteressige und -öle verschiedene Pestos wie Basilikum-Pesto und Wildkräuterpesto mit Giersch produziert. GP 16 und ihre Tochter stellen seit Jahrzehnten den *„Schößlehonig“*, eine Eigenkreation aus sieben verschiedenen Kräutern, Blättern und Blumen und Fichtenspitzen her. Spezialitäten anderer Bauerngärtnerinnen sind Kräuterkissen, Rosenzucker und Löwenzahnhonig.

Gemüse wird neben den oben erwähnten Konservierungsmethoden auch zu Brotaufstrichen, fertigen Saucen oder Pestos verarbeitet. GP 21 macht am Ende jeden Kulturjahres ein gemischtes Gartenpesto,

dahinein kommt „*alles was kurz vorm Frost noch in Mixer möchte*“. Zwei Gärtnerinnen nutzen ihre Chilis, um eine „Harissa“, eine nordafrikanische Würzpaste aus scharfen Chilis herzustellen. Auch Smoothies werden aus Gemüse und anderem „Grünzeug“ gemacht.

Das meiste wird von den BauerngärtnerInnen für den Eigenbedarf hergestellt, zum Teil aber wird auch für den Verkauf im „Hoflädele“ (kleiner Hofladen), auf dem Markt oder via Kräutermanufaktur produziert. Vieles dient außerdem als Geschenk oder Mitbringsel bei Besuchen.

4.3.2 Pflanzenheilkunde aus dem Garten

Inwieweit der Garten und die darin kultivierten oder wild wachsenden Pflanzen auch zur Selbstversorgung mit Medizin bzw. der Ergänzung der Hausapotheke dienen, ist unterschiedlich. Nur ein kleiner Teil (sechs von in diesem Fall 25 Befragten) gibt an, sehr wenig bis gar keine heilkundlichen Produkte aus dem Garten herzustellen. Bei den restlichen 19 Bauerngärtnerinnen schwanken die Angaben zwischen der Herstellung von Ringelblumensalbe bis hin zur kompletten Hausapotheke. Viele Gärtnerinnen erklären bereitwillig und ohne Nachfrage, wozu ihre verschiedenen Hausmittel aus dem Garten hergestellt und genutzt werden, andere zählen nur auf, was an Pflanzenheilkundlichem gemacht wird.

Einige Gärtnerinnen setzen nach Bedarf Tinkturen (z.B. Spitzwegerichtinktur), Ringelblumen- oder Beinwellsalbe an. Eine Gesprächspartnerin verwendet die Sachen direkt aus dem Garten und zerkleinert etwa Spitz- und Breitwegerich, um sie auf Schnittwunden zu legen und die Blutung zu stillen oder schneidet eine Zwiebel auf und drückt sie auf Bienenstiche, um Juckreiz und Schwellung abzumildern. Bei ihr sind aber auch unterschiedliche Tinkturen, Salben oder Tees auf Vorrat zu finden.

Ringelblumensalbe wird von fast allen der 19 Gärtnerinnen, die sich zumindest ein bisschen mit der Pflanzenheilkunde befassen, angesetzt und unter anderem für verkratzte Arme oder als Gesichtspflege verwendet. Auch Beinwellsalbe, die besonders gut bei gebrochenen Beinen helfen und die Knochenheilung anregen soll, wird mehrmals erwähnt. GP 2 setzt verschiedene Tinkturen an, z.B. eine Pfefferminztinktur gegen Migräne und Kopfweh oder eine Arnika-Tinktur für Kratzverletzungen. Außerdem nutzt sie die Produkte ihrer Honigbienen als „Bienenmedizin“ wie etwa Propolis zum Gurgeln oder als Salbe für die Lippen. Auch GP 4 schafft sich eine umfangreiche Hausapotheke aus dem eigenen Garten; das beste Mittel gegen Leberprobleme sei – eine von ihr auch selbst hergestellte - Mariendistel-Tinktur. Andere Tinkturen werden mit Karde, Johanniskraut, Weidenrinde, Ringelblume, Königskerze oder Beinwell angesetzt.

GP 10 erklärt, sie mache eigentlich die „ganze Hausapotheke selber“: zahlreiche Salben (Vogelmieren-, Ringelblumensalbe) und Tinkturen (z.B. eine „Lippenbläsletinktur“ gegen Herpes), Sirup wie Reizhusten- und Bronchialsirup, verschiedene Öle, (z.B. Johanniskrautöl), eben viel „Prophylaktisches“. Die Gärtnerin macht auch Wickel mit Kartoffeln und Senf. GP 21 macht ebenfalls verschiedene Auflagen und Wickel mit Heilwolle

aus ungewaschener, nur gekämmter Wolle von den eigenen Schafen.

Weit verbreitet ist das Johanniskrautöl. So behandelt GP 7 ihre Gelenkprobleme mit einer Kur aus Johanniskrautöl, wobei sie als innere Anwendung einmal täglich einen Teelöffel des selbst angesetzten Öls zu sich nimmt.

Zahlreiche Tees aus Heilpflanzen werden getrocknet und bei Bedarf aufgebrüht: Holunder-, Brennnessel- und Lindenblütentees, Durchspülungs-, Entschlackungstees, Tees mit Zitronenmelisse, Salbei oder Minze. Goldmelissentee mit Honig sei laut GP 6 ein gutes Mittel bei Husten. Zu Salbei, Melisse, Schafgarbe und Zinnkraut meint sie *„desch is vorrädig“*. Und GP 12 erklärt *„beim Wermut, da hat ma immer auf Vorrat“*, genauso bei Thymian, Spitzwegerich und Augentrost, die für Auszüge oder Tees verwendet werden.

Gegen Bauchweh bei Kindern stellt GP 8 bei Bedarf frisch eine „Bauchwehsalbe“ her: dazu rührt sie gemahlene Fenchelsamen zehn Minuten lang in ausgelassener Butter oder Butterschmalz an, siebt die Samen schließlich ab und reibt den schmerzenden Bauch ein. Und GP 4 macht ein spezielles „Wundpflaster“ mit verschiedenen Kräutern wie Blutwurz, Spitzwegerich und Beinwell. Dabei wirke der Blutwurz blutstillend, der Spitzwegerich desinfizierend und der Beinwell wundverschließend.

Die Tochter einer Gärtnerin, eine gelernte Heilpraktikerin, macht einen „Herzwein“ nach Hildegard von Bingen mit glatter Petersilie, Rotwein und Honig. In den Beeten der Bauerngärtnerin findet sich außerdem eine ganze Reihe Salomonsiegel, da die Wurzel das Beste Mittel bei Quetschungen aller Art sein soll. Die Wurzel werde geschnitten und „Matsch“ und Flüssigkeit auf die Quetschung aufgelegt. Im gleichen Garten findet sich auch Spitzwegerich in den Beeten, der ebenfalls für die Hausapotheke genutzt wird. Als Aperitif und für die Verdauung setzt GP 20 einen Königskerzenlikör an. Und GP 24 schwört auf Schöllkraut gegen Altersflecken, Dornwarzen oder Kalkablagerungen. So erzählt sie von ihrem Mann, der *„arge Schorf k`het“* hat und ziemlich kahl wurde. Da die Ärzte nicht helfen konnten, schnitt die Bauerngärtnerin selber Schöllkraut klein und pinselte täglich den Saft auf die schorfigen Stellen, außerdem trug sie noch abwechselnd zwei verschiedene Salben (eine davon mit Ringelblume) auf und nach wenigen Wochen sei der Schorf vollständig verschwunden gewesen. Beinahe jedem Essen gibt GP 2 Brennnesselsamen bei: dieses *„natürliche Vitalikum“* der Brennnesselpflanze, die auch *„Gingko des Nordens“* genannt werde, habe eine vitalisierende, stärkende Wirkung und sei gerade auch in der Frauenheilkunde von Bedeutung.

4.3.3 Quellen des Wissens

Das bei den GärtnerInnen vorhandene Wissen zu Anbau, Vermehrung und Nutzung von Pflanzen stammt aus verschiedenen Quellen (Übersicht siehe Abbildung 43). Bei allen Gesprächspartnerinnen spielt jedoch die Familie und das (bereits in der Kindheit) von Zuhause mitgenommene Wissen eine wichtige Rolle. Vierzehn der Gärtnerinnen nennen als eine der wichtigsten Lehrerinnen eine weibliche Familienangehörige: in sechs Fällen wird die Mutter als wichtigste Tradiererin von mit dem Garten verbundenen Inhalten

genannt, viermal die Großmutter und viermal die Schwiegermutter. GP 19 erzählt, *„Mei Oma hat mich früher immer mitgenommen in Garde“* (GP 19), über diese habe sie sehr viel mitbekommen rund um Gartenarbeit, Ernte und Verarbeitung. Für viele ist ein gewisses Grundwissen zum Garten und die Weitergabe innerhalb der Familie selbstverständlich, GP 15 meint, den Garten *„macht ja mine Mutter schon immer“*, als Tochter würde man das einfach übernehmen. Auch GP 18 erklärt *„des hat ma sich halt so angeignet“*. Nur eine Gesprächspartnerin erwähnt eine männliche Person, den Vater, in Zusammenhang mit der Wissenstradierung: *„Mein Vater hat eigentlich auch neben seiner medizinischen Tätigkeit immer nen großen Gemüsegarten mitbetrieben.“* (GP 21). Darüber habe sie ein kleines Grundwissen erhalten, auch wenn dieses stark gefärbt von Spritz- und Düngemitteln gewesen sei. Elf Gärtnerinnen beantworten die Frage, woher ihr Wissen stamme mit dem allgemeineren *„Von Zuhause“*. Viele sind auf einem (Bauern)Hof aufgewachsen, stammen selber aus der Landwirtschaft oder erklären zumindest, sie hätten *„Zuhause a immer an Garde k`habt“* (GP 6). Einige haben sich auch einfach von klein auf für den Garten interessiert: *„Ich glaub, des liegt mir im Bluad von Glein an.“* (GP 24).

Insgesamt acht GärtnerInnen sehen die eigene Ausbildung bzw. das Studium als essentiellen Baustein für ihr heutiges, gärtnerisches Wissen. Einige der Frauen haben eine Ausbildung in der ländlichen Hauswirtschaft oder in der Landwirtschaft allgemein absolviert. Auch eine studierte Landwirtin und ein Obstbauer sind unter den Befragten. Ausgehend von diesem Basiswissen werden auch immer wieder (achtmal) verschiedene Fortbildungen (z.B. die von der „Gundermannschule Emmendingen“ angebotene Kräuterpädagogik-Ausbildung oder die fachliche Ausbildung im Rahmen der Kräutermanufaktur), Seminare und Kurse, aber auch Vorträge (z.B. von den Landfrauen) zu Garten-Themen oder Gartenfahrten und -führungen (z.B. über den BWB e.V.) als Quellen genannt (in Abbildung 43 unter „Fortbildungen und Vorträge“ zusammengefasst).

Zwölfmal wurden verschiedene „Medien“ als Quellen der Wissensaneignung genannt. Die wichtigste Rolle spielen dabei Bücher, aber auch Zeitschriften wie die Badische Bauernzeitung oder themenspezifische Fernsehsendungen werden genannt. Mehrfach betonen die Befragten, dass sobald das Interesse für ein Thema da ist, man sich von selbst intensiver damit befasst: *„wenn man sich interessiert für was, nimmt man immer wieder was mit“* (GP 12).

Einige Gärtnerinnen erklären, dass sie sich einen Großteil ihres garten(baulichen)-Wissens selber angeeignet haben. Immer wieder wird aber auch von anderen betont, dass sie vieles an Wissen im Tun und durch Ausprobieren, einfach mit der „Erfahrung“ über die Jahre erworben haben (13 Mal genannt). Insbesondere diejenigen Bauerngärtnerinnen, die ursprünglich nicht von einem Hof stammen bzw. bei denen es Zuhause keinen Gemüsegarten gab, mussten sich vieles durch „Versuch und Irrtum“ erarbeiten. So hatte GP 2 bei der Heirat auf den Hof ihres Mannes wenig Ahnung von Gemüse- und Gartenbau, da dieser Zuhause keine Rolle spielte: *„Mutter hat immer gsagt, bei uns wächst nix“*. Nach der Heirat habe sie sich die

Grundsachen von der Schwiegermutter und der Uroma des Mannes „abgeguckt“ bzw. gelernt, viel selber ausprobiert und vor allem immer alles aufgeschrieben. Auch für GP 4 sind die eigenen Erfahrungen maßgeblich, die Gärtnerin liest viel und beschäftigt sich auch sonst intensiv mit dem Thema Garten, „*man interessiert sich oeifach dafür*“, vieles habe sie Zuhause gelernt „*und dann durchs Tun*“.

Nicht zuletzt der Austausch mit anderen Gärtnerinnen, sei es privat oder über die verschiedenen Netzwerke und Treffen, wird (fünfmal) als eine wichtige Quelle genannt. So hatte sich die in der Stadt aufgewachsene GP 25 auf dem eigenen Hof schließlich das meiste autodidaktisch selber angeeignet und zusätzlich viel durch eine benachbarte Bäuerin gelernt, die bei ihr immer wieder im Garten mitgeholfen habe. Wichtig sei es, betont die Gesprächspartnerin, eine gewisse Lernfreude und -bereitschaft mitzubringen und keine Scheu zu haben, auch mal „ältere Bauersfrauen“ um Rat zu fragen.

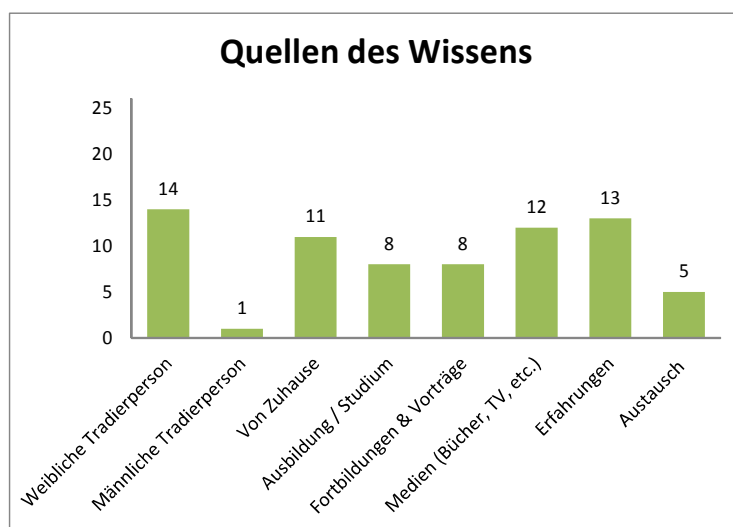


Abbildung 43: Von den BauerngärtnerInnen genannte Quellen des Wissens nach Häufigkeit der Angabe.

4.3.4 Tradiertes Wissen und Brauchtum

Mondkalender

Insgesamt 20 der befragten BauerngärtnerInnen geben an, dass sie immer wieder den Mondkalender zur Hand nehmen würden, um Dinge nachzusehen und sich bei Aussaat, Pflanzung und anderen Gartenarbeiten auch mehr oder weniger stark an ihm orientieren. Davon nutzen fast alle (17) den Mondkalender nach Maria Thun. Eine Gärtnerin meint, sie bestelle seit Jahren „Lutzi`s Mondkalender“ („*is der bescht Mondkalender, wo ich kenn*“ (GP 13)) über das Internet, eine andere schlägt in der Zeitschrift „Mein schöner Garten“ oder in der Badischen Bauernzeitung nach, der Mondkalender aus der BBZ beruhe aber wohl ebenfalls auf Maria Thun.

Die Bauerngärtnerinnen versuchen zwar, sich bei der Gartenarbeit am Mondkalender zu orientieren, andere

Faktoren wie Zeit und Witterung sind aber bei den oftmals nebenher berufstätigen Frauen ausschlaggebender. Eine Gesprächspartnerin bringt das „Dilemma“ (treffend) auf den Punkt: *„Müsse halt drei Sache stimme: der Mondkalender muss stimme, Wetter muss passe und ich muss Zeit habe!“* (GP 11).

Viele achten deshalb nur auf einzelne Aspekte des Mondkalenders bzw. richten sich nur bei bestimmten Pflanzenarten oder Gartenarbeiten nach ihm – auch, weil sie die Erfahrung gemacht haben, dass der Mond nicht bei allen Dingen gleich viel Einfluss hat. So meint GP 21: *„Ich hab auch so Erfahrungen gesammelt, dass es wenig Einfluss hat.“* Sie werfe zwar schon gelegentlich einen Blick in den Kalender, aber eher auf den Mond direkt. Manche Sachen könne sie „voll nachvollziehen“, etwa, dass Ernte oder Ausschneiden von Pflanzen besser bei abnehmenden Mond stattfinden und bei zunehmenden Mond Sachen gepflanzt werden sollten. Außerdem erklärt die Gärtnerin: *„Was ich gesehen hab: Wenn du so kurz vor Vollmond Sachen aussäet oder pikierst oder anpflanzt, die kriegen voll den Schub.“*

Eine andere Gesprächspartnerin achtet, wenn möglich, auf die Pflanzzeiten nach Maria Thun, also den auf- und absteigenden Mond. Auch sie hat die Erfahrung gemacht, dass der Mond nicht bei allen Pflanzen Einfluss hat: *„manche Sachen, die interessiert der Mond gar net, zum Beispiel Salat“*. Sie achte speziell bei Kartoffeln auf die richtigen Zeitpunkte, insgesamt sei es ihr aber wichtiger, *„dass die Bodenbearbeitung stimmt“* und gute Voraussetzungen für das Pflanzenwachstum gegeben sind, *„gute Nachbarschaftsgeschichten“* (GP 2). Ähnlich sieht es GP 7, die im Pflanzkalender der Badische Bauern Zeitung ab und zu „nach dem Mond kuckt“: *„Wenn ich jetzt was pflanze und umpflanze und säe will, dann kuck ich immer rein, ob`s gude Tage sin“*. Auch sie glaubt aber, dass Pflanzen-Nachbarschaften eine größere Rolle spielen. Und GP 17 achtet bei Bohnen, Karotten und Kartoffeln auf den Mond, meint aber, wenn man berufstätig ist, ist die Zeit deutlich wichtiger. GP 18 zieht den Mondkalender bei Stecklingen zu Rate, da *„kuck ich aber ganz genau auf die Blütetage... da wo`s passt hat, da sin alle scho gut gwachse, sonst sin alle futschikago“*, auch bei Bohnen müsse man besonders genau sein und dürfe sie nur an Fruchttagen setzen. Und anders als GP 2 hat sie die Erfahrung gemacht, dass man auch bei Salat auf die richtigen Zeitpunkte achten müsse. Ähnlich hält es GP 24: *„Hauptsächlich so a bissle empfindliche Sache, also Salat, setz ich NUR an Blatttage und deshalb schießt er halt kaum.“* Und GP 15 hat das Gleiche beim Feldsalat beobachtet: *„mit dem Mond bestimmte Sachen schon, zum Beispiel beim Feldsalat, da hat mer echt scho die Erfahrung gmacht, wenn der Mond net stimmt..., da schaut man dann schon danach“*. Die Unterschiede zwischen an Blatttagen und zum „falschen“ Zeitpunkt gesäten Pflänzchen seien deutlich zu bemerken: *„beim Feldsalat find ich`s auffallend“*. Außerdem würden die Tomaten immer an Fruchttagen gesät, gepflanzt und gedüngt. GP 20 hat schon Versuche mit Salat an Blatt- und Blütentagen gemacht und ist überzeugt: *„Es isch wirklich ebbas dran woahr“* an der Mond-Pflanzensaft-Beziehung: die an den Blütentagen gesäte oder gepflanzte Salatpflanzen seien viel zu schnell in Blüte geschossen. Daraufhin habe sie alle krautigen Setzlinge einschließlich Salat an Blatttagen gepflanzt, das Ergebnis seien „schöne Köpfe“ und im Sommer schieße der

Salat zu rechten Zeit. Eine Ausnahme bilde der Blumenkohl, der an Blütentagen gesetzt und gepflegt werden müsse. Ganz anders empfindet es GP 25, die meint: *„Beim Salat kann ma ja gar net achte, weil man den fortwährend muss pflanze“* und eher beim Wurzelgemüse den Mond berücksichtigt.

GP 5 orientiert sich grundsätzlich am unter- und übergehenden Mond: Bei untergehendem Mond werden z.B. Wurzelsachen gesät oder gepflanzt, bei übergehendem Mond z.B. Bohnen (Fruchtpflanzen) gesetzt. Und ihre Geranien düngt die Gärtnerin an Blatttagen, damit sie gut wüchsen und gediehen. Dünge man an Blütentagen, bekämen die Zierpflanzen zu viele Läuse. Ähnliches erzählt GP 8, wobei sie die Begriffe „zunehmender“ und „abnehmender“ Mond verwendet. Sie versuche, beim Pflanzen auf Blüten- und Blatttage zu achten. Gerade auf die Aussaatage wird oftmals geachtet: *„Also Mondkalender im Frühjahr mit der Aussaat acht ich schon drauf“* (GP 11) und *„mir gucke a bissle auf'n Mond beim Aussäe“* (GP 19). Und GP 4 ist sich sicher, dass die Aussaat an bestimmten Tagen besser ist als an anderen, räumt aber ein: *„Ich mach`s net konsequent“*. Sie hätte auch schon schlechte Erfahrungen gemacht, als sie z.B. an laut Mondkalender idealen Tagen trotz Bodennässe ausgesät hatte und dann nichts keimen wollte. *„Bissle“* auf die Zeitpunkte achten auch GP 16 und ihre Tochter bei der Aussaat: *„ma sät`s in de Bude, aber wenn man grad gucke kann, sät man halt au die Wurzelsache an Wurzeltage“* (GP 16). Wobei ihre Tochter überzeugt ist: *„Immer nur esch eine is, glaub ich, au net so guad, die Vielfalt isch, glaub ich, sinnvoll“*. Sie nennt als Beispiel den Samengewinn bei Wurzelfrüchten, die man sowohl für die Küche als auch einzelne Pflanzen zur Saatguternte nutzen will: Sollte die Aussaat in diesem Fall besser an Wurzel- oder an Fruchttagen erfolgen? Die Ernte von Früchten, Blättern, Blüten und Saatgut stellt ohnehin vor gewisse Probleme, da selten an allen Pflanzen alle gewünschten Pflanzenteile gleichzeitig reif sind. Etwa, wenn in größerem Stil Malvenblüten für Tee geerntet werden sollen, die Malven aber über Tage immer wieder erntereife Blüten bilden, die bald darauf verblüht sind. Ein Beispiel, dass zwei befragte Kräutergärtnerinnen an die Grenzen der „richtigen Zeitpunkte“ bringt.

Andere haben den Eindruck, dass gerade der Erntezeitpunkt besonders wichtig ist, was die Haltbarkeit von Gemüse und Obst angeht (12), aber auch z.B. beim Christbaumeinschnitt für Weihnachten. Eine Gesprächspartnerin erklärt, sie hätten einen vor fünf bis sechs Jahren zum richtigen Zeitpunkt geschnittenen Nadelbaum als „Versuchsobjekt“ eingelagert. Das Tännchen hätte völlig braune und trockene Nadeln, aber sie seien immer noch dran, - im Gegensatz zu vielen, sonst auf dem Christbaummarkt erhältlichen Bäumchen, die bereits an Weihnachten einen Großteil der Nadeln auf den Wohnzimmerteppich verloren hätten. Und auch GP 10 meint, bei den Christbäumen *„schaue mir ärger druf“*, weil diese ja auch für den Verkauf seien und besonders lange frisch und haltbar bleiben sollten. Im Garten achtet die Bauerngärtnerin nur auf den Mondkalender nach Maria Thun, wenn es zeitlich geht, meint aber, sie wisse alles über den Mond, *„wenn de viel druße bist, kriegst des mit... hescht des a weng druf“*, aber *„es isch wie mit de Garde: ich will mich net zum Knecht mache“* (GP 10). Sie weiß generell auch

ohne Kalender, wann der Mond auf- oder absteigt. Bei aufsteigendem Mond stünde alles im vollen Saft, deshalb müsse zu diesem Zeitpunkt alles geschnitten werden, „*wo halte soll*“. Wenn ruhigere Dinge anstünden wie z.B. das Umsetzen von Pflanzen, wäre die Zeit des absteigenden Mondes ideal. Auch andere Gesprächspartnerinnen erklären, sie hätte allgemein ein Gefühl für den Mond, auch ohne Kalender. Manchmal ginge das automatisch, aber „*manchmal liegt man auch danebe - ma probiert`s halt immer us*“ (GP 23).

Eine Bauerngärtnerin erklärt zwar „*Also die Pflanzphase halt I scho i, wenn`s a weng goat*“, Blumen setze sie etwa Mitte Mai an Blütentagen, „*Pflanzzeit guck ich scho: des wird scho gsetzt*“ (GP 8). Allerdings sieht die Bauerngärtnerin das „Gärtner nach dem Mond“ kritisch, sie nutze zwar den Mondkalender nach Maria Thun (aus der BBZ), hatte aber auch schon mehrere Kalender, die sich gegenseitig widersprachen. Letztendlich spielten da so viele komplexe Faktoren eine Rolle, das, wenn etwas nicht so funktioniert, „*merkscht halt vielleicht gar net... liegt vielleicht gar net am Tag*“. GP 8 hat „*au scho andere k`habt*“, kauft aber seit Jahren den Kalender von Maria Thun: „*Geh eigentlich nach Maria Thun so gut es geht*“, weil sie damit die besten Erfahrungen gemacht hat.

Auch diejenigen GärtnerInnen, die dem Mondkalender aktuell keine Beachtung bei der Gartenarbeit schenken, haben das Gärtner nach dem Mond zumindest mal „probiert“ bzw. tun die Philosophie dahinter – bis auf eine Ausnahme - nicht gänzlich als „Spinnerei“ ab. Eine Gärtnerin meint auf die Frage, ob sie den Mondkalender nutze „*naj,... isch etz net, dass ich`s net acht, aber wenn`s etz regnet oder dirr isch*“, dann brächte der ganze Mondkalender nichts. Sie betont aber, sie achte es und würde es nicht einfach so als Aberglaube abtun. Ihrer Ansicht nach beruhe es schon auf Erfahrungen, es gäbe ja auch Ebbe und Flut wegen dem Mond. Und eine andere Gesprächspartnerin erklärt: „*Aah, hab ich schon probiert, kann ma vergesse... des funktioniert net, weil wenn ich dann Zit hab, dann stimmt`s Wetter net*“ (GP 14), führt aber ein Gartentagebuch und wenn ihr etwas besonders gut gelingt, dann sieht sie nach, ob gerade da zufällig auch der Mond besonders „gepasst“ hat.

Merk- und Bauernregeln:

Neben dem Mondkalender dienen zum Teil auch immer noch alte Merk- und Bauernregeln als Orientierung für den gärtnerischen Alltag. So markieren die Eisheiligen (Pankratius, Servatius, Bonifatius und die „Kalte Sophie“ 11. bis 15. Mai) Mitte Mai – besonders in den höheren Lagen des Schwarzwaldes – die letzten (potentiellen) Frostnächte im Frühjahr, nach denen man vorgezogene Jungpflanzen nach draußen in die Beete setzen und direkt aussäen kann. Eine Gesprächspartnerin mit einem Garten auf ca. 900 m Meereshöhe meint: „*I fang hier obe halt net mit de Pflanze an, bevor die kalde Sofi rum is*“ (GP 7). Und in einem anderen Bauerngarten auf 830 m ü. NN werden die Feuerbohnen nach „Bonifaz“, dem „letzten der drei Eisheiligen“ Mitte Mai gesetzt. Im gleichen Garten spielen auch noch andere alte Merkregeln zu

Aussaat, Ernte usw. eine Rolle. Endivien und Feldsalat etwa sät die Gärtnerin nach dem längsten Tag des Jahres: „Feldsalat soll ma ja nach `em längste Tag des Jahres säe“, „Endivie auch nach `em längste Tag gesät“ (GP 16). Und Meerrettich sollte man nur in Monaten mit „R“ ernten, sonst ist er zu holzig.

Brauchtum

Ohne, dass es im Speziellen aufgenommen oder erfragt wurde, zeigte sich bei den Gesprächen auch, dass überliefertes Brauchtum in manchen Gärten bis heute noch Bedeutung hat. Eine Gärtnerin erzählt, sie binde jedes Jahr die sogenannten „*Kräuterbuschn*“ aus einer bestimmten Anzahl (festgelegter) Kräuter und anderer Pflanzen, die (in katholischen Gegenden) am 15. August zu „Mariä Himmelfahrt“ in die Kirche zur Weihung mitgenommen werden. Die Gesprächspartnerin bietet für diesen alten, katholischen Brauch auch Kurse an, in denen sie interessierten TeilnehmerInnen erklärt, welche Arten in den „*Kräuterbuschn*“ kommen und wie diese Kräuter nach der Weihe weiterverwendet werden können. Auch die Mutter zweier anderer Gesprächspartnerinnen bindet immer noch am 15. August ein „*Kräuterbüschel*“, in das unter anderem Wermut, Salbei und Beifuß gewunden werden. Nach der Weihe in der Kirche wird das „*Kräuterbüschel*“ getrocknet und aufbewahrt. Bei schwerem Gewitter, werden die Kräuter, wenn es blitzt, verbrannt. Durch das Verbrennen des geweihten Kräuterstraußes sollen Haus und Hof vor Blitzschlag und anderen Gewitterschäden bewahrt werden. Die Töchter erinnern sich ebenfalls noch lebhaft an die Schwarze Wetterkerze, um die sie sich als Kinder mit der Familie bei Gewitter setzen mussten.

Einige GärtnerInnen haben außerdem in ihrem Garten bis heute (vor allem) Zierpflanzen, die speziell für die Kirche als Altarschmuck oder für besondere Feste wie Erntedank kultiviert werden.

Hildegard von Bingen

Eine besondere Verbindung hat eine interviewte Gärtnerin zu den Lehren und Schriften der Hildegard von Bingen. Die Gesprächspartnerin bezeichnet die „*Physica*“ (auch „*Liber simplicis medicinae*“), das dritte Buch der Äbtissin als „*Quelle aller Quellen*“ für Garten und Alltag und schätzt das umfangreiche Wissen über die Heilwirkung von Pflanzen und den sehr ganzheitlichen Ansatz der Klosterfrau. Die Wahl der Kräuter-, Gemüse-, Obst- und anderen Pflanzenarten in ihrem Garten hat sie stark an den in der *Physica* genannten Arten orientiert und sozusagen das Buch nach und nach „umgesetzt“. Der aus dem ursprünglichen Bauerngarten entstandene „Natur- und Heilpflanzengarten“ ist einer von wenigen Hildegard von Bingen Schau- und Lerngärten in Deutschland, der seit 2003 auch bewusst für Besucher geöffnet und in der Öffentlichkeit präsent ist.

Durch die Bücher der Hildegard von Bingen habe sie sich mit den Pflanzen und der Lebenskunde angefreundet und den übernommenen Garten neu nach dem Arteninventar aus der *Physica* angelegt und bepflanzt. Neben zahlreichen Kräuter- und Heilpflanzen sind auch verschiedene (Beeren-)Sträucher (wie Himbeere, Brombeere, Johannisbeere, Holunder, Kornelkirsche, Schlehe) und Bäume (wie Edelkastanie,

Ulme, Quitte, Apfel, Birne, Maulbeere, Zwetschge, Pfirsich, Mandel) im Garten integriert.

4.4 Motivation und Perspektiven

4.4.1 Motivation der GärtnerInnen

Auf die Frage, warum Sie gärtnern, antworteten die befragten BauerngärtnerInnen mit zum Teil sehr unterschiedlichen, zum Teil sehr ähnlichen, immer wiederkehrenden Motiven. In Abbildung 44 sind die unter Stichwörtern zusammengefassten Antworten nach Häufigkeit ihrer Nennung im Überblick abgebildet.

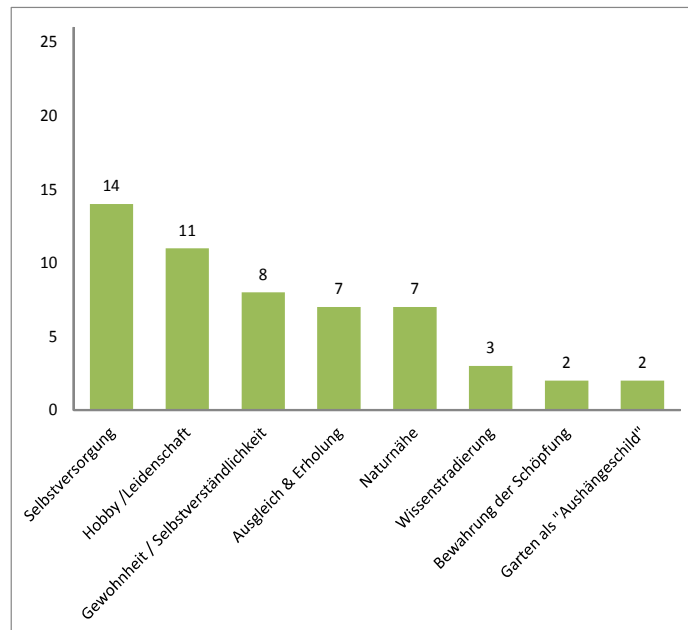


Abbildung 44: Antworten der GesprächspartnerInnen auf die Frage, warum sie gärtnern.

Am häufigsten (14 Mal) als Grund für die Bewirtschaftung eines Gartens angesprochen, wurde der Selbstversorgungsaspekt: die zumindest teilweise Selbstversorgung mit frischem Gemüse und Obst aus dem eigenen Garten, dessen Herkunft und Behandlung vollständig bekannt ist. Oft betont wurde dabei die Qualität und Frische der Lebensmittel aus dem eigenen Garten, bei denen das „Supermarkt-Transportgemüse“ nicht mithalten könne. So nennt eine Gesprächspartnerin als Hauptmotivation für das Gärtnern, „dass ma aus eigenem Garten sein Gemüse ernde kann“ (GP 4) und auch GP 1 geht es unter anderem darum, „selber Nahrungsmittel an[zu]bauen“. GP 2 gärtner, „Weil ich wissen will, wo die Ernährung herkommt“ und „vielfältige Gemüse auf Tisch bringen will“. Eng damit verbunden ist die mehrmals betonte Unabhängigkeit, „dass man frei ist, sich selber zu ernähren“ (GP 21) und sich ein „gesundes Stück Unabhängigkeit“ (GP 22) bewahrt von dem, was im Discounter angeboten wird. Vielen Gärtnerinnen geht es darum, die Verantwortung für die eigene Ernährung zu tragen, sich zumindest in Teilen selbst versorgen zu können und nicht mehrmals die Woche frische Lebensmittel einkaufen zu müssen

bzw. auf den Supermarkt angewiesen zu sein. Und die Möglichkeiten für eine gesunde, umweltbewusste Ernährung ohne Spritzmittel, lange Transportwege oder noch unreif geerntete Früchte zu nutzen. Für die oftmals eher abgelegenen Höfe mit ihren Bauergärten hat die Eigenversorgung mit Obst und Gemüse aber auch noch heute relativ pragmatische Gründe, angesichts eingeschränkter Verkehrsanbindungen und mangelnder Einkaufsmöglichkeiten in nächster Nähe. Viele gärtnern ohne ideologische Hintergründe, *„Einfach, um die eigenen Lebensmittel anzubauen“* (GP 17): wenn Land und Fläche ohnehin im Übermaße vorhanden sind, sei es einfach wichtig, eigenes Gemüse zu produzieren. Immer wieder betont wird die Faszination, Gemüse und andere Nahrungsmittel selbst heranwachsen und gedeihen zu sehen, frisch aus dem Garten holen und direkt verarbeiten zu können. So bezeichnet eine Gesprächspartnerin die Selbstversorgung aus dem eigenen Garten als *„Luxus pur“* (GP 10).

Für viele GärtnerInnen ist der Garten aber auch einfach Hobby und große Leidenschaft (11). So erklärt GP 5: *„Ich mach` des an und für sich gern, s` macht mir Schpaß“*, besonders, wenn alles gedeiht im Garten. Und auch GP 7 meint, das Gärtnern *„macht einfach Freude“* und der eigene Garten mit seinen zahlreichen Pflanzen *„is einfach ein Traum... da is einfach Lebe da in so `nem Garde“*. Eine Gesprächspartnerin antwortet auf die Frage, warum sie gärt: *„Weils mir Freude macht“* und betont: *„Mir selber bringt er [der Garten] unheimlich viel. Er macht zwar Arbeit, aber ich empfind des net als Arbeit.“* - Ein Aspekt der immer wieder hervorgehoben wird, dass der Garten eben nicht nur Arbeit, sondern auch Hobby sei. Dieser „Hobby-Aspekt“ im Sinne von Spaß und Freude am Gärtnern steht bei vielen auch klar im Vordergrund. So antworten verschiedene Gesprächspartnerinnen in kurzen, unmissverständlichen Ausrufungssätzen *„Weil ich so eine Freid dra han!“* (GP 18), *„es macht unwahrscheinlich Freude!“* (GP 19), *„Hach, weil ich`s halt gern mach.“* (GP 24). In der Anlage und Pflege ihres Gartens meint GP 4, *„da steckt meine ganze Energie drin und mein ganzes Herzblut“*. Und für GP 14 ist klar: *„Ich glaub, des macht ma auch nur, wenn man da Leidenschaft het“*.

Gerade für die älteren Gärtnerinnen ist der Garten dabei oftmals eine schlichte Selbstverständlichkeit, ein fester Bestandteil des Alltags und (Land-)Lebens, der „einfach dazu gehört“. Dieses Gärtnern aus Gewohnheit bzw. Selbstverständlichkeit heraus und weil man es von daheim nicht anders kennt (und schon die Mutter und Großmutter gegärtnert haben) wird insgesamt achtmal als Motiv genannt. Für einige ist ein Hof ohne Bauergarten gar nicht vorstellbar. So meint eine besonders betagte Gärtnerin: *„Des [der Garten] war scho immer da... früher hett man auch gar nett kaufe kinna“*, die Wege seien einfach zu weit gewesen, so dass jeder auf einen Garten zur Selbstversorgung angewiesen war. Damals *„hat ma k`hebbt, was ma k`hebbt hat“*, betont die Gesprächspartnerin, im Garten und auf dem Hof herrschte eine Kreislaufwirtschaft, auch Mist und Dünger stammten vom eigenen Hof, es wäre einfach „alles da“ gewesen und hätte auch noch seinen Wert gehabt. Das, was saisonal im Garten verfügbar war, landete auch auf dem Tisch, zugekauft wurde wenig bis nichts. So sei es „hier“ immer noch: *„was es gibt, gibt`s und den Rest hat man halt nicht*

und brauchts auch nicht“ (GP 16). Und eine jüngere Bauerngärtnerin erzählt, dass es bei der Heirat auf den Hof gar keine große Frage war, ob sie den Garten ihrer Schwiegermutter mitübernehmen würde, vielmehr sei es eigentlich selbstverständlich gewesen für sie und die Familie ihres Mannes: *„Der Garde is einfach da und ich nutz des Potential aufm Hof.“* (GP 11). Für andere ist der Garten aus sich selbst heraus integraler Bestandteil des täglichen Lebens. So ist sich eine Gesprächspartnerin sicher: *„Ich würd überall Garde mache, wo ich bin“* (GP 1). Und eine andere meint: *„Ich könnt`s mir, glaub, ohne gar nich vorstelle, ich glaub dann würd ich eingehe“* (GP 7). Bei GP 12 ist es eher so, dass sie den Garten von ihrer Mutter hauptsächlich deshalb übernommen hat, weil dieser sonst aufgegeben worden wäre. Da der Verlust des Gartens für sie - trotz geringer Begeisterung für die Gartenarbeit - nicht denkbar war, hätte sie sich auf die Gartenbewirtschaftung eingelassen. Sie könne aber nicht behaupten, dass der Garten ein Ausgleich zu ihrer sonstigen Arbeit wäre. Der Garten sei schon noch mehr Arbeit als Hobby, wenn auch *„keine so ungeliebte Arbeit mehr“*.

Eine wichtige Rolle spielt auch der Erholungsaspekt und der Ausgleich der Gartenarbeit zu sonstigen Aufgaben in Haus und Hof bzw. im Beruf (siebenmal genannt). Gerade für überwiegend sitzende Tätigkeiten - die allerdings unter den Gärtnerinnen insgesamt wenig verbreitet sind - seien die im Garten anfallenden Tätigkeiten und die durch ihn notwendige körperliche Betätigung an der frischen Luft ein idealer Ausgleich, der gleichzeitig das Fitnessstudio spare. Der Garten dient als Rückzugsraum, in dem man die *„Seele baumeln lasse“* (GP 1) und den eigenen Gedanken (ungestört von der Familie?) nachhängen und auch mal allein sein kann. Eine Gärtnerin erklärt, *„mer kann a weng abschalde von de andre“* (GP 5) und wählt ähnliche Worte wie GP 18: *„Des is für mich so a Balsam“*. Dieses Eigene und das Alleinsein scheinen für viele Gesprächspartnerinnen wichtige Eigenschaften zu sein, der Garten ist einer der wenigen Orte in Haus und Hof, den sie völlig selbstbestimmt und unabhängig von anderen gestalten können, sozusagen *„ihr Reich“*. *„Garten is eifach mal so weng min Usglich, desch is eifach was Schönes“*, die Gartenarbeit sei eine *„Befriedigung für ein selber“* meint etwa GP 9 und auch wenn viel Zeit und auch Geld in den Garten und in Saatgut fließen ist ihr wichtig: *„I will`s daheim eifach schön habe“*. Und GP 7 erklärt *„Ich brauch`s als Ausgleich für allen Stress“*(GP 7). Die Arbeit im Garten scheint einen fast kontemplativen Charakter für viele Gärtnerinnen zu haben, im Gegensatz zu der in Job und Alltag oftmals verbreiteten Hektik, herrscht hier Ruhe und Entspannung: *„wenn ma halt im Garde schafft, vergisst ma halt Zit“* (GP 13). Für eine ältere Gärtnerin, die schon von Kindheit an gegärtnert und ums ganze Haus *„Gärtili“* angelegt hatte, ist die Gartenarbeit bis heute ein wesentlicher Bestandteil, bei der sie auch die Sorgen und Nöte des Alters vergisst: *„Wenn ich im Garde bin, duad ma au nix weh.“* (GP 24).

Genauso häufig (siebenmal) genannt wurde die Naturnähe und Liebe zu Pflanzen als Motiv für das Gärtnern. Eine Gesprächspartnerin erklärt schlicht, sie hätte einfach *„Spaß an der Natur“* und GP 10 meint: *„Ich bin der ... einfach der extreme Naturmensch“*. Sie sei *„mit der Natur extrem verwurzelt“* und nehme

alles an, was die Natur ihr gibt. Sie könne auch eigentlich nichts wegschmeißen: „*ich nimm alles mit nin... ich dun alles wertschätze und des Beste draus mache*“. Die Pflanzen könnten uns soviel zeigen wie Erdung und Bodenständigkeit, für sie ist die Natur und darin auch der Garten ein Lebenselixier: „*Ich schöpf abartig viel aus der Natur an Kraft und ich brauch `se auch und de Garde brauch ich au*“. GP 8 formuliert es einfacher: „*Ich mag halt die Erde, de Bode. Ich schaff gern im Bode. Ich mag au die erschte Blume im Frühjahr.*“ Sie hätte immer Freude dabei, die Natur, die Dinge im Garten gedeihen zu sehen. Dabei geht es auch um Erdung und einen Weg zum viel beschriebenen „Ursprünglichen“, allerdings fernab von Modeerscheinungen und -begriffen. So erklärt GP 17: „*Je älter ich werd, desto mehr... erdet`s mich auch*“. Die Gärtnerin findet es mittlerweile erholsam, abends noch eine Stunde in den Garten zu gehen und „rumzuwurschteln“. Und GP 4 beantwortet die Frage nach den Motiven für das Gärtnern: „*Eimol is esch, eben die Arbeit find ich schön, des isch so nah, so ursprünglich*“. Die Gartenarbeit sei für sie „*was Handfestesch*“. Eine andere Gesprächspartnerin erzählt, dass bei ihr alles mit den Blumen und einem großen Staudenrittersporn, den sie seit 25 Jahren im Garten hat, angefangen habe. Damals habe sie gemerkt: „*ich will mit de Finger im Dreck bohre*“, die Arbeit mit der Erde und den Pflanzen „*macht mich unheimlich zufriede*“ (GP 9). Insbesondere die Tatsache, dass Tiere wie zahlreiche Bienen, Vögel, Schmetterlinge und Kröten sich in ihrem Garten wohlfühlen und vorkommen sei ihr wichtig. Sie ist überzeugt, es gehöre als Bauer einfach dazu, ein Bewusstsein für Natur und Tiere zu bewahren und dem Verschwinden von Lebensräumen in der ausgeräumten Agrarflur etwas entgegenzusetzen: „*Ich will etz eifach min Beitrag leische, was ich für mich kann*“. Im Garten stünden bei ihr viele „extra Blumen“ für die Bienen. Und nachdem eine Feuchtwiese hinter dem Hof am Waldrand trocken gelegt worden war vor einigen Jahren, hatte die Bäuerin zwei kleine Tümpel in Hausnähe angelegt. Dies sei vor allem für die Schwalben wichtig, die seit Jahrzehnten am Haus brüten und nicht nur zum Nesterbau Wasser benötigen, sondern auch von in Wassernähe ansässigen Insekten als Nahrungsquelle profitieren. - „*Isch für mich eifach a heile Welt... [bzw.] die Illusion von nerer heile Welt*“.

Drei befragte Bauergärtnerinnen wollen mit ihrem Garten das damit verbundene Wissen und ihre Erfahrungen auch anderen Menschen zugänglich machen. Eine der Gesprächspartnerinnen, die ihren (großen) Garten seit einigen Jahren für Besucher und ehrenamtliche Helfer geöffnet hat, erklärt, ihr mache es große Freude, Wissen und Erfahrungen an andere weiter zu geben. Ähnlich sieht es eine andere Gärtnerin, die gerne auch anderen Leuten zeigen will, was in einem Garten über die bloße Rasenfläche hinaus alles möglich ist und mit ihrem eigenen Garten Anregungen für eine vielfältige und umweltgerechte Nutzung geben möchte. Und GP 2 betont, sie wolle altes, tradiertes Wissen zu Pflanzen und ihrer Verwendung und Haltbarmachung erhalten und weitergeben. Insbesondere sei es ihr wichtig, samenfeste Sorten zu gewinnen und die Saatgutautonomie gegenüber den wenigen Großkonzernen, die den Weltmarkt für Saatgut dominieren zu erhalten bzw. zu verteidigen.

Zweimal wurde auch ein Verweis bzw. persönlicher Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung als Motivation angegeben. So schrieb mir eine Bauerngärtnerin nach unserem Gespräch im Juni noch per Email, dass sie wohl vergessen habe zu erwähnen, „dass es mir sehr wichtig ist, meinen persönlichen Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung (durch Bioanbau) zu leisten.“ Die andere Gärtnerin sieht ihren Garten als Berufung und Lebenszweck, und meint, es sei ihre erste Priorität dieses Stück Land und den Bauernhof zu bewirtschaften. Ihr Verhältnis zum Garten ist in hohem Maße spirituell und von großer „Innerlichkeit“ geprägt, bzw. gleichwohl deren Ausdruck. Sie betont: „*Ich will dem Schöpfer a Gesicht gebe.*“ (GP 25).

Für zwei der Gärtnerinnen spielt auch der Garten als „Aushängeschild“ eine gewisse Rolle. Der üppig blühende Bauerngarten sei einfach ein schöner Anblick und ein hübscher Blickfang direkt vor dem Haus. Dabei geht es auch um die Bestätigung von Außen, dass man durch Arbeit und Einfluss im Garten, etwas Schönes und Harmonisches gestaltet, dass auch die wohlwollenden – und sicherlich auch die bewundernden – Blicke Anderer auf sich zieht. Immer wieder bekommen die beiden Bauerngärtnerinnen positives Feedback und Komplimente von Feriengästen (beide bieten „Ferien auf dem Bauernhof“ an).

4.4.2 Aufwand, Ertrag und Hilfe

Bei der Frage, wie viel Zeit sie durchschnittlich pro Tag bzw. in der Woche in ihren Garten investieren, fiel auf, dass viele GärtnerInnen sich vorher noch nie Gedanken über den zeitlichen Aufwand der Gartenarbeit gemacht hatten und mit der Frage zunächst „überfordert“ waren. Die wenigsten der befragten BauerngärtnerInnen schienen bei der Gartenarbeit „die Uhr im Blick“ zu haben. Mehrere Gesprächspartnerinnen betonen, dass es wichtig sei, jeden Tag mal in den Garten zu schauen: „*Jede Dag a Schtund musst halt ni*“ (GP 9) und haben eher feste Tageszeiten, zu denen sie in den Garten gehen, als klare Zeitvorstellungen: „*Ich gang halt ab mal am Morge ni oder am Obe*“ (GP 6). Bei einigen gilt noch heute die Regel: „*die andere Sach kommen z`erscht*“ (GP 18), erst wenn alle anderen, „wichtigeren“ Arbeiten auf dem Hof erledigt sind, ist der Garten an der Reihe. Dies führt dazu, dass der Garten oftmals abends aufgesucht wird, wenn das andere Tagesgeschäft getan ist. In den meisten Gärten wird jeden Tag ein bisschen gearbeitet, damit sich die anfallenden Arbeiten nie zu sehr anhäufen und man mit hacken, jäten oder Schnecken einsammeln nicht mehr hinterher kommt: „*Wenn ma immer weng drubliebt, häscht nie viel Arbeit*“ (GP 13). Im Winter ruht die Gartenarbeit vielerorts, zum Teil beendet der Schnee die Gartensaison: „*und im Winter machst ja natürlich denn au nix*“ (GP 9). Zum Teil wird aber auch auf 1000 m Höhe noch Verschiedenes geerntet. Insgesamt geben 15 Gärtnerinnen an, dass sie im Winter eine „Gartenpause“ einlegen und erst im Frühjahr wieder mit der Arbeit loslegen. Die Bauerngärtnerinnen arbeiten zwischen fünf bis sechs und 55 Stunden pro Woche im Garten. Im Durchschnitt fließen etwa 18 Stunden wöchentlich in die Bauerngärten. - Wobei sich die Angaben jeweils auf den zeitlichen Aufwand einer Person im Garten beziehen. Im Sommer wird eher mehr, im Winter weniger bis gar nicht im Garten gearbeitet. Bei vielen liegt

die zeitlich intensivste Phase im Frühjahr, wenn der Garten nach dem Winter wieder vorbereitet und alles mögliche ausgesät und gepflanzt werden will. Die investierte Zeit ist sowohl abhängig von der Gartengröße, als auch von der für andere Arbeiten benötigten Zeit. Bei der Gesprächspartnerin, die mit fünf Stunden in der Woche nicht mal eine Stunde am Tag mit Gartenarbeit verbringt, ist weniger die Gartengröße ausschlaggebend, sondern vielmehr die Organisation. Die Gärtnerin versucht die Arbeit zu konzentrieren und auf einem Minimum an Aufwand und Zeiteinput zu halten, da sie nebenher noch den von ihren Eltern übernommenen Hof bewirtschaftet: „*Garde isch für mich nicht nur Hobby allein, isch für mich au a weng a Job*“. Die Anlage und Bewirtschaftung des Gartens orientiert sich an rationellen Gesichtspunkten. Die Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft erklärt, sie habe ausgerechnet, dass es sich insgesamt finanziell lohnt, Gemüse und Obst selber anzubauen. Sie achte darauf, besonders im Verkauf relativ teure Lebensmittel wie z.B. Kräuter und Beerenfrüchte und schnell verderbliche Lebensmittel wie Salat selber im Garten zu haben, damit sie nur einmal die Woche einkaufen fahren muss.

In 16 der besuchten Gärten, kommen zusätzlich zu den von der Gesprächspartnerin im Jahresdurchschnitt aufgewendeten Zeit noch Stunden hinzu, die Familienangehörige oder Bekannte zusätzlich im Garten mitarbeiten. In insgesamt 20 Gärten erhalten die befragten GärtnerInnen Hilfe bei der Gartenarbeit (zum Teil wurde die von anderen aufgewendete Zeit schon in den Wochendurchschnitt mit einkalkuliert). Die Mithilfe erfolgt durch Partner, Kinder, Mutter oder Schwiegermutter und in einigen Fällen auch durch Bekannte oder Feriengäste und sogar durch Ehrenamtliche Helfer, Auszubildende oder Praktikanten auf dem Hof. Besonders bei schweren Arbeiten und allem was mit Bau und Reparatur zu tun hat, werden „die Männer“ hinzugezogen. Weibliche Familienangehörige helfen zumeist bei der Ernte oder der Unkrautentfernung. Werden die Gärten regelmäßig gemeinsam bewirtschaftet, haben die GärtnerInnen oftmals verschiedene Aufgaben- oder klar getrennte Gartenbereiche in Hauptverantwortung. Gerade die Bewirtschaftung zusammen mit der Mutter oder Schwiegermutter klappt nicht immer reibungslos. Eine Bauerngärtnerin zitiert die alte Volksweisheit „*Zwei Wieber im Garde, des goat nit*“ (GP 12), seit sie die Hauptverantwortung für den Garten übernommen hat, hätte sich die Mutter deshalb weitgehend zurückgezogen. Und auch GP 1, bei der die ganze Familie im Garten involviert ist - „*so sie Luscht habe*“ - , meint in Bezug auf ihre Mutter: „*wenn wir beide da sind, isch es schwierig*“, das Problem ist: „*es wolle dann beide Chef sein*“ und das funktioniere naturgemäß eher schlecht.

In vielen Gärten ist die Mitarbeit durch andere klar begrenzt und beschränkt sich auf gelegentliche „Hilfseinsätze“. So antwortet GP 12 auf die Frage, ob ihr im Garten jemand helfe: „*Wenn Not am Mann ist, mein Mann mal oder die Kinder, aber echt selde*“. Und in den drei Gärten von GP 13 und ihrer Schwester und Mutter, helfen die Männer zwar mit, das „Sagen“ scheinen aber doch ganz klar die Frauen zu haben, deren Vorstellungen auch im wesentlichen im jeweiligen Garten umgesetzt werden. Ein Mann formulierte es ironisch so: „*Wir machen die Hilfsarbeit*“. Und GP 14 findet allein die Vorstellung, ihre Familie könnte ihr

im Garten helfen beunruhigend: „*Nee, des geht net... die kenna sich nett us... des wär entsetzlich*“ (GP 14).

Dennoch meinen insgesamt 13 Bauerngärtnerinnen, sie könnten schon gelegentlich Hilfe im Garten gebrauchen, besonders bei schwereren Arbeiten bzw. zu den starken Erntephasen, wenn innerhalb kurzer Zeit verschiedene Beeren, Kräuter oder Obstarten reif sind und zeitnah geerntet werden müssen. Auch zu den „Arbeitspeaks“ im Frühjahr oder Herbst wäre bisweilen Hilfe nötig, wie „*Im Frühjahr zum Beispiel ebe zum de Garde durchschaffe, alles durchhacken.*“ (GP 21) oder zum Abräumen der Beete im Herbst. Eine Gärtnerin meint: „*Ab und zu is schon zuviel, über de Sommer*“ (GP 14), besonders beim Rückschnitt von Hecken, Sträuchern, Beeren und Reben wünschte sie sich manchmal Unterstützung. Die Beeren trügen am einjährigen Holz, weswegen man sie noch im Sommer nach der Frucht zurückschneiden sollte. Viele würden sich schon über gelegentliche Unterstützung bei der Pflege ganz allgemein, zum Hacken, Unkraut jäten oder Umgraben (gerade, wenn der eigene Rücken nicht mehr so mitmacht) freuen: „*grad a weng zum sauber mache*“ (GP 5). Denn „*Arbeit isch immer viel*“ (GP 7). Und eine Gesprächspartnerin könnte vor allem auf dem „*Gwächsacker*“ (Krautacker) Hilfe benötigen, wenn es um schwerere, körperliche Arbeiten geht.

Die Gesprächspartnerinnen, die keine Hilfe im Garten brauchen, kriegen in der Regel schlicht schon welche durch Familie und andere Helfer. In der Regel kommen die Bauerngärtnerinnen (jeden) Alters mit den meisten anfallenden Gartenarbeiten ganz gut alleine zu recht. Erst „*Wenn ich halt etz was Außergewöhnliches hab*“ kommen oftmals – wie bei GP 9 - „die Männer“ zum Einsatz, die beim Gartenausbau, Mistausbringen, Umgraben oder die schweren Blumentöpfe In-Den-Keller-Tragen helfen. Auch GP 10 erklärt: „*Wenn ich jemand bruch, is au sofort einer von meine Männer zur Stell... da muss ich au net rumquengle dafür*“. Sie erhält außerdem immer wieder Unterstützung von vielen jungen Leuten aus dem Freundes- und Bekanntenkreis, die Zuhause keinen Garten mehr haben. Bei vielen Gärtnerinnen fassen auch die (erwachsenen) Kinder mal mit an, wenn viel zu tun ist. - Oder es läuft wie bei der 63-jährigen Gesprächspartnerin, die meint, es klappe auch ohne zusätzliche Hilfe ganz gut, die „*Oma [ihre 93-jährige Mutter] geht halt täglich*“ (GP 16).

Bei fast allen Befragten (23) reicht der Garten zur (weitgehenden) Selbstversorgung mit Gemüse und in der Regel auch Obst. Über die Gartensaison reicht die Ernte aus dem eigenen Gemüsegarten eigentlich bei Allen, nur einzelne Sachen müssen zugekauft werden. Etwa Kartoffeln, weil der eigene Anbau vor einigen Jahren als zu aufwändig aufgegeben wurde oder Möhren, weil die im heimischen Boden einfach nicht wachsen wollen. So „langen“ Rote Beete und Bohnen aus dem Garten einer Gesprächspartnerin auch über den Winter, Möhren und Zwiebeln müssen jedoch irgendwann zugekauft werden – und vor allem mit Salat ist es im Winter irgendwann komplett vorbei: „*im Winter isch halt eifach tutti*“ (GP 9).

Bei GP 7 reichen die Ernteerträge weitgehend, bis in den Dezember hinein gibt es bei ihr noch Salat und Lauch aus dem Garten, die eingelagerten Karotten reichen auch noch bis ins nächste Jahr. Von Februar bis

März müsse allerdings das meiste zugekauft werden. Und auch bei GP 14 ist die Ernte aus dem eigenen Garten ausreichend, um die Familie und sich über die Vegetationsperiode vollständig mit Gemüse zu versorgen, aber „über de Winter net“ - obwohl die Gartengröße dies bei Bedarf durchaus zuließe.

Insgesamt elf Bauerngärtnerinnen (44 %) geben an, sich das ganze Jahr auch über den Winter mit Lebensmitteln aus dem Garten weitgehend selbst zu versorgen. Vieles wird dazu konserviert oder eingelagert, eine wichtige Rolle spielt aber auch immer noch frisch geerntetes Wintergemüse. Eine Gesprächspartnerin, die meint, sie hätte immer fast vollversorgt, sät im Herbst z.B. noch Feldsalat, der zum Teil schon an Silvester unter Schnee geerntet wurde.

Viele Höfe produzieren auch Fleisch- und Milchprodukte noch weitgehend selber. Immer wieder betonen Gesprächspartnerinnen, dass sie sich nicht nur mit Gemüse und Obst, sondern auch mit anderen Nahrungsmitteln selbst versorgen. So erklärt GP 17, dass von Mai bis Juni immer alles an benötigtem Gemüse aus dem Garten verfügbar sei, ab Februar – März etwa werde es eng. Allgemein werden auf dem Hof nur Milch- und Getreideprodukte zugekauft, Fleisch stamme aus eigener Schlachtung. Die Bäuerin meint „Selbstversorgung hat im Schwarzwald Tradition“: aufgrund der Abgeschiedenheit, langer Wege und harter Winter sei man früher einfach darauf angewiesen gewesen. Bis heute sei die Selbstversorgung in der Region deshalb noch verbreitet. Die „hiesigen“ Höfe versorgen oft die ganze Verwandtschaft und den Freundeskreis mit Gemüse. Auch der Hof von GP 10 versorgt sich „zu 90 %“ selber mit Obst, Gemüse, Kartoffeln und Fleisch. Kartoffeln ernte die Bauerngärtnerin dafür z.B. an die 150 Kilo. Und im Herbst gehe sie sicher, dass alles mögliche noch für den Winter ausgesät und beerntbar ist. Diese Wintergemüse aus dem Garten ergänze sie dann einfach noch durch Wildkräuter und -pflanzen.

Die Gärten versorgen zwischen zwei und elf Personen regelmäßig mit (frischem) Gemüse. Im Schnitt leben von einem Garten etwa fünf Personen. In den meisten Fällen reicht die Ernte jedoch auch noch für Gäste und als „Mitbringsel“, viele Gärten wären groß genug, um mehr Leute zu ernähren. So versorgen der Garten und das Fleisch aus eigener Schlachtung von zwei Schweinen jedes Jahr auf dem kleinen Hof von GP 16 vier Personen das ganze Jahr über und „da isch immer was übrig“.

4.4.3 Nachfolgefrage

Nur in fünf Fällen ist die Nachfolge schon klar, bzw. war die Gesprächspartnerin zumindest sicher, dass eine ihrer Töchter, den Garten eines Tages weiterführen würde. Bei allen Bauerngärtnerinnen, die sich der Weiterbewirtschaftung ihres Gartens gewiss sind, ist die nachfolgende Generation schon mehr oder weniger stark im Garten mit eingebunden. In einem Fall hat die 35-jährige Tochter den Gemüsegarten bereits in Hauptverantwortung übernommen, die Mutter und Gesprächspartnerin steht ihrer Tochter noch mit fachlichem Rat und auch aktiver Hilfe zur Seite, hat sich aber auf den Krautacker „zurückgezogen“, der jetzt ihre Hauptdomäne ist. Bei einer anderen Bauerngärtnerin, arbeitet der 52 Jahre alte Sohn seit Jahren

im ausgedehnten Gartenareal mit und die 75-Jährige ist überzeugt, er *„machts sicher weiter, wenn ich nimmer kann“* (GP 18). Auch im Garten von GP 23 und ihrem Mann ist der 38-jährige Sohn bereits mit einem eigenen Beet in die Gartenarbeit miteingestiegen, auf die Frage, wie es um die Nachfolge bestellt ist, erklärt die Gärtnerin: *„Ich denk, der Junior, der Sohn, wird's schon mache“* (GP 23). Auch wenn GP 25 davon ausgeht: *„Garten kann man ja a mit 80 - 90 noch machen“*, hat sie keine Bedenken, dass eines ihrer Kinder, vor allem eine der Töchter, ihren Garten dereinst weiterführen werden. Sie lege jetzt die Grundlagen und ihre Kinder könnten diese dann nach eigenen Vorstellungen weiterentwickeln. Sorgen macht sie sich keine über die Nachfolge: *„des glaub ich ganz stark, dass eins von den Mädchen mal übernimmt“*.

Bei den restlichen 20 Bauerngärten (der Klostergarten St. Trudpert ist hier wieder ausgenommen) ist die Nachfolge deutlich weniger gewiss. In mehreren Fällen ist es vielmehr so, dass die Gesprächspartnerinnen selbst erst vor wenigen Jahren den Garten ihrer Mutter übernommen haben bzw. bei ihrer Mutter in die Bewirtschaftung *„miteingestiegen“* sind. Dieser Umstand wurde in sieben Gärten angetroffen. Die Gesprächspartnerinnen waren in einem Alter zwischen 46 und 63 (im Durchschnitt 52), die Mütter zwischen 75 und 93 (im Durchschnitt 85) Jahre alt. Gerade bei diesen Gärtnerinnen scheint die Frage nach der Nachfolge bisher noch wenig aktuell. In vielen Fällen ist auch die Hofnachfolge noch nicht geklärt und selbst wenn, ist immer noch nicht sicher, ob die (künftige oder bereits zugehörige) Schwiegertochter dann traditionell den Garten weiterführen möchte und wird. So bedauert eine Gesprächspartnerin, die *„Schwiegertochter het noch gar nix am Hut mit em Garde“*, sie sei auch so eingespannt in den Hof- und Feriengästebetrieb und die Kinderbetreuung, dass unklar ist, ob sie den Garten nebenher überhaupt schaffen könnte: *„bis jetzt noch nicht, leider nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie`s hinkriegt“* (GP 20). Auch GP 5 meint *„des weiß I net, ob se`s [Schwiegertochter] weitermacht oder net“*.

Bei etwa der Hälfte der Bauerngärtnerinnen sind die Kinder noch in Ausbildung oder Studium und leben zur Zeit oftmals gar nicht (mehr) auf dem Hof. Eine mögliche Rückkehr ist dabei meist nicht abzusehen. In drei Fällen sind die Kinder noch so jung (unter 16), dass sich den Müttern die Frage noch gar nicht gestellt hat.

Tatsächlich scheinen sich viele Bauerngärtnerinnen ungern mit der Frage nach der Gartennachfolge zu beschäftigen. Einige bedauern, dass der eigene Nachwuchs kein Interesse am *„geliebten Hobby/Garten“* zeigt und wüssten nicht, bei welchem der Kinder sich das noch ändern könnte. Andere meinen, man *„kann`s net erwarde“* (GP 2) oder hoffen einfach auf die Zukunft: *„des isch noch im Werden, kann ich no net so sagen... auf irgendeine Weise wird weidergführt werden , denk ich schon“* (GP 8). GP 10 erklärt, solange ihre beiden Söhne noch in der Ausbildung seien, würde sie Hofnachfolge und Gartenübernahme offen lassen. Eine andere Gärtnerin meint, bis zur Rente in zwölf Jahren bewirtschaftete sie ihren Garten auf jeden Fall selber weiter. Die Nachfolge entscheide sich dann. Manch eine mag insgeheim hoffen, dass eines der Kinder sich bis dahin *„umentschieden“* hat.

Für viele Bauerngärtnerin scheint die Frage erst dann relevant bzw. drängend zu werden, wenn sich das Alter und damit verbunden gewisse Einschränkungen in Ausdauer, Kraft und Beweglichkeit bemerkbar machen. Tatsächlich denken einige eher über Reduktionsmöglichkeiten und Wege einer arbeitstechnisch einfacheren Bewirtschaftung als über die Nachfolge in ihrem Garten nach. Eine Gärtnerin überlegt, Teile des Gemüsegartens mit verschiedenen, pflegeleichten Stauden „aufzufüllen“, wenn ihre Schwiegermutter mal „nicht mehr so kann“. Für zwei andere Gesprächspartnerinnen wäre die Anlage eines reinen Kartoffelackers statt dem Anbau unterschiedlicher Gemüsekulturen eine Option, die deutlich weniger Pflege und Aufmerksamkeit beanspruchen würde. Der Sohn und Nachfolger einer 75-jährigen Gärtnerin hat die Idee, wenn die „Zeiten schlechter werden“, eine der Wiesen umzugraben und an Städter oder Leute ohne Garten ein Stück Land zu verpachten, das diese dann selber gegen Pachtgebühr bewirtschaften können, wie es andernorts (besonders im Randbereich größerer Städte) schon praktiziert wird.

Die Frage, was denn gegeben sein müsste, damit jemand aus der nachfolgenden Generation den Garten übernehmen würde, war für viele (ebenso) schwer zu beantworten. Mehrere Gärtnerinnen betonen, dass es jemand sein müsste, der wirklich Spaß an der Gartenarbeit und einen Bezug zu Pflanzen und Natur hat, sonst habe es keine Zukunft. Erzwingen könne man es nicht. Viele meinen, bei den „Kindern“ (oftmals werden konkret die Töchter oder Schwiegertöchter adressiert) müssten noch Verständnis und Interesse für den Garten wachsen – aber auch das Wissen fehle vielfach. Eine betagte Bauerngärtnerin erklärt, *„Es is wirklich schad“*, aber *„Arbeit men se mache“* (GP 5). Sie sieht zwar, dass es viel Arbeit macht und gerade die jüngere Generation nicht mehr soviel Lust dazu hätte, bedauert es aber gleichzeitig. Es müsse einem „halt Spaß machen“, sonst wäre es die Arbeit auch nicht wert. Und GP 20 stellt fest, dass es der Schwiegertochter schlicht an Wissen mangelt, aber das *„Interesse müsste kommen, dass ich`s zeige könnte“*. Wenn jemand aus der Familie oder dem Bekanntenkreis Interesse und Begeisterung für den Garten zeigt, geben viele Gärtnerinnen ihr Wissen auch bereitwillig weiter: *„Wenn des jemand gern macht, würd ich auch des anleide, da Hilfe gebe“* (GP 10). Ohne diese Voraussetzungen sei es jedoch schwer und würde wenig Sinn machen. Mehrmals betont wird auch von den Gesprächspartnerinnen, dass der zeitliche Rahmen stimmen müsse, um neben dem Beruf noch einen Garten zu bewirtschaften. Eine Option, um dem Konflikt Gartenarbeit vs. Broterwerb aus dem Weg zu gehen, sei dabei die „gewerbliche Nutzung“ des Gartens, also der Ausbau des Gartens zu einer zusätzlichen Einkommensquelle durch Führungen, Verkauf von Tees, Kräutersalzen und anderen Gartenprodukten, Kurse und ähnliche Angebote. GP 14 sieht darin den einzigen Weg, ihren Kindern auch bei möglicherweise weniger stark ausgeprägter gärtnerischer Leidenschaft den Garten „schmackhaft“ zu machen und gleichzeitig dauerhaft zu erhalten. Berechne man den Arbeitsaufwand mit ein, lohne sich der Gartenunterhalt finanziell sonst nicht, ist die Gärtnerin überzeugt, für sie ist es einfach Leidenschaft und „Steckenpferd“.

Einige der Bauerngärtnerinnen tun sich schwer, überhaupt Faktoren zu identifizieren, die eine

Weiterführung ihres Gartens begünstigen könnten. GP 2 erklärt *„Ich weiß es net“*, es sei schwierig abzusehen. Eine „klassische“ Übergabe an eine feste Nachfolgerin wird es bei ihr aber wahrscheinlich eher nicht geben, damit hat sich die Gärtnerin schon abgefunden. Sie würde jedoch *„auch eher unkonventionelle Modelle nicht abschlagen“* und könne sich durchaus vorstellen, dass ihr Garten eines Tages von einem Team aus Leuten von außerhalb bewirtschaftet wird. GP 24 hingegen bedauert, dass allgemein immer weniger Menschen einen Garten und die damit verbundene Arbeit wollten, es sei ja alles jederzeit im Handel verfügbar. Der Anreiz zur Selbstversorgung und die Bereitschaft zu körperlicher Arbeit und Investition der eigenen Freizeit in den Garten sei einfach nicht mehr im gleichen Maße gegeben wie früher.

Vielerorts zieht die Aufgabe der Bewirtschaftung durch die „alte“ Bauerngärtnerin auch eine Aufgabe des Gartens mit sich. Alte, gewachsene Bauerngärten werden nach jahrzehntelanger Nutzung und Pflege mit Gras eingesät und zur Rasenfläche mit Sitzgelegenheit umfunktioniert oder – schlimmer noch – gleich mit einem pflegeleichten und ordentlich aussehendem Pflaster versiegelt. Wenn klassische Modelle, wie die Weitergabe des Gartens und des damit verbundenen Wissens an eine Nachfolgerin aus der nächsten Generation (in der Regel Tochter oder Schwiegertochter) nicht mehr greifen, drängt sich mit der Zeit die Frage nach möglichen Alternativen auf. Solche Alternativmodelle sind aber nur dann umsetzbar und erfolgreich, wenn die Bauerngärtnerinnen selbst bereit sind, *„ausgetretene“* Pfade zu verlassen und sich auf neue, unkonventionelle Modelle einzulassen. Deswegen war es auch ein Ziel der vorliegenden Arbeit, nachzuforschen, inwieweit die Bauerngärtnerinnen überhaupt bereit sind, sich auf Unbekanntes und Neues – d.h. auch unbekannte und neue Menschen – einzulassen. Eine wesentliche Frage war dabei, ob Unbekannte, bzw. Menschen außerhalb des unmittelbaren Familien- und Bekanntenkreises, als Unterstützung im Garten überhaupt denkbar wären. Immerhin knapp über die Hälfte (14) der Befragten beantwortete die Frage grundsätzlich mit Ja.

Die restlichen elf verneinten aus im Wesentlichen drei unterschiedlichen Beweggründen: Zum einen sind es Bedenken gegenüber den Vorstellungen der anderen, die wenigsten GärtnerInnen lassen sich gerne von anderen *„reinreden“*, wenn es um ihren Garten geht. So antwortet GP 5 auf die Frage mit einem klaren *„Nei“* und schiebt mit verschmitzt-entschuldigendem Lächeln hinterher: *„die hen ganz andere Vorstellungen“*. GP 23 erklärt ebenfalls: *„Man het dann a bissle seine Eigenheiten und so“*. Die Gärten sind Ausdruck und Spiegel des *„persönlichen Stils“* der jeweiligen Gärtnerin, der dem Zugriff und der möglichen Veränderung durch andere entzogen bleiben soll - einmal wird sogar der Begriff *„Heiligtum“* verwendet. Für GP 11 ist der Garten *„Mein Ausdruck au“* und GP 13 antwortet: *„Nei, des will ich aber net, hab ja mina Stil drinne“*. Ihre Schwester fügt hinzu: *„Wenns groß gnug wär, dann kann man sich`s einteile“*, dann wäre es zumindest für die Außenanlagen vorstellbar, aber nicht im eigentlichen Gemüsegarten: *„da jetz net, des isch mer zu klein“*. Der zweite Grund ist eng mit dem ersten verwoben, der Garten ist für viele ein Rückzugsort und privater Raum, der sich nicht nur durch den Zaun von der Außenwelt abgrenzt. Der *„Garde is scho au*

was Privates“ (GP 11) und bleibt in der Regel der Familie und Freunden vorbehalten. Die Vorstellung den eigenen Garten für Fremde als „Objekt“ herzugeben, erscheint vielen eher abwegig. So meint GP 9, sie arbeite gerne alleine im Garten, der für sie „Uusglich“ und „Rückzugsort“ sei und würde nur „sehr ungerne“ Fremde in ihren Garten lassen. Innerhalb der Familie sieht sie das anders, da würde sie sich „net sperre“, wenn etwa eine ihrer Töchter ein eigenes Beetstück haben wollte, „des ging scho“. Zuletzt können sich viele auch nicht vorstellen, Unbekannte anzuleiten und in die Gartenarbeiten einzuführen. Eine Gärtnerin meint: „nei, des kann I ja ned, da fellt mir d`pädagogische Ausbildung zu“ (GP 6). Sie hätte auch nicht die Geduld dazu, alles zu erklären, freue sich jedoch wenn ihre Enkel gelegentlich im Garten mithelfen. Und eine andere Gesprächspartnerin könnte zwar Hilfe gebrauchen, findet aber den nötigen Erklärungs- und Einarbeitungsaufwand zu groß, bis die Helfer soweit seien, dass sie die Gärtnerin wirklich im Garten unterstützen und selbstständig arbeiten könnten: „Nee, ich glaub eher net, weil dann müsst ich ja scho wieder so viel rede, erkläre und mache.“ (GP 11).

Ähnlich ist es bei vielen, die sich zwar theoretisch vorstellen können, Unbekannte in ihren Garten mitarbeiten zu lassen, aber praktisch dann doch Probleme sehen: „Vorstelle könnte ich mir des schon, klappt bi uns net“ (GP 19). Auch GP 14 erklärt: „Vorstelle könnt ich mer`s schon, aber...“ sie käme ja schon bei ihrer Mutter, mit der sie den Garten gemeinsam bewirtschaftet, an Grenzen, weil beide sehr unterschiedliche Vorstellungen von der Gartenbewirtschaftung haben, mit Außenstehenden würde es wohl kaum einfacher werden. Eine andere Gesprächspartnerin meint, sie würde es zeitlich nicht hinkriegen: da sie auf dem Hof so viele Dinge zu tun hätte, die wichtiger sind als der Garten, könne sie einfach nicht im Voraus planen und feste Termine für die Gartenarbeit mit anderen vereinbaren.

Dennoch steht über die Hälfte einer Unterstützung durch Unbekannte grundsätzlich aufgeschlossen gegenüber. So bejaht GP 4 die Frage mit der Begründung: „Hauptsache, jemand interessiert`s“. Auch GP 7 ist sich sicher, „also, wenn ich merk, dass sie dran interessiert sin, könnt ich`s schon“. Ein Problem sieht sie darin, dass es zwar eine „super Hilfe“ wäre, wenn die Leute erst eingearbeitet und mit den Arbeiten vertraut sind, aber „da brauchst halt viel Zeit bis es soweit ist, dass es so weitergeführt wird“. GP 24 ist einer solchen Unterstützung auch nicht abgeneigt, betont aber, nur „wenn sie`s in meinem Sinn mache.“

Denkbar sind dabei verschiedenste Modelle, wobei sich die meisten GärtnerInnen vor allem mit Projekten mit Kindern anfreunden können. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass diese weniger als potentielle Konkurrenten mit eigenen, diametralen Vorstellungen, denn vielmehr als „Schüler“ gesehen werden, an die man Wissen und Erfahrungen weitergeben kann. Für GP 4 ist „alles mögliche“ denkbar, „also überhaupt des jemand näher bringen, find ich schon gut“. Auch andere sind der Mitarbeit von Schülern, Studenten oder Ehrenamtlichen gegenüber aufgeschlossen. Eine Gesprächspartnerin schränkt jedoch ein, sie könne sich gerade nicht vorstellen, Kinder in ihren Garten zu lassen: „da könnt ich net hinschauen“ (GP 22).

Tatsächlich gibt es aber auf den besuchten Höfen und in den besuchten Gärten auch schon verschiedene Modelle, die sich genau solchen neuen Wegen geöffnet haben. Drei Gärtnerinnen haben seit einigen Jahren regelmäßig Waldorfschüler auf dem Hof, die dort ihr Landwirtschaftspraktikum machen und zum Teil auch im Garten mithelfen. GP 2 etwa hat vor sechs Jahren eine Kooperation mit der Waldorfschule Mannheim ins Leben gerufen, die vor allem über einen „sehr engagierten Lehrer“ dort läuft. Seitdem haben sie jedes Jahr Praktikanten auf dem Hof, die ihren Mann bei den landwirtschaftlichen Arbeiten begleiten, aber bei Bedarf auch mal im ausgedehnten Garten mit anfassen. Inzwischen arbeiten sie mit verschiedenen Schulen zusammen, der Schwerpunkt liege jedoch bei der Mannheimer Walddorfschule. Dieses Jahr konnten wegen Umbauarbeiten auf dem Hof keine Praktikanten aufgenommen werden, die Bauerngärtnerin plant aber, das offensichtliche erfolgreiche und gut funktionierende Konzept in Zukunft weiter auszubauen. Auf den Hof von GP 17 kommen ebenfalls einmal im Jahr im September Waldorfpraktikanten aus Mannheim. Die Bäuerin sieht die Praktikanten als Bereicherung und findet es spannend, weil die Schüler – trotz ihrer Jugend – viele eigene Ideen und Fragen mitbrächten und einen immer wieder dazu anregten, sich selbst und alte Gewohnheiten in Frage zu stellen und neu zu begründen. Auch GP 12 berichtet, dass sie jedes Jahr zwei Waldorfschüler für das Landwirtschaftspraktikum auf dem Hof haben, *„die helfe dann schon auch mal im Garde mit“*, möchte das aber nicht weiter ausbauen. Bei einer anderen Gesprächspartnerin kommen immer wieder Schulklassen oder Schülergruppen zu Führungen auf den Hof, die auch selbst mit anfassen dürfen. Die Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft bildet außerdem noch aus, die Gartenbewirtschaftung und Verarbeitung von Gemüse, Obst und Beeren und das Wissen um Ernährung und Wirkung von Pflanzen seien dabei ein integraler Bestandteil der ländlichen Hauswirtschaftsausbildung.

GP 21 lässt alle möglichen Leute in ihrem Garten und auf dem Selbstversorgerhof mitarbeiten und hat dabei auch schon „alle möglichen Überraschungen“ erlebt. Neben jungen Erwachsenen, die immer wieder als „WWOOFer“³ auf den Hof kommen und anderen freiwilligen Helfern, ist einmal die Woche eine kleine Gruppe aus der Schule in Furtwangen bei ihr, die vor allem die Tiere pflegen, Holzsägearbeiten oder ähnliches übernehmen. Die Gärtnerin ist grundsätzlich bereit, jeden auf ihrem Hof und im Garten mitarbeiten zu lassen, der guten Willens ist.

Im Freiburger Kartausgarten trifft sich seit einigen Jahren jeden Freitag Nachmittag eine Gruppe Ehrenamtlicher, um die Gärtnerin zu unterstützen und in dem historischen Klostergarten mitarbeiten zu können. Seit diesem Jahr, sind außerdem die Schüler der neu eröffneten, internationalen Internatsschule in die Gartenarbeit involviert.

Die Bauerngärtnerinnen vermitteln sich dabei auch Helfer oder Garteninteressierte gegenseitig: so kam über die Ehrenamtlichen-Truppe auch ein Student und ein anderer Ehrenamtlicher zur Mitarbeit in den

³ World-Wide Opportunities On Organic Farms: Ein Netzwerk, dass Freiwillige Helfer weltweit an ökologisch wirtschaftende Bauernhöfe vermittelt (siehe z.B. WWOOF Deutschland unter <http://www.woof.de/>)

Garten von GP 25. Zwei Gärtnerinnen, die „Ferien auf dem Bauernhof“ anbieten, berichteten auch, dass immer mal wieder Gäste anbieten, im Garten mitzuhelfen und die Gastgeberin beim Unkrautjäten oder anderen Tätigkeiten unterstützen. Und bei GP 2 helfen auch mal „ganz normale“ Hausfrauen, die von der erfahrenen Gärtnerin etwas lernen, den umfangreichen Wissensfundus „anzapfen“ oder sich einfach nur körperlich betätigen wollen und keinen eigenen Garten dazu haben.

4.4.4 Bauerngartenroute

In diesem Zusammenhang schien auch die Frage relevant, aus welchen Motiven heraus die BauerngärtnerInnen an dem Projekt „Bauerngartenroute“ teilnehmen. Insgesamt sind 17 (65 %) der befragten GärtnerInnen auch an der Route beteiligt.

Motivation

Als treibende Kraft bei der Initiierung und Umsetzung der Bauerngartenroute kann wohl die erste Vorsitzende des Vereins Bauerngarten- und Wildkräuterland Baden Walburga Schillinger bezeichnet werden, die den „Garten als Kulturgut“ ins Bewusstsein der Öffentlichkeit bringen möchte. Die Bauerngärtnerin sieht in andern Ländern wie etwa Frankreich und der Schweiz ein wesentlich größeres Bewusstsein für die kulturelle Bedeutung von Gärten, das bei uns weitgehend fehlt. Sie kenne einfach sehr viele Gärten, bei denen sicher ist, dass der Garten mit der Oma, der alten Bauerngärtnerin sterben wird. Mit diesen „alten, gewachsenen Gärten“ gingen gleichzeitig sehr viel Wissen und Mühen verloren. Diesem Trend wolle sie die „Netzwerkgeschichte“ gegenüberstellen, sozusagen eine „Mischplattform“, die dem Austausch von Wissen, der Vermittlung von Hilfskräften und anderen Kooperationen untereinander dienen solle. Dabei geht es der Gärtnerin auch darum, die Lebensmodelle und -umstände der Frauen „hinter“ den Gärten ins Blickfeld zu rücken: *„Garden kannst du nur verstehe, aufnehme, wenn du die Lebensmodelle der Frauen kennen lernscht“.*

Ein oft genannter Grund für die Teilnahme an der Bauerngartenroute ist der Austausch mit „Gleichgesinnten“, sowohl mit anderen Teilnehmern, als auch mit über die Route in den Bauerngarten kommende, garteninteressierte Besucher. Über die Netzwerke erreiche und treffe man einfach *„Leut, die`s interessiert“* erklärt eine Bauerngärtnerin. Und auch für GP 7 ist es die Hauptmotivation dabei zu sein: *„Ich glaub am gerschte mach ich eigentlich da mit, weil ich doch viel Zeit im Garde verbring und die Menschen, die da komme, die interessieren sich dann au fürn Garde.“* Die Gärtnerinnen freuen sich auch über positive Rückmeldung und das Feedback, das sie von andern erhalten: *„Ich find des halt au, es macht Spaß, wenn da Leut komme, oder Gruppe komme, die da begeistert sind“* (GP 15). Bei GP 8 lief der Garten immer nebenher, parallel zur Haus- und Landwirtschaft, die die Hauptaufmerksamkeit forderten. Jetzt im Alter, meint die Bauerngärtnerin, sei alles intensiver, sie hätte viel mehr Zeit für den Garten und alles „Drumrum“ und fände es sehr interessant, so viele verschiedene Leute zu treffen und sich mit anderen GärtnerInnen

auszutauschen. Sie möchte durch das Netzwerk einfach „Weitblick gewinnen“ in andere Gärten mit anderen Frauen und Lebensmodellen. Auch zwei jüngere Gesprächspartnerinnen sind hauptsächlich deswegen bei der Bauerngartenroute dabei. In ihrer Heimatgemeinde gebe es kaum (noch) andere GärtnerInnen, mit denen Wissen oder Pflanzen ausgetauscht werden könnten. Viele schauen selber gerne andere Gärten an, um sich inspirieren zu lassen und möchten umgekehrt auch anderen diese Möglichkeit der Bereicherung bieten.

Dabei geht es vielen auch um die Weitergabe von Wissen nach außen und darum, „*dass ma einfach die Leut zeigt, was geht*“ (GP 10). „*Des Vorlebe und des Weitergebe*“ ist der Hauptgrund für GP 10, an der Bauerngartenroute teilzunehmen. Ihr ist es wichtig, den Menschen zu zeigen, dass frisches Gemüse aus dem eigenen Garten eine ganz andere Qualität hat als Supermarktware und dass die Gartenaufgabe niemals die einzige Option ist – bzw. auch einfach grundsätzlich die Falsche. Viel besser sei es schlicht mit mehr Pragmatik und Einfachheit an die Gartenbewirtschaftung ranzugehen. Die Bauerngärtnerin ist überzeugt: „*Der Garde g`hört zum eran Hof*“. Sie meint „*a Garde is a Visidekarde von dene Leut*“, ein Garten und seine Gestaltung sagen viel über die Bewirtschafter und Besitzer aus: so wie der Garten aussieht, sähe auch das Haus aus. Den Garten als Visitenkarte und Handschrift der Gartennutzer sieht sie als wichtiges Kulturgut, das es zu erhalten gelte. Über die Bauerngartenroute, aber auch durch bereits seit Jahren stattfindende Führungen auf dem Hof, will sie ein Vorbild geben, damit die Leute sehen, in welchem Umfang z.B. Selbstversorgung möglich ist. Auch GP 4, die sich und ihre Familie weitgehend aus dem Garten versorgt und auf eine besonders naturnahe und tierfreundliche Gartengestaltung achtet, erklärt: „*wichtig isch, den Leuten zu zeigen, dass man es auch so machen kann*“. Für GP 11 ist ebenfalls entscheidend, zu zeigen, dass Gartenarbeit auch Spaß machen kann und es eine besondere Qualität hat, das eigene Gemüse vom Samen bis zur Ernte mitzerleben und die Nahrungsmittelproduktion sozusagen vom Anfang bis zum Ende zu begleiten.

Eng damit verbunden, ist der Wunsch und das Bemühen um den Erhalt der Bauerngärten allgemein. Viele betrachten die Gärten als Kulturgut, das es zu erhalten gilt. Der Schlüssel dafür liege in der Öffnung nach Außen: nur wenn die Gärten ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gelangen, dort präsent sind und Wertschätzung erfahren, wächst auch das Bedürfnis sie für kommende Generationen zu bewahren. So meint GP 12: „*Grundsätzlich find ich`s schon mal gut, dass eifach sich a Gruppe gebildet oder `n Forum gebildet hat, die a gemeinsame Zielsetzung hat, das Kulturgut zu bewahre.*“ Wichtig sei ihr zu zeigen, dass man von einem Garten deutlich mehr hat als nur Arbeit. Die Bauerngärtnerinnen sehen, dass zunehmend Gärten und damit auch ein Stück bäuerliche Tradition verschwinden und hoffen, einen Beitrag leisten zu können, um diesen Trend aufzuhalten.

Eine Rolle für den Erhalt der Gärten spielt dabei auch deren Nutzung als zusätzliche Erwerbsquelle (auf dem Hof). Die meisten Bauerngärtnerinnen erleben ein Dilemma, das vielerorts zur Aufgabe der Gärten geführt

hat: *„Ich will de Garde weitermache und im Endeffekt braucht er zuviel Zeit“*, meint etwa GP 14. Das Problem sei, dass der Garten sich auch ökonomisch lohnen müsse, um in Zukunft weitergeführt zu werden, denn: *„Gemüse gekauft ist immer billiger“*. Wie andere Teilnehmerinnen hofft sie, über die Route den Garten als Erwerbs- und Einkommensquelle über Workshops, Führungen, Fortbildungen und andere Angebote auszubauen, so dass er auch einen direkten finanziellen Nutzen für den Hof hat.

Ein Sonderfall ist der teilnehmende Klostersgarten von St. Trudpert im Münstertal, der zum einen deswegen an der Bauerngartenroute beteiligt ist, weil die Klostersgärten hinsichtlich Gestaltung und Pflanzenbestand historisch gesehen einen großen Einfluss auf die Entwicklung und Artzusammensetzung der Bauerngärten hatten. Zum andern, um exemplarisch zu zeigen, wie die Selbstversorgung im Kloster früher ausgesehen hat: St. Trudpert ist weit und breit der einzige Klostersgarten, der die komplette Klosterbelegung noch selber versorgt und den Eigenbedarf an Gemüse in diesem Ausmaß deckt.

Potentielle Hoffnungen

Eine große Hoffnung in Bezug auf die Bauerngartenroute ist es, durch sie nicht nur eine Wertschätzung für die Gärten selber zu generieren, sondern auch der Arbeit und dem Wissen der GärtnerInnen gegenüber. Für GP 10 bedeutet dies *„Als erschtes Mal noch a ärgere Berechtigung, dass du dein Garten einfach machst.“* Und eine andere Gesprächspartnerin hofft, *„irgendwo Bestätigung [zu kriegen], dass mer etz net die einzige is, die des toll findet“* (GP 9). Mit der Öffnung ihres Bauerngartens nach Außen, gebe sie gleichzeitig einen Einblick in die bäuerliche Kultur und das Alltagsleben, da die Gartenbesucher ja auch den Hof sähen. Im besten Falle würde im Zuge der Bauerngartenroute auch eine Wertschätzung für die Landwirtschaft und ihre Leistungen für Umwelt und Landschaft geschaffen. Ähnliches erhoffen sich auch andere Gärtnerinnen in der Route, die ihre Bauerngärten selbst in der Regel als integralen Bestandteil des größeren Hofgeschehens sehen. Das Wissen und die Erfahrung, die in den verschiedenen Gärten vorhanden sind, soll zusammengetragen und weitergegeben werden, als ein Teil bäuerlicher Lebenskultur, der erhalten und tradiert werden muss: *„Und dann einfach zu erhalte, was mir hen, des Wisse weitergebe.“* (GP 10). Diese Wertigkeit und Gültigkeit der Bauerngärten und des bäuerlichen Erfahrungsschatzes gelte es laut GP 25 hervorzuheben und den Menschen wieder bewusst zu machen. Die Bauerngartenroute sehen viele als Möglichkeit an, *„dass halt Bauerngarde mehr ins öffentliche Intresse komme“* (GP 14). Über die Vernetzung erhofft man sich, gemeinsam eine größere Öffentlichkeit zu erreichen – als Voraussetzung gesellschaftlicher Wertschätzung und den Erhalt der Gärten. Durch diese Anerkennung gewinnt auch die eigene Arbeit im Garten eine andere Bedeutung.

Gleichzeitig erhoffen sich auch viele, die Leute zum Nach- und bestenfalls Umdenken anzuregen: *„und wenn nur bisschen was hängen bleibt, bisschen umdenken“* (GP 4), wäre schon viel gewonnen. Eine Gesprächspartnerin möchte mit ihrem naturnah gestalteten Garten ein Zeichen setzen gegen die

zunehmende Naturentfremdung und will den Besuchern wieder mehr „Respekt vor der Natur“ vermitteln - „und wenn se nur `n bisschen was übernehme“ (GP 4). Auch GP 7 hofft durch das eigene Vorbild ein Bewusstsein zu schaffen, wie es auch anders geht als in der Abhängigkeit vom Supermarktgemüse. Sie findet es gerade bei Kindern ganz dringend, dass diese wieder einen Bezug zur Natur und selbst angebauten Lebensmitteln kriegen. Und GP 11 will die Leute inspirieren, dass sie selber gärtnern, ausprobieren, auf „dass net noch mehr Gärde eingesät werde“.

Bei einigen Gesprächspartnerinnen spielen aber auch einfach persönliche Motive eine Rolle. Manche erhoffen sich neue Anregungen und Ratschläge für den eigenen Garten: „Vielleicht, dass ich schon des ein oder andere noch besser machen kann durch den Austausch“. Denn „jeder Tipp, jede Anregung bringt einen au a bissle weiter“ (GP 18). Wie oben bereits erwähnt, hoffen außerdem einige, dass sich „erwerbsmäßig etwas über die Bauerngartenroute entwickelt“ und sich eine zusätzliche Einkommensquelle auf tun könnte, die in die Gesamtwertschöpfung des Hofes mit einfließt.

5. Diskussion

5.1 Reflexion der Methoden

Die Vorbereitungsphase für die eigentliche Datenerhebung war etwas zu knapp bemessen. In der relativ kurzen Zeit von etwa einem Monat - ab Beginn der Anmeldung des Themas für diese Masterarbeit bis zum Beginn der Gartenbesuche – galt es, eine inhaltliche und methodische Einarbeitung und darauf aufbauend die Erstellung eines Gesprächsleitfadens zu bewältigen. Es wäre sicher sinnvoll gewesen, für diese vorbereitenden Schritte mehr Zeit einzuplanen, das Problem war jedoch ein insgesamt begrenztes Zeitfenster aufgrund anderer Arbeiten bzw. Projekte und der logistischen Verfügbarkeit einer „Basisstation“ im Untersuchungsraum, da ich selbst keine feste Bleibe mehr dort hatte.

Die Auswahl der Gesprächspartnerinnen mit der Vorauswahl von Walburga Schillinger vom BWB e.V. und in Verknüpfung mit der Bauerngartenroute, dem „Tag des offenen Bauerngartens“ und Interviewpartnerinnen aus dem Buch „Omas Gärten“ traf sicher einen Ausschnitt an überdurchschnittlich engagierten, aufgeschlossenen GärtnerInnen, die als grundsätzlich offen(er) gegenüber Fremdem und Neuen bezeichnet werden können. Es fand also eine gewisse selektive Auswahl durch die Kontaktaufnahme über Walburga Schillinger statt, die aber bewusst in Kauf genommen wurde, weil dafür keine einzige Besuchs- und Gesprächsanfrage abgelehnt wurde und sehr offene und persönliche Interviews zustande kamen mit Frauen, die gerne über ihren Garten und die damit verknüpften Arbeiten erzählen. Außerdem schien die Zielgruppe auch sozusagen als Filter für die Frage nach Perspektiven und Zukunftswegen interessant: wenn schon die ausgewählte Gruppe an Bauerngärtnerinnen, die sich bereits nach Außen geöffnet hat, nicht bereit für unkonventionelle Nachfolgemodelle ist, wer dann? So ist es vornehmlich eine verhältnismäßig

engagierte und in der Öffentlichkeit präsente Gruppe an GärtnerInnen und Gärten, bei der unkonventionelle Nachfolgemodelle, Erhaltungsansätze und Lösungen überhaupt angesetzt werden und greifen können, der Rest an still im privaten bewirtschafteten Bauerngärten wird mit hoher Wahrscheinlichkeit einfach mit der letzten „traditionsbewussten (Alt-)Bäuerin“ im Verborgenen aussterben, ohne dass es einen öffentlichen Aufschrei gleich welcher Art geben wird. Gleichzeitig kommt diesen Gärten und ihren engagierten GärtnerInnen eine gewisse Strahlkraft und Vorbildfunktion zu: finden sich hier Lösungen und Wege, kann das andere ermutigen und inspirieren. Und nicht zuletzt konnte im Rahmen dieser mehr oder weniger bewussten Auswahl der Netzwerke und die Rolle von Netzwerken für Austausch und Öffentlichkeitswirksamkeit mitberücksichtigt werden.

Der inhaltliche Umfang der zu erhebenden Informationen war insgesamt sehr weit gesteckt. Auch der Leitfaden war verhältnismäßig lang. Dies erwies sich bei den Gesprächen (bereits bei den Probegesprächen) als unproblematisch, erschwerte aber die Auswertung und Bündelung der Ergebnisse in knapper und übersichtlicher Form, - vor allem da versucht wurde, alle Bereiche nicht nur oberflächlich zu streifen, sondern auch tiefer zu betrachten. Dahinter stand jedoch der Anspruch der Erfassung eines möglichst umfassenden Bildes der Bauerngartenkultur im Untersuchungsraum.

Trotz der sehr begrenzten Erfahrungen mit der wissenschaftlichen Interview- und Gesprächsführung in der Praxis erwies sich der Leitfaden als ideales Erhebungsinstrument für das Anliegen dieser Untersuchung, da er flexibel an die unterschiedlichen GesprächspartnerInnen und -situationen anpassbar war, viel Raum für Persönliches und andere Aspekte oder Themen ließ und relativ einfach im Verlauf der Felderhebungen ergänzt und modifiziert werden konnte. Auch die Entscheidung gegen Tonbandaufzeichnungen oder andere Audioaufnahmen bestätigte sich im Verlaufe der Erhebungen immer wieder. Die meisten Interviews fanden im Garten statt, zum Teil auch in Bewegung während einem Rundgang durch den Garten. Neben ausführlichen Notizen (Gesprächsprotokollen) wurden in den Gärten auch zahlreiche Fotos zur Dokumentation gemacht. Ein Aufnahmegerät wäre dabei an vielen Stellen eher störend und „ein Gegenstand zu viel“ in der Hand oder um den Hals gewesen. Außerdem gab es in vielen Gärten Nebengeräusche wie Bachläufe, Wind, landwirtschaftliche Maschinen im Hintergrund etc., die die Qualität der Aufnahmen ohnehin stark eingeschränkt hätten. Insgesamt sollte die Situation einfach so natürlich und entspannt wie möglich für die GesprächspartnerInnen gestaltet werden. Dabei ging es auch weniger um die Erhebung eines bestimmten (verfänglichen) Sozialverhaltens, als vielmehr um Inhalte und Lebensmodelle zu und hinter den Gärten.

5. 2 Merkmale der Gärten

5.2.1 Der „Bauern Gärten“?

Durch die Definition des Bauerngartens über seine Zugehörigkeit zu einem Bauernhof grenzt sich der Begriff in gewisser Weise - und mehr oder weniger eindeutig - von anderen Hausgärten und in Stadt und Land anzutreffenden Gartenformen ab. In Zeiten, in denen der landwirtschaftliche Strukturwandel und die betriebliche Mechanisierung allerorten zu einer Aufgabe vieler Höfe geführt hat, ist es allerdings zunehmend schwerer, diese so einfache Definition als alleiniges Maß aller Dinge zu nehmen: Ist ein Garten, von der Altbäuerin geführt und bei einem ehemaligen landwirtschaftlichem Hof liegend, kein Bauerngarten mehr, nur weil der Betrieb vor wenigen Jahren aus finanziellen Gründen aufgegeben werden musste? Und ist ein Garten in Stadtrandlage, der als Selbstversorgergarten zur weitgehenden Subsistenz bewirtschaftet wird und nach ähnlich pragmatischen Gesichtspunkten angelegt wurde wie die meisten bäuerlichen Hausgärten nur deswegen aus den vorliegenden Betrachtungen herauszuhalten, weil er nicht zu einem Agrarbetrieb gehört?

Ein Großteil der im Rahmen dieser Arbeit besuchten Gärten (77 %) ist tatsächlich immer noch an einen landwirtschaftlichen Betrieb angegliedert, von „Hobbybetrieb“ und Nebenerwerb (12) bis hin zum Vollerwerb (8). Dies hängt zum einen mit den eher traditionell geprägten ländlichen Strukturen im Untersuchungsgebiet, besonders im Schwarzwald zusammen (THIEME et al. 2010), zum andern aber sicherlich auch mit den von der Bauerngartenroute angelegten „Kriterien“ für die teilnehmenden Bauerngärten. Gleichzeitig waren aber bei den besuchten Gärten innerhalb der letzten Jahre allein vier landwirtschaftliche Betriebe (immerhin 15 %) aufgrund mangelnder Rentabilität aufgegeben worden. Ein Trend, der immer noch anhält: mit vielen alten Bäuerinnen und Bauern im Untersuchungsgebiet werden auch die Reste einer (kleinstrukturierten) Landwirtschaft aufgegeben. Dafür sind nicht nur der landwirtschaftliche Strukturwandel und die Modernisierung der Produktionsprozesse in der Landwirtschaft ursächlich, sondern auch der Wandel der klassischen Rollenbilder und ein grundsätzlicher Wertewandel in der jüngeren Generation. Die Perspektiven für die nachfolgende Generation haben sich insgesamt enorm erweitert, der Hof ist nicht mehr der einzige und vor allem nicht mehr der begehrteste Lebensentwurf. Eine Lehre oder ein Studium sind mittlerweile für alle Kinder – auch den Hoferben – selbstverständlich, ein entbehrungsreiches, arbeitsames Leben auf dem Bauernhof ist es nicht mehr (CANESTRINI 2012).

Es mag sein, dass für den Erhalt des „Bauerngartens“ eine Aufweichung der Begriffsdefinition notwendig wird, dass die Abgrenzung über den Nutz- und Versorgungsaspekt, den hohen Gemüseanteil und die traditionelle, händische Bewirtschaftung eine größere Rolle spielen sollte, als der obligatorische Bauernhof. - Wobei die landläufige Reduzierung des Bauerngartens auf eine bestimmte Anlage und „typische“

Elemente tunlichst vermieden werden sollte. Vielleicht muss in diesem Zuge auch der Begriff des „Bauern“ mit interpretiert werden, im Sinne des alttestamentarischen „Bebauens und Bewahrens“, das auch den Gärtnernden mit einschließt, der seine eigenen Nahrungsmittel anbaut und eine annähernde Subsistenz erreicht, wie sie in den kleinbäuerlichen Strukturen früher – und in vielen Ländern außerhalb der westlichen Welt auch heute noch – üblich und lebensnotwendig war. Nur, dass sich heute die Motive gewandelt haben von der schlichten Überlebensnotwendigkeit hin zu Unabhängigkeitsbestrebungen und dem Wunsch nach einer gesunden, nachhaltigen Ernährung und Lebensmittelproduktion.

So weisen sowohl SCHULTE & DENZ 2002 im Rahmen ihrer Erhebungen der Bauergärten im Untersuchungsraum Bonn-Wachtberg, als auch VOGL-LUKASSER 2007 in ihrer Veröffentlichung zu Bauergärten in Osttirol darauf hin, dass diese Gartenform auch bei nicht bäuerlichen Haushalten und im städtischen Siedlungsbereich zu finden ist. Und bereits HÜGIN „vermeidet“ in seiner Dissertation von 1991 den Begriff Bauergarten, „der sich für herkömmlich bewirtschaftete Hausgärten eingebürgert hat, [...] möglichst, weil er etwas irreführend ist. Böden, Pflege und Pflanzenbestand waren in städtischen und ländlichen Nutzgärten nicht grundsätzlich verschieden voneinander [...] und brauchen es auch heute nicht zu sein.“ (Ebd., S. 35). SCHULTE & DENZ 2002 definieren die „Bauergärten“ in erster Linie über das häufige Vorkommen von Zier- und Nutzpflanzen „auf engem Raum [...], teilweise mosaikartig verzahnt, teilweise mehr oder weniger konsequent voneinander getrennt. Bauergärten zeichnen sich durch eine vorwiegend traditionelle, kleinbäuerliche Nutzungsweise aus, bei der zum Beispiel auf Mischkulturen zur Abwehr pflanzlicher Schädlinge vertraut wird.“ (Ebd., S. 290). Ein weiteres Merkmal sei „die große Diversität an Nutz- und Zierpflanzenarten/-sorten, die ein Ausdruck des häufigen Bestrebens ist, ‚von allem etwas‘ im Garten besitzen zu wollen.“ (SCHULTE & DENZ 2002, S. 290). - Eigenschaften, die in keiner Weise ausschließlich an das Vorhandensein eines dem Garten angegliederten Bauernhofes gebunden sein müssen.

5.2.2 GesprächspartnerInnen

Nur wenige der besuchten Bauergärten werden (hauptverantwortlich) von jungen GärtnerInnen bewirtschaftet. Tatsächlich waren nur drei der GesprächspartnerInnen in einem Alter unter 40 Jahren. Nicht ganz die Hälfte der Gärtnerinnen (42 %) ist über 60 Jahre alt. Es gibt wenig Vergleichsmaterial zu diesen Zahlen aus anderen Studien. VOGL-LUKASSER 2007 gibt ein Durchschnittsalter der von ihr befragten 196 Osttiroler Bauergärtnerinnen (Bäuerinnen) von 51 Jahren an, der größte Anteil der Befragten sei zwischen 40 und 59 Jahre alt. Der niedrigere Altersschnitt kann darauf hinweisen, dass die Gartenarbeit in Osttirol nicht nur der älteren Generation obliegt, mag aber auch der Tatsache geschuldet sein, dass in dieser Arbeit eine deutlich kleinere Anzahl an GärtnerInnen befragt wurde. Tatsächlich scheint die Pflege und Bestellung des Gartens eine Arbeit zu sein, die viele Frauen auch bis ins hohe Alter noch weitgehend alleine ausüben können. Die älteste für die vorliegende Arbeit interviewte Gärtnerin ist 93 Jahre alt und immer noch

hauptverantwortlich in ihrem Garten tätig. Der Altersschnitt mag also auf den ersten Blick bedeuten, dass das Gärtnern eine mit den mehr oder weniger betagten traditionsbewussten Bäuerinnen und Gärtnerinnen ausstirbt, zugleich muss aber beachtet werden, dass viele Gesprächspartnerinnen selbst erst in einem Alter von um die 50 Jahre bei ihrer Mutter bzw. Schwiegermutter im Garten mit eingestiegen sind.

Insgesamt zeichnen die persönlichen Angaben der Gesprächspartnerinnen ein verhältnismäßig traditionelles Bild, die meisten stammen auch ursprünglich von einem Hof bzw. aus einem ländlich-landwirtschaftlichen Kontext. Alle auf einem Hof lebenden Bauerngärtnerinnen, sind auch in die betrieblichen Strukturen und das Hofgeschehen involviert.

Laut CANESTRINI 2012 ist das heutzutage nicht mehr selbstverständlich. So habe sich nicht nur das Hofleben im traditionell geprägten Südtirol gewandelt, heutzutage ist der Hof nur noch in seltenen Fällen die einzige Erwerbsquelle. Die meisten kleinbäuerlichen Betriebe werden im Nebenerwerb bewirtschaftet, die Bauern gehen vielerorts einer zusätzlichen Erwerbstätigkeit außerhalb des Hofbetriebes nach. Die Kinder, unter ihnen auch der Hoferbe, absolvieren alle eine Lehre oder ein Studium. Oftmals wird auswärts gearbeitet bis zu einer möglichen Hofübernahme. Auch die Frauen arbeiten nicht mehr automatisch und ausschließlich auf dem Hof und für die Familie. Heiraten Frauen auf einen Hof ein, ist es heute nicht mehr selbstverständlich, dass sie das vorgegebene, traditionelle Rollenbild der Bäuerin übernehmen. Viele jüngere „Bauersfrauen“, sind selbst nicht im bäuerlichen Milieu aufgewachsen, haben bis zur Hochzeit in anderer Branche gearbeitet und sind soziale Anerkennung gewohnt. Übernimmt die Frau heute die traditionelle Rolle der Bäuerin, so geschieht das in der Regel auf freiwilliger Basis (CANESTRINI 2012). Dies trifft weitgehend auch auf die untersuchten Bauerngärten und ihre Höfe zu. Einige der befragten Gärtnerinnen arbeiten auch außerhalb des Hofes und von den unter 60-jährigen Gesprächspartnerinnen haben alle eine Ausbildung oder ein Studium absolviert. Allerdings haben nur die wenigsten etwas gelernt, das in gar keiner Verbindung zur Landwirtschaft oder zum Gartenbau steht. Die meisten haben ohnehin „von Zuhause“ einen Bezug zum Hofleben, den damit verbundenen Arbeiten und Strukturen und zur Region, in der sie leben.

5.2.3 Gestaltung und Bewirtschaftung

Trotz der Auflockerung des traditionellen Rollenbildes ist die Gestaltung und Bewirtschaftung der Gärten bis heute in erster Linie bzw. fast ausschließlich Frauensache. Die Männer helfen in der Regel nur bei schwereren Arbeiten, die jüngere Generation fasst da mit an, wo die ältere „nicht mehr so kann“. So schreiben THIEME et al. 2010: „Gartenarbeit ist – zumindest hier im Schwarzwald – noch traditionellerweise Frauensache; [...] – die Mehrzahl der Gärten [...] ist fest in weiblicher Hand. Interessanterweise trifft dies sowohl auf die städtisch geprägten Gärten in den Tälern als auch auf die ländlichen in den Höhenlagen zu – und das, obwohl sich das Selbstverständnis der Frauen in den letzten Jahrzehnten nachhaltig verändert hat

und sie viele traditionelle Aufgaben rund um Haus und Hof aufgegeben haben.“ (Ebd., S. 9). Die Bewirtschaftung und Pflege des Hausgartens als typischer weiblicher Aufgabenbereich ist ein die verschiedensten Länder und Kulturkreise übergreifendes Phänomen, das im deutschsprachigen Raum z.B. VOGL-LUKASSER 2007 (Osttirol), VOGL 2011 (Großes Walsertal), CANESTRINI 2012 (Südtirol) und KRAUS & MOSER 2012 (Oberpfalz) beschreiben. Aber auch für Hausgärten in Mexiko (KREMMEL 2011), im Tiefland von Chiapas (VOGL-LUKASSER & VOGL 2000) und in andern Ländern Südamerikas, Südostasiens und Afrikas (GALLUZI et al. 2010) sind traditionell die Frauen zuständig. Der „Garten erhält durch das Werken und Wirken der Bäuerin seine typischen Ausprägungen.“ (VOGL-LUKASSER 2000, S. 14).

Viele der befragten Gärtnerinnen bestellen ihren Garten schon seit relativ langer Zeit (im Durchschnitt 25 Jahre). In den meisten Fällen wurden und werden die Bauerngärten von einer Frauengeneration an die nächste, von der Mutter, Schwiegermutter oder Großmutter an Tochter, Schwiegertochter oder Enkelin weitergegeben. Zusammen mit den Gärten werden auch alte Zier- und Nutzpflanzen und das Wissen der alten Gärtnerinnen an die nachfolgende Frauengeneration tradiert. Mit dem Wandel der klassischen Rollenbilder und bäuerlichen Lebensweise haben sich diese matrilinearen Vererbungslinien und weiblich geprägten Strukturen teilweise gelockert (vgl. auch CANESTRINI 2012); noch immer sind die Frauen hauptverantwortlich für die Gartenarbeit, aber es fanden sich bei den untersuchten Gärten zumindest eine Handvoll, in der die Männer oder Söhne am Garten interessiert und mehr oder weniger gleichberechtigt beteiligt sind.

Die meisten der besuchten Bauerngärten (85 %) wurden von den befragten GärtnerInnen nicht selbst angelegt, sondern übernommen. Das Alter der Gärten ist in vielen Fällen nicht exakt zurück datierbar, oftmals ist zwar das Alter der Gehöfte bekannt – und es kann auch davon ausgegangen werden, dass ein Garten schon von Beginn an bei diesen Höfen bestand – HÜGIN 1991 betont jedoch, dass daraus „nicht auf das Alter der Gärten geschlossen werden darf – zu oft wurden Gärten verlegt oder erweitert.“ (Ebd. S. 42). Dennoch können viele Bauerngärtnerinnen ihren Garten über mehr als zwei (Frauen-)Generationen zurückverfolgen, so dass sich mit großer Sicherheit sagen lässt, dass mindestens 21 der Bauerngärten (81 %) seit über 50 Jahren an der selben Stelle liegen und bewirtschaftet werden. Es handelt sich also oftmals um sehr alte, über Jahrzehnte gewachsene Gartenstrukturen, die durch die lange Bewirtschaftung und Pflege zahlreicher GärtnerInnen beeinflusst wurden. Es ist anzunehmen, dass durch diese lange und intensive gartenbauliche Nutzung und die regelmäßige Zugabe von hofeigenem Mist und Kompost relativ einheitliche fruchtbare, gesunde und nachhaltig ertragreiche Böden entstanden, deren ursprüngliche edaphische Eigenschaften weitgehend nivelliert wurden (vgl. HÜGIN 1991).

Die Gartengröße bzw. die Anbaufläche variiert zwischen 65 und 5.000 m² (0,5 ha), der Schwerpunkt liegt bei einer Anbaufläche von 100 bis 400 m². SCHULTE & DENZ geben für den Untersuchungsraum Bonn-Wachtberg Gartengrößen zwischen 100 und 1.000 m², mit einem Schwerpunkt von 250 bis 500 m², an. Die

deutlich größere Spannweite im Untersuchungsraum mag in den sehr inhomogenen standörtlichen und topographischen Eigenschaften begründet sein, bei SCHULTE & DENZ 2002 ist ein wesentlich einheitlicheres Untersuchungsgebiet anzunehmen. So passt sich die Anlage und Größe der Gärten in der Regel an das vorhandene Mikrorelief und Geländegegebenheiten (und an die Vorlieben der Gärtnerin) an. VOGL-LUKASSER 2007 gibt die Größe der von ihr untersuchten Bauerngärten in Osttirol (auf einer Meereshöhe von 600 bis 1640 m) mit 12 bis 220 m² und einem Schwerpunkt zwischen 50 und 100 m² an und bei VOGL 2011 sind die Hausgärten im Großen Walsertal ebenfalls „nur“ zwischen wenigen bis 200 m² groß. GALLUZI et al. 2010 zitieren für verschiedene Länder durchschnittliche Gartengrößen von 116 (Osttirol) bis 6000 (Venezuela) m², wobei die Gärten in Ländern, in denen die Subsistenz noch eine größere Rolle spielt, auch deutlich größer zu sein scheinen und ihr Anbauswerpunkt auf als Nahrungsmittel und medizinisch genutzten Kulturpflanzen liegt.

Bei der Gestaltung ihrer Gärten beziehen die GärtnerInnen im Untersuchungsgebiet „typische Elemente“ wie Buchshecken, ein zentrales Rondell und ähnliches (oftmals sehr bewusst) mit ein – gerade Neuanlagen oder -gestaltungen greifen diese Elemente eines verbreiteten Bauerngartenbildes auf. In der Regel werden, je nach Geschmack, Gelände, Zeit und Platz einzelne, passend erscheinende Elemente in die eigene Gartengestaltung mit eingebunden. Das wichtigste Kriterium bis heute ist jedoch eine effiziente und einfache Bewirtschaftung. Nur die wenigsten der besuchten Gärten entsprechen den idealtypischen Bauerngärten aus Landhausmagazinen und Bildbänden. Aber wie HÜGIN 1991 betonte: „Nicht sie sind typisch, sondern die einfachen, schlichten Gärten, in denen das harte Muß die Formen prägt.“ (Ebd. S. 38).

5.2.4 Selbstbild und ländliches Selbstbewusstsein der GärtnerInnen

Die Bauerngärten waren ursprünglich zumeist reine Nutzgärten und werden auch heute noch auf dem größten Teil ihrer Fläche als solche genutzt – unabhängig davon, dass inzwischen zahlreiche Zierpflanzen zum festen Bestandteil geworden sind (HÜGIN 1991, SCHULTE & DENZ 2002); ja, die enge Verzahnung und das räumliche Miteinander heutzutage fast als charakteristisches Merkmal der Gärten gesehen wird (vgl. SCHULTE & DENZ 2002, DENZ 2002). So geben 20 der befragten BauerngärtnerInnen (77 %) an, dass der Schwerpunkt ihrer Gartenbewirtschaftung relativ eindeutig auf dem Nutzgarten liegt, wobei der (Selbst-)Versorgungsaspekt eine wichtige Rolle spielt. Nichtsdestotrotz wird den Blumen und Zierpflanzen eine hohe Bedeutung beigemessen; sie sind im heute anzutreffenden Ausmaß eine relativ junge Erscheinung, gleichwohl kaum noch aus den Gärten wegzudenken. Nur sechs Befragte räumen allerdings den Zier- den gleichen Rang ein wie den Nutzpflanzen und sehen ihren Garten als eine Mischung aus Nutz- und Ziergarten an. Wo die ursprüngliche Hauptfunktion des Bauerngartens als Subsistenzgarten weitgehend an (Lebens-)Notwendigkeit verloren hat (SCHULTE & DENZ 2002), entsteht Raum für Arten, die allein zur Zierde im Garten kultiviert werden. Auch wenn diese ihren Erscheinungsschwerpunkt in den meisten Gärten in den Randbereichen und entlang des Zaunes finden, haben sie sich in manchen Gärten schon bis hinein in die

Gemüsebeete Raum erobert. SCHULTE & DENZ 2002 schreiben zur Verteilung der Bauerngärten in ihrem Untersuchungsgebiet und den (auffälligen) räumlichen Schwerpunkten, dass die Eigenversorgung mit frischem Gemüse und Obst für geografische Randlagen und bei schlechterer Anbindung an infrastrukturelle Einrichtungen noch heute eine größere Rolle spielt. Ein Umstand, der auch für einige Höfe und Gärten in dieser Arbeit noch zutreffend ist.

Die Fragen, was für die GesprächspartnerInnen den Begriff Bauerngarten charakterisiert bzw. „ausmacht“ und ob sie ihren Garten als „typischen Bauerngarten“ bezeichnen würden, zielten darauf ab, das Selbstverständnis der Bäuerinnen und Landfrauen und ihr Bild und ihre Beziehung zum eigenen Garten abzugrenzen. Viele der befragten BauerngärtnerInnen halten gerade die Selbstversorgung und die Eigenschaft als Nutzgarten für die charakteristischsten Merkmale des „Bauerngartens“. Immer wieder hervorgehoben werden aber auch Stauden, Blumen, oftmals auch „typische“ Zierpflanzenarten im Bauerngarten. Das Bild scheint dabei nur teilweise von gängigen Idealvorstellungen geprägt; wichtiger als formale Aspekte oder das Vorhandensein bestimmter Einzelelemente, ist die Abgrenzung des Begriffs von reinen Zier- und Freizeitgärten: der Bauerngarten im Verständnis der BauerngärtnerInnen ist ein von Gemüse dominierter Nutzgarten, der in erster Linie der Versorgung der (bäuerlichen) Familie dient und durch eine große Vielfalt und Mischung an Kulturen und Kulturpflanzenarten charakterisiert ist, die ausdrücklich einen reichen Blumenanteil impliziert. Über die Frage, inwieweit diese selbst geformte Begriffsvorstellung oder das von andern gezeichnete Idealbild auf den eigenen Garten zutrifft, hatten viele GesprächspartnerInnen offensichtlich noch nie nachgedacht, - insbesondere diejenigen, die nicht an der Bauerngartenroute beteiligt sind. Von 24 befragten Gärtnerinnen (ohne die Gesprächspartner aus den beiden Klostergärten) sehen 16 ihren Garten nach mehr oder weniger reiflicher Überlegung und aufbauend auf den vorangestellten Kriterien als typischen Bauerngarten. Der Garten selbst mag ein selbstverständlicher Bestandteil des Hofgefüges und Alltagslebens sein, der Begriff „Bauerngarten“ scheint von vielen Gärtnerinnen als Modebegriff, Worthülse oder werbewirksames Idealbild wahrgenommen zu werden, der mit der alltäglichen Gartenpraxis und dem eigenen Garten nicht unbedingt etwas zu tun hat. Für die Gestaltung und Bewirtschaftung der Gärten spielt das „Label“, mit dem der Garten belegt ist, eine untergeordnete Rolle, wenn auch der Titel „Bauerngarten“ mancherorts mit Stolz und Selbstverständlichkeit getragen, beansprucht und vor der allzu inflationären Verwendung für alles an Gartenformen was annähernd mit Kreuzform und Buchspflänzchen aufwarten kann, verteidigt wird.

5.3 Kulturpflanzen – Bestand, Entwicklung, Vielfalt

5.3.1 Vielfalt auf verschiedenen Ebenen

SCHULTE & DENZ 2002 ordnen die in Bauerngärten kultivierten Pflanzenarten und -sorten (Sippen) sechs

verschiedenen Gruppen zu (in Klammern dahinter die insgesamt in den Bauergärten der Gemeinde Wachtberg gefundenen Arten jeder Gruppe): Krautige Zierpflanzen (145), Ziergehölze (30), Heil- und Gewürzpflanzen (41), Salat-, Gemüse- und andere Speisepflanzen (32), Obstgehölze und Nussbäume (keine Angabe) sowie Beerenobst (9). Die Wissenschaftler gehen davon aus, dass „Je größer die Sippendiversität, um so höher die biologisch-genetische Bedeutung von Bauergärten“ (SCHULTE & DENZ 2002, S. 291) ist. SCHULMEYER-TORRES 1994 dokumentierte in 874 untersuchten Gärten (in Deutschland und Luxemburg) insgesamt 392 Arten bzw. Gattungen. Diese setzten sich aus 249 Zierpflanzen (63,5 %), davon 125 Blumen, 44 Ziersträucher und 80 Zierbäume und 143 Nutzpflanzen (36,5 %), davon 98 Gemüse, 26 Würzkräuter, 10 Nutzbäume und 9 Beerenobstarten, zusammen. VOGL-LUKASSER dokumentierte in 196 aufgenommenen Osttiroler Gärten 587 Pflanzenarten. Die Wissenschaftlerin erfasste auch Wildkräuter und andere nicht bewusst angebaute, aber im Garten wachsende Arten, die in der vorliegenden Arbeit nicht beachtet wurden.

Für vollständige Erhebungen in den für die vorliegende Arbeit untersuchten Gärten wären mindestens zwei, deutlich längere Besuchstermine und insgesamt ein größerer Untersuchungszeitrahmen notwendig gewesen. Aus Zeitgründen fand auch keine systematische Erfassung von Wildkräutern und Gehölzen statt. Dennoch wurden zahlreiche Arten im Laufe der Gartenbesuche und Gespräche aufgenommen – die als Grundlage für weitere, vertiefende Forschung dienen können. Aus den Aufzählungen der BauerngärtnerInnen, eigenen Aufnahmen und Bildmaterial ergab sich ein Mindestwert von 268 kultivierten Pflanzenarten in den untersuchten Gärten. Der tatsächliche Wert liegt mit Sicherheit – und gerade bei den (krautigen) Zierpflanzen - deutlich höher. Insgesamt wurden 66 Gemüse-, 68 Kräuter-, 81 Zierpflanzenarten, 13 Ziergehölze, 20 Beerenarten und 20 Obst- bzw. Nussbäume dokumentiert (siehe Anhang 10.4). Da es sich nur um einen Ausschnitt handelt, sind Vergleiche mit den oben genannten Studien mit Vorsicht zu genießen, dennoch scheint der erfasste Artbestand im vorderen Mittelfeld zu liegen und möglicherweise sogar relativ hoch zu sein. In den besuchten Bauergärten wurden auf Ebene der unterschiedlichen Kulturen, von den Heil- und Gewürzpflanzen, über verschiedenste Zierpflanzen, Gemüse, Salat und Kartoffeln bis hin zu Beeren und Obstgehölzen alles angebaut. Obst- und Nussbäume befinden sich am Rand des Nutzgartens bzw. im Umkreis der Höfe auf Streuobstwiesen und am Feldrand, um nicht mit den Gemüsekulturen um Wasser, Licht und Nährstoffe zu konkurrieren (vgl. VOGL-LUKASSER 2007). Ein bereits erwähntes Problem der Aufnahmen stellte die Tatsache dar, dass über die Hälfte der befragten BauerngärtnerInnen (15) nicht zwischen den Begriffen „Arten“ und „Sorten“ differenzierte bzw. differenzieren konnte und keine Zeit für eigene Erhebungen in den Gärten war. Ein Umstand, den auch BRUNDIERS 2012 in ihrer Bachelorarbeit zum Gemüsesortenspektrum im gleichen Untersuchungsraum bemerkt. Offensichtlich fehlt hier bei vielen GärtnerInnen das Wissen über die (botanische) Systematik von Pflanzen. Die Vergleichbarkeit mit andern Studien ist außerdem erschwert durch mangelndes

Zahlenmaterial und oftmals unterschiedliche Bezugsgruppen. VOGL-LUKASSER 2007 schreibt, dass sich in den von ihr untersuchten Gärten in Osttirol im Durchschnitt pro Garten 21 Zierpflanzenarten, 18 Arten mit Verwendung als Lebensmittel und 3 Heilpflanzenarten, also durchschnittlich 42 Pflanzenarten finden. GALLUZI et al. 2010 geben die statistischen Daten verschiedener Studien zu Hausgärten weltweit wieder, die durchschnittliche Anzahl der kultivierten Arten pro Garten liegt dabei zwischen sechs (Guatemala) und 45 (Vietnam, Ghana). Wobei es in den meisten Ländern bestimmte Arten gibt, die ein besonders breites Sortenspektrum zeigen (GALLUZI et al. 2010).

Die im Rahmen der vorliegenden Arbeit besuchten Gärten beherbergten zwischen 10 und 40, im Durchschnitt 21 verschiedene Gemüsearten bzw. -formen (n=14); für acht Gärten konnte eine durchschnittliche Anzahl von 34 Sorten je Garten ermittelt werden, wobei die Spannweite zwischen 20 und 65 verschiedenen Gemüsesorten lag. Insgesamt ist die Vielfalt auf Sortenebene sehr unterschiedlich von Garten zu Garten und auch innerhalb der Arten in einem Garten. In zwölf Gärten entsprach die Artenzahl (nur!) bei den Gemüsepflanzen auch weitgehend der Anzahl kultivierter Sorten, so dass in diesen Gärten eine relative Sortenarmut festzustellen ist. In anderen Gärten hingegen fanden sich von den meisten Gemüsearten mehr als eine Sorte bzw. bei bestimmten Arten wie Tomate, Salat, Kartoffel und Gartenbohne auffällig viele Sorten. Ausschlaggebend dürfte hier die Beliebtheit und häufige Nutzung der Arten in der Küche sein. Bei den Heil- und Gewürzkräutern gaben die GärtnerInnen Sortenzahlen zwischen 10 und 120 an, im Durchschnitt fanden sich 29 Sorten pro Garten (n=20). Vor allem die Minzen, aber auch beliebte Küchenkräuter wie das Basilikum (*Ocimum basilicum*) taten sich hier mit großem Sortenreichtum hervor. Auch hier spielt vermutlich die (vielseitige) Nutzung in der Küche und für die Kräutermanufaktur eine entscheidende Rolle. Bei den Zierpflanzen bewegten sich die Angaben der GärtnerInnen ebenfalls auf Sortenebene. Dies dürfte damit zusammenhängen, dass Zierarten auch im Handel unter ihrem Sortennamen verkauft werden und nicht - wie bei Gemüse oft üblich - schlicht als „die Möhre“, „Salattomate“ oder ähnliches. Die Sortenvielfalt insbesondere bei Rosen, Stockrosen, Dahlien, Bartnelken und Pelargonien (Kübelpflanzen) war hier enorm und unzählbar, in vielen Gärten geht die Anzahl der (krautigen) Zierpflanzenarten an die 100. Der Durchschnittswert von 61 Sorten pro Garten ist deshalb mit Vorsicht zu genießen und ist eher ein Mindestwert. Beerensträucher fanden sich zwischen drei und zwölf Arten in den Gärten, im Durchschnitt sieben pro Bauerngarten. Insgesamt lässt sich für die Gärten im Untersuchungsgebiet durchaus eine hohe Sippendiversität konstatieren, die Artenzahl bei den Gemüsen (als grobe Richtlinie, da systematische Erhebungen nicht stattfanden) scheint im Vergleich zu anderen Hausgärten im Mittelfeld zu liegen. Auf Sortenebene sind Gewürz- und Heilkräuter relativ, die Zierpflanzen besonders reich vertreten, beim Gemüse ergibt sich ein sehr inhomogenes Bild für die Sortenvielfalt je nach Garten und Art.

5.3.2 Quantitative Veränderungen in den letzten Jahr(zehnt)en

In 20 der besuchten Gärten hat die Anzahl der kultivierten Arten (und zum Teil auch Sorten) innerhalb der letzten Jahrzehnte zugenommen – dies betrifft vor allem die Zahl der Zierpflanzen, aber auch relativ „neu“ hinzugekommene Gemüse wie die Zucchini, Aubergine, Paprika und Tomate. Bei immerhin 13 Bauerngärten wurde außerdem in den letzten zehn bis 20 Jahren die Nutzfläche vergrößert. Entscheidend für diese quantitativen Veränderungen dürfte vor allem die für den Garten verfügbare Zeit sein. Viele ältere Bauerngärtnerinnen betonen, dass alle anderen Arbeiten auf dem Hof immer wichtiger waren als der Garten. Mit der Mechanisierung der Landwirtschaft veränderten sich auch der Arbeits- und Lebensalltag auf den Höfen. Die Notwendigkeit, von den Nahrungsmitteln bis hin zur Kleidung alles selber zu produzieren, entfiel mit deren ständiger Verfügbarkeit im Handel. Dadurch entstand für viele Bäuerinnen und Gärtnerinnen ein größerer zeitlicher Freiraum für die Bewirtschaftung des Gartens, von dem auch die Artenvielfalt profitierte. Gerade die Zierpflanzenarten haben über die letzten Jahrzehnte in den Gärten stark zugenommen - ein Luxus, den man sich früher kaum leisten konnte, musste der Garten doch mit deutlich weniger Pflege und Zuwendung durch die Gärtnerin auskommen. Ein fast identisches Bild zeichnet VOGL-LUKASSER 2007 aus Osttirol: Während Gartenmerkmale wie die Lage, Einzäunung und den Frauen als Bewirtschafterinnen in den letzten Jahrzehnten weitgehend konstant geblieben sind, hat sich die Größe der Gärten (in sehr unterschiedlichem Maße) gewandelt. Als die wesentlichsten Faktoren nennt VOGL-LUKASSER dabei „auf der einen Seite die individuelle Vorliebe und Einstellung der Bäuerin und der Familie für die Produkte des Gartens und auf der anderen Seite die Zeit, die für die Gartenarbeit von der Bäuerin eingesetzt werden kann.“ (Ebd. S. 26). Besonders viel Zeit investieren demnach vor allem diejenigen Personen, für die die betriebliche landwirtschaftliche Arbeit am Hof nicht die Hauptaufgabe ist (etwa die Altbäuerin oder die Schwester der Bäuerin). Aber auch der Grad an Selbstversorgung und der zum Teil vorhandene ökonomische Nutzen dürften eine Rolle spielen: So investieren in den besuchten Bauerngärten nicht nur die pensionierten Altbäuerinnen überdurchschnittlich viel Zeit in ihren Garten, sondern auch diejenigen Frauen, die einen erwerbswirtschaftlichen Nutzen aus ihm erzielen, - sei es durch die vollständige Versorgung der Familie und das damit verbundene Einsparen von andernfalls notwendigen Geldausgaben für frische Lebensmittel oder durch die zusätzliche Nutzung des Gartens für den Verkauf von Produkten im Hofladen, auf dem Markt oder über die Kräutermanufaktur.

VOGL-LUKASSER 2007 berichtet ebenfalls von einer deutlichen Zunahme der Artenzahl in den Osttiroler Gärten in den letzten Jahrzehnten. Als Ursachen benennt sie die mit der Verbreitung des PKWs gestiegene Mobilität und die durch die Änderung der Wirtschaftsweise heute verfügbaren Barmittel: während man früher auf eine (weitgehende) Selbstversorgung auch mit Saatgut aus eigenem Nachbau oder im Tausch mit anderen angewiesen war (vgl. auch ENIGL & KOLLER 2003, KRAUS & MOSER 2012 u.a.), ist heute alles mit dem Auto (oder öffentlichen Verkehrsmitteln) erreichbar und Saatgut kann im Supermarkt, beim Händler im

nächsten größeren Ort gekauft bzw. per Katalog bestellt werden. Durch die Globalisierung sind neue Pflanzenarten (fast) überall verfügbar. Mit diesem erweiterten Bezugsradius hat sich auch das verfügbare Arten- und Sortenspektrum „über den Dorfrand hinaus“ erweitert. Auch der „Gewöhnungsprozess“ geht viel schneller vonstatten, dennoch müssen sich neue Arten aber immer noch bewähren, bevor sie dauerhaft in den Garten Einzug halten.

Dass gerade die Zahl der Zierpflanzen in den Gärten enorm gewachsen ist, hängt mit der gesteigerten Nachfrage und Verfügbarkeit zusammen. Tatsächlich hat der Nutzpflanzenbestand in den Gärten aber auch über die letzten Jahrzehnte hinaus nicht annähernd so „reichen Zuwachs“ erfahren wie der der Zierpflanzen. HÜGIN 1991 schreibt sogar, dass - von den Heil- und Gewürzkräutern abgesehen - der Nutzpflanzenbestand der Hausgärten über die Jahrhunderte mehr oder weniger gleich geblieben sei. Die meisten Nutzpflanzen befänden sich schon seit dem Altertum in Kultur, ihre Heimat liegt im eurasiatischen Raum. „Recht wenige Nutzpflanzen nur sind nach der Entdeckung Amerikas neu hinzugekommen; vielfach haben sie bloß ähnliche, bereits kultivierte Nutzpflanzen ersetzt.“ (HÜGIN 1991, S. 75). Und auch in neuerer Zeit hätten sich nur wenige Neuheiten dergestalt bewährt, dass sie mittlerweile zum Grundstock der Gartennutzpflanzen zählen (wie etwa Tomate, Zucchini oder verschiedene Salate). „Diese nur geringen Veränderungen im Obst- und Gemüsebestand der Gärten dürften nicht nur mit dem Hang zum Althergebrachten zusammenhängen, sondern vor allem damit, daß sich das bestehende, auf die hiesigen Gegebenheiten zugeschnittene Sortiment kaum erweitern lässt.“ (HÜGIN 1991, S. 75). Die Zierpflanzen hingegen sind eine recht junge Erscheinung in der jahrtausendealten Geschichte des Gartenbaus, sie konnten erst dann in die Gärten aufgenommen werden, als die ökonomischen Voraussetzungen dafür gegeben waren und den „unnützen“, zur Subsistenz unnötigen Zierpflanzen Platz gegenüber den Nutzpflanzen eingeräumt werden konnte. Mit der zielgerichteten Züchtung mit Zierpflanzen aus Amerika und Ostasien im 19. Jahrhundert und der Verbreitung durch Handelsgärtnereien, wurden die bislang exotischen Pflanzen käuflich erwerbbar und auch bald erschwinglich und hielten schließlich Einzug in die Gärten der Bauern (KRAUS & MOSER 2012).

5.3.3 An(- und Nach)bau besonderer Sorten

Von den 26 GesprächspartnerInnen bejahten 19 die Frage nach dem Anbau „besonderer“ im Sinne von z.B. regionalen, alten oder exotischen Sorten. Die Suche nach richtigen Landsorten, die schon seit mindestens 30 Jahren kontinuierlich an einem Standort bzw. Hof angebaut und vermehrt werden, war nur ein Nebenaspekt dieser Arbeit und wurde eventuell aufgrund der zeitlichen Begrenzung und der großen Aufnahmebandbreite nicht systematisch genug verfolgt. Die Zahl von zwei (unterschiedlichen) Gemüsesorten in den 26 Gärten, die tatsächlich seit mehr als 30 bzw. sogar 50 Jahren nachgebaut werden, ist sehr gering. Möglicherweise fänden sich bei gezielteren und artspezifischen Nachfragen noch mehr

Sorten, die seit vielen Jahren in den Gärten nachgebaut werden. Offensichtlich hat aber bereits vor Jahrzehnten ein starker Verlust an alten, regionalspezifischen Sorten im Untersuchungsraum eingesetzt. Die schriftliche Befragung von BRUNDIERS 2012 im selben Untersuchungsraum erbrachte ebenfalls kaum bis keine alten Lokalsorten von Gemüse. VOGL 2011 fand in Hausgärten des Großen Walsertals in Österreich acht lokale Gemüsesorten - mit einer Mindestanbauzeit von 20 Jahren - bei sechs von insgesamt 55 GesprächspartnerInnen. Die von ihr dokumentierten, lokalen Sorten gehören zu den Arten *Allium sativum*, *Allium cepa* var. *ascalonicum*, *Cucumis sativus*, *Phaseolus vulgaris* und *Solanum tuberosum*. Es finden sich nur wenige wissenschaftliche Publikationen zu Lokalsorten in Europa; VOGL 2011 führt eine Studie zu Lokalsorten von Gemüse und Getreide in Tirol auf, die bei 123 befragte Personen insgesamt 218 Lokalsorten findet. Außerdem zitiert sie zwei Studien aus Spanien: in einem Bergtal im nördlichen Katalonien wurden 36 Lokalsorten, in Patones in der Sierra Norte, 24 lokale Gemüsesorten bei 92 Hausgärten dokumentiert. Demzufolge gibt es Regionen mit deutlich stärkerem Vorhandensein von Landsorten.

Bei den beiden im Rahmen dieser Arbeit dokumentierten Landsorten von Gemüse handelt es sich um eine Monstranzbohnsorte (Art/Variation: *Phaseolus vulgaris* var. *vulgaris*), die die betagte Mutter zweier Gesprächspartnerinnen schon von ihrer Mutter übernommen hat und bis heute kontinuierlich in ihrem Garten im Schuttertal anbaut und weitervermehrt und um das Kinzigtäler Kehlkrut, eine Markstammkohlsorte (*Brassica oleracea* var. *Medullosa*), die ebenfalls von der Mutter an die aktuelle und letzte Anbauerin der Originalsorte weitergegeben wurde und laut BACH et al. 2014 „akut vom Aussterben bedroht“ ist. Beide Sorten werden seit mindestens 50 Jahren kontinuierlich am Standort angebaut und vermehrt. Die Besonderheit der Monstranzbohne liegt in ihrer feinen Zeichnung, die an eine Monstranz erinnert. Sie spielte in vielen katholischen Gegenden eine Rolle im religiösen Brauchtum und wurde auch für die Anfertigung von Rosenkränzen verwendet. Wie bei vielen alten Sorten stellt sich die Frage, inwieweit eine solche Bohnensorte in unserer säkularisierten Gesellschaft, wo viele mit dem religiösen Brauchtum nichts mehr anzufangen wissen, noch Überlebenschancen, geschweige denn Bedeutung hat. Zumindest hat ihre hübsche Zeichnung auch ohne religiösen Bezug einen Zierwert und laut den Töchtern der Anbauerin eignet sie sich auch gut für die Küche. In erster Linie ist sie jedoch ein lebendiges Zeugnis kulturellen, ländlichen Brauchtums, dass traditionell stark mit der Alltagswelt verwoben war.

Das Kinzigtäler Kehlkrut hatte einst eine große Bedeutung im Kinzigtal und seinen Seitentälern und fand sich früher in jedem Garten in der Region. Die „regionale Gemüsespezialität“ bildet kräftige und bis zu einem Meter hohe Pflanzen mit vielen, locker um den Stamm verteilten Blättern. Diese wurden von unten her nach und nach abgeblättert und an die Schweine verfüttert, die zarten, oberen Blätter kamen für das „Bändelekrut“, eine Kinzigtaler Spezialität, in den Kochtopf. Der Geschmack des Kehlkruts ähnelt dem Grünkohl, ist aber nicht ganz so kräftig (BACH et al. 2014). Auch hier ist mit der Aufgabe der kleinteiligen

Viehhaltung ein wesentlicher Nutzungszweck und der besondere „Zweifachnutzungs-Charakter“ des Kehlkruts obsolet geworden. Freilich können die unteren Blätter auch den „Streichel-Hasen“ der Kinder verfüttert werden, aber seine ehemals große Bedeutung hat das Kehlkrut im Kinzigtal längst verloren. Dennoch scheint es wichtig diese Sorte als ein Stück weit historisch-kulturelle Identität einer Landschaft zu erhalten und das Wissen um seine traditionelle Verwendung und Zubereitung in der Küche mitzubewahren. Dass man nachgezüchtete Sorten seit einigen Jahren wieder im Handel erhält, wie eine Gärtnerin berichtete, mag ein Hinweis auf das wachsende Interesse an solchen alten, regionalspezifischen und identitätsstiftenden Sorten sein. Beide Landsorten wurden in Form von Saatgut dem Samengarten Eichstetten übermittelt, um zumindest einen weiteren Anbaustandort zu haben. Laut Hilde Erner, Gärtnerin im Samengarten, sind mindestens drei verschiedene Anbaustandorte nötig, um den Erhalt einer gefährdeten bzw. seltenen Sorte zu sichern (mündliche Mitteilung Hilde Erner Juli 2014). Der Samengarten liegt zumindest in der „Großregion“ der beiden Lokalsorten, vor allem aber ist er eine ideale Erhaltungs- und Verbreitungsplattform, von der aus die Sorten einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich sind und möglicherweise noch mehr Anbauer finden. Erhaltungsgärten wie dem Samengarten Eichstetten kommt grundsätzlich eine große Bedeutung für den Erhalt solcher alter Land- und Lokalsorten zu. Dennoch können die meisten Sorten langfristig nur überleben, wenn sie im Anbau und in der Nutzung (privater) Gärten und GärtnerInnen bleiben bzw. wieder dorthin kommen. Der Samengarten spielt dabei insofern eine Rolle, da er eine größere Öffentlichkeit anzieht und Saatgut nicht nur zum Erhalt von Sorten, sondern gerade auch für ihre Weitergabe an interessierte (Hobby-)Gärtnerinnen und Gärtner anbaut.

Über lokale Gemüsesorten hinaus finden sich gerade bei den mehrjährigen Zierpflanzen wie Stauden, Rosen oder Fuchsien viele sehr alte Pflanzen und Sorten, die die GärtnerInnen zum Teil schon mit den Gärten übernommen haben. Ihre genaue Erfassung hätte aber den Rahmen der vorliegenden Arbeit bei weitem gesprengt. Ebenso ist für die vielen alten Obstbaumbestände in und um die Gärten eine deutlich höhere Zahl an alten Sorten zu erwarten, die oftmals nicht mehr im Handel zu finden sein dürften. Insgesamt lässt sich trotz der marginalen Anzahl an Lokalsorten von Gemüse ein wachsendes Interesse und Bewusstsein bei den befragten BauerngärtnerInnen für alte und regionale (Gemüse-)Sorten feststellen. Viele GärtnerInnen verweisen nicht nur auf ausgewählte Sorten, sondern auch auf Händler, die speziell solche alten und regionalen Sorten im Programm haben oder erklären, sie wollen sich in Zukunft verstärkt nach solchen Sorten umsehen und selber auch vermehren. Dies ist wahrscheinlich Ausdruck des allgemeinen neuen Trends hin zum Ursprünglichen, Regionalen, Althergebrachten, der von Anbietern und Händlern (wie z.B. Manufactum) aufgegriffen wurde und zu einer „Wiederentdeckung“ vieler alter, (fast) vergessener Gemüse und Sorten mit regionalem Background geführt hat und mit einem gesteigerten Bewusstsein bei Konsumenten und Hobbygärtnern für lokale Produkte und Produktion einhergeht. Letztendlich für einen langfristigen Erhalt entscheidend ist jedoch bei allen Sorten die beständige Nutzung und der fortlaufende

Anbau; nur so kann sichergestellt werden, dass sich Kulturpflanzen an wandelnde Umweltbedingungen anpassen und darüber hinaus das Wissen zu Anbau, Vermehrung und Nutzung erhalten bleibt.

5.3.4 Bezugsquellen und Austausch von Pflanzen und Saatgut

Ein Großteil des Saat- und Pflanzgutes in den besuchten Gärten wird von den GärtnerInnen im Handel gekauft. Zwar findet in den meisten Gärten eigener Nachbau statt, aber meist nur von bestimmten, ausgewählten Arten, in erster Linie wird von Blumen Saatgut gewonnen bzw. diese dürfen sich einfach selbst im Beet aussäen. Zum Austausch von Pflanzen(teilen) und/oder Saatgut kommt es ebenfalls in 21 Gärten, für die „Bestückung“ der Gärten ist aber der Zukauf bedeutend wichtiger. Dies führt dazu, dass viele in den Gärten kultivierte Arten aus anderen Regionen bzw. dem globalen Saatguthandel stammen (vgl. VOGL 2011), auch wenn viele BauerngärtnerInnen auf den Bezug von biologisch erzeugtem Saatgut und samenfesten Sorten achten und Jungpflanzen – wenn sie nicht selber angezogen werden - beim Händler bzw. Gärtner vor Ort geholt werden. Gleichzeitig fanden und finden so auch „neue“ Arten ihren Weg in die Bauergärten und werden dort nicht nur an-, sondern zum Teil auch wieder nachgebaut. Insbesondere Tomaten, verschiedene Salatsorten und andere Gemüsearten werden von einigen Gärtnerinnen seit wenigen Jahren nachgebaut. Vielleicht nimmt die Vielfalt in den Gärten – ähnlich wie es VOGL 2011 für das Große Walsertal mutmaßte – eher zu als ab: „So werden zwar z.B. sicherlich weniger Kartoffeln nachgebaut als vor einigen Jahrzehnten, dafür gibt es aber sehr interessierte und experimentierfreudige Menschen, die ‚neuere‘ Arten wie z.B. Tomaten nachbauen. Somit geht auch hier ein Züchtungsprozess weiter.“ (Ebd. S. 80). Möglicherweise bauen einige GärtnerInnen gerade die „alten Landsorten“ von morgen an.

Über das direkte soziale Umfeld der BauerngärtnerInnen, in dem über die Hälfte der Austauschprozesse stattfinden, hinaus, spielen dabei für den Austausch und die Weitergabe von Pflanzenmaterial und dem damit verbundenen Wissen Netzwerke eine entscheidende Rolle. Ein Drittel dieser Prozesse findet im Rahmen von Netzwerken wie der Bauergartenroute, dem BWB e.V., der Kräutermanufaktur oder den Landfrauen und ihrem Angebot an Fortbildungen, Gartenfahrten und Vorträgen statt. Sie bilden sozusagen Plattformen, die Gleichgesinnte zusammenbringen und können aus diesem Grunde auch für den Erhalt alter Sorten von Bedeutung sein. Insbesondere Öffentlichkeitsveranstaltungen wie der „Tag des offenen Bauergartens“ sind dabei vielversprechend, den Kreis der „auserlesenen (Bauern-)GärtnerInnen“ auszuweiten. Sie bieten eine gute Gelegenheit, Pflanzenmaterial, Wissen und Erfahrungen, besondere Sorten weiterzugeben, zu verbreiten und über den eingeschränkten Kreis der gleichgesinnten Bäuerinnen und Landfrauen hinaus, auch Stadtgärtner, junge Familien und andere Garteninteressierte zu erreichen.

5.4 Gärtnerisches Wissen: Von der Aussaat bis zur Verarbeitung

Im Gegensatz zu den anderen Themen des Leitfadens war es kaum möglich, das „Gärtnerische Wissen“ der

GesprächspartnerInnen direkt zu erfragen, ohne den Eindruck einer schulischen Leistungsabrufung zu erwecken. Deshalb wurde versucht, das vorhandene Wissen indirekt über die Antworten auf die Frage nach dem *Was* an Arbeiten rund um den Garten gemacht wird, *Wie* es gemacht wird, und vor allem aus den Begründungen *Warum* etwas gemacht wird, zu erheben und heraus zu lesen. Dabei geht es in keinsten Weise darum, das Wissen und die Arbeitsweisen der GärtnerInnen hinsichtlich eines „richtig oder falsch“ zu beurteilen, sondern vielmehr um eine Bestandsaufnahme des „Knowhow“ auch im Hinblick auf zukünftige Forschung.

5.4.1 Von der Aussaat bis zu Vermehrung und Verarbeitung

5.4.1.1 Anbau und Nachbau

Bei der **Pflanzung und Aussaat** gehen viele der GärtnerInnen sehr planmäßig vor, um immer genügend frisches Gemüse im Garten vorrätig zu haben. Saatgut wird zu großen Teilen zugekauft, Setzlinge in der Regel nur von bestimmten Sorten. Dennoch gelangen so viele neue Pflanzenarten ohne jeglichen regionalen Bezug in die Gärten. Durch die erhöhte Mobilität, Globalisierung und die raumzeitlich völlig entkoppelte Verfügbarkeit von Saat- und Pflanzgut wird der Zukauf enorm erleichtert und befördert (VOGL-LUKASSER 2007). Viele der Bauergärtnerinnen ziehen ihre Jungpflanzen dennoch hauptsächlich selber im Gewächshaus, kleinen Folienhäusern/-tunnels, im Früh- oder Hochbeet oder direkt im Beet vor. In der Saison wird ohnehin das meiste direkt (nach)gesät. Viele Gesprächspartnerinnen wissen sehr geschickt die Vorteile von Hochbeeten oder mit Heu und Stroh aufgebauten Beeten auszunutzen, um die Erntesaison vorzuziehen bzw. zu verlängern. Dabei ist eine höhere Lage und raueres Klima nicht automatisch ein Argument gegen wärmeliebende Pflanzen und die Gemüseernte im Winter. Mit speziellen Tricks und Methoden, die die GärtnerInnen sich durch Ausprobieren, Einlesen oder den Austausch mit anderen erworben haben, können auch auf 1.000 m ü. NN noch im Winter unter Schnee Radieschen oder Salat geerntet werden (vgl. auch HOLZER 2004). Der Zukauf von Jungpflanzen geschieht in erster Linie aus Zeit- und Platzgründen, bisweilen liegt es aber auch an mangelndem Wissen für die Voranzucht von eigenwilligeren, anspruchsvollen Arten unter „erschweren Bedingungen“. Ähnliches beobachtete VOGL-LUKASSER 2007 in Osttirol. Eigentlich alle Gärtnerinnen zeigen eine große Experimentierfreude und Innovationsbegeisterung, dennoch werden übernommene, althergebrachte Verhaltens- und Wirtschaftsweisen zum Teil nicht hinterfragt und Dinge, die „schon immer so gemacht wurden“ einfach beibehalten. Andere begründen aber sehr genau, warum sie z.B. ihre Kartoffeln auf Heu- oder Strohbeeten anpflanzen und welche Vorteile das für Pflanzenwachstum und Ernte hat.

Wenn Kulturpflanzen lange auf der gleichen Stelle angebaut werden, laugen sie nach und nach den Boden aus und die Erde wird „müde“ und weniger ertragreich. Im Bioanbau, in der traditionellen Landwirtschaft (vor der Erfindung des Kunstdüngers) und im „kleinen, intensiv bewirtschafteten Bereich eines Gartens, wo

auf verhältnismäßig engem Raum eine vielfältige Mischung aus Gemüse, Obst und Blumen gedeihen soll“ (KREUTER 2009, S. 86), wird diesem Ermüdungsprozess in Form eines regelmäßigen **Fruchtwechsels**, einer ausbalancierten Fruchtfolge begegnet. Diese Fruchtfolge basiert auf ganz bestimmten Naturbeobachtungen, wie etwa der Tatsache, dass Gemüsepflanzen dem Boden unterschiedliche Mengen an Nährstoffen entnehmen: Starkzehrer wie Kohl, Gurken, Kartoffeln und Zucchini brauchen deutlich mehr Nährstoffe und Düngung als Mittelzehrer wie Zwiebeln, Möhren, Salat oder Fenchel. Am wenigsten Nährstoffe entziehen die Schwachzehrer, zu denen Bohnen, Erbsen und Kräuter gehören, dem Boden. Beachtet man diese unterschiedlichen Nährstoffansprüche bei der Fruchtfolge und Bestellung der Beete, kann einer Ermüdung des Gartenbodens vorgebeugt werden. Der Wechsel kann dabei sowohl in zeitlicher Reihenfolge im Sinne eines über mehrere Jahre betrachteten Fruchtwechsels stattfinden, als auch in räumlicher Folge in Form einer Mischkultur innerhalb eines Beetes (KREUTER 2009).

Eigentlich allen befragten BauerngärtnerInnen ist die Bedeutung eines regelmäßigen Fruchtwechsels und die Beachtung einer „gesunden Fruchtfolge“ klar, um Krankheiten, größerem Schädlingsdruck und einer Bodenauslaugung vorzubeugen. Der Fruchtwechsel erfolgte zum Teil nach einem sehr genauen Plan oder System (z.B. angelehnt an die Reihemischkultur nach Gertrud Franck), zum Teil aber mehr nach Gefühl und Erfahrung. Viele begründen die Einhaltung einer gewissen Fruchtfolge mit Unverträglichkeiten (am häufigsten genannt wurde die Unverträglichkeit der Kreuzblütler untereinander), Schädlinge und Krankheiten (insbesondere beim Kohl) und die unterschiedlichen Ansprüche von Stark- und Schwachzehrern (Mittelzehrer werden nur selten erwähnt).

In der **Mischkultur** werden Beobachtungen aus der Natur auf Gartenverhältnisse übertragen. Die Pflanzengemeinschaft wächst hier wie dort im Laufe einer Vegetationsperiode dicht zusammen, der dichte Blattstand beschattet den Boden und schützt ihn vor Feuchtigkeitsverlust durch Verdunstung. Die Mischung muss dabei so gewählt werden, dass sich die Pflanzen ober- und unterirdisch optimal ergänzen. Dabei spielt sowohl die unterschiedliche Nährstoffaufnahme als auch die Abgabe verschiedener Substanzen aus dem Stoffwechsel der Pflanzen eine Rolle. Diese allelopathischen Zusammenhänge, also die wechselseitige Beeinflussung von Pflanzen untereinander, können positive und negative Auswirkungen auf Wachstum und Gesundheit von Nutzpflanzen haben. Neben „guten“ und „schlechten Nachbarschaften“ gibt es aber auch solche, die sich einfach neutral zueinander verhalten. Eine Rolle spielen dabei insbesondere verschiedene aromatische Kräuter, die bestimmte Gemüsearten positiv in Wachstum, Geschmack, aber auch bei der Schädlingsabwehr beeinflussen (KREUTER 2009). Ein Wissen, das sich auch viele der befragten Bauerngärtnerinnen zu nutzen machen; z.B. wird Lavendel neben Rosen gepflanzt, um diese vor Läuse zu schützen und Bohnenkraut wird neben den Bohnen ausgesät oder gepflanzt, um deren Bohnenaroma und Würze zu verstärken. In (fast) allen Gärten zahlreich vertreten und der freien Platzwahl und Selbstaussaat überlassen, ist außerdem die Ringelblume (*Calendula officinalis*), die neben ihrer vielfältigen Nutzung in der

Pflanzenheilkunde, als Tee oder Salatdekoration noch eine positive Wirkung für alle anderen Gartenpflanzen hat: ihre Wurzelausscheidungen vertreiben schädliche Nematoden im Boden (vgl. KREUTER 2009). Ansonsten finden sich Mischkulturen in sehr unterschiedlichem Maße in den besuchten Gärten. Bei einigen BauerngärtnerInnen stehen höchstens Zwiebeln (*Allium cepa*) und Karotten (*Daucus carota*) in den Beeten gemischt zusammen, bei anderen finden sich kunterbunt durcheinander Kräuter, ein- und zweijährige Blumen und Gemüse in einer Parzelle. Schon HÜGIN 1991 hielt zu den Gärten im Untersuchungsraum fest: „Der Anbau erfolgt beetweise, selten in Mischkultur.“ (Ebd., S. 39). Und VOGL-LUKASSER 2007 bemerkt aus Osttirol, dass sich Mischkulturen nur auf Teilen einzelner Beete finden, auf allen Beeten nur bei wenigen Gärten. Auch hier finden sich am häufigsten Karotten und Zwiebeln zusammen (VOGL & VOGL-LUKASSER 2003). GärtnerInnen, die nur bestimmte Gemüsearten in Mischung kultivieren begründen dies häufig mit „die tun sich gut“, hätten positive Einflüsse aufeinander, wüchsen gut zusammen oder verbessern den Geschmack. Biochemisch, wissenschaftlich können die GärtnerInnen diese positiven Auswirkungen nicht begründen, ihr Wissen beruht auf Erfahrung, aufmerkamer Beobachtung und Empfehlungen von andern GärtnerInnen oder aus Gartenbüchern, die aber immer noch einmal im eigenen Garten überprüft werden. Insbesondere diejenigen Gesprächspartnerinnen, deren Gärten durch eine besonders hohes Maß an Vermischung und „Unordnung“ in den Beeten auffallen, wissen um die Bedeutung für Boden, Nutzpflanzen und Gartenökologie und wirtschaften aus tiefer Überzeugung heraus in Mischkultur. Viele Gärtnerinnen betonen dabei, wie wichtig die Vielfalt in den Beeten ist - ein paar Mal wird auch explizit auf die Problematik von Monokulturen, „als eine absolut unnatürliche Bewirtschaftungsform, die viele Probleme mit sich bringt“ (HOLZER 2004, S. 114) verwiesen.

Im Hausgarten finden sich grundsätzlich zwei Wege, über die Pflanzen vermehrt werden können: zum einen die **vegetative oder ungeschlechtliche Vermehrung über Pflanzenteile** wie Stecklinge, Ausläufer, Zwiebeln oder Knollen, zum anderen die **generative oder geschlechtliche Vermehrung über Samen**. Die Vermehrung über Pflanzenteile ist zum Teil einfacher als das Gewinnen von Saatgut, zum Teil bilden die Pflanzen gar keine Samen aus wie z.B. der Knollenziest (*Stachys affinis*). Im Gegensatz zur vegetativen Vermehrung erwächst bei der Vermehrung über Samen eine Pflanze, die den Elternpflanzen sehr ähnlich, aber nicht identisch mit ihnen ist, da das Samenkorn selbst aus der Vereinigung von männlichen (im Pollen) und weiblichen Erbgut (in Samenanlage enthalten) entsteht, das Erbgut der Eltern wird neu „aufgemischt“ (rekombiniert). Ebenso wie von der Mutterpflanzen unterscheiden sich die Nachkommen untereinander (bei Fremdbefruchtung können Samen einer Pflanze zudem aus Befruchtungen mit Pollen unterschiedlicher Vaterpflanzen stammen) (HEISTINGER 2003). Der eigene Nachbau und Saatgutgewinn war lange Zeit integraler Bestandteil der Subsistenzwirtschaft, aufgrund mangelnder Verfügbarkeit und zur Kosteneinsparung. Mit der Arbeitsteiligkeit und Rationalisierung in der Landwirtschaft ist der Samenbau obsolet geworden. Vielerorts geschieht er nur noch aus Tradition, emotionaler Bindung oder weil es

bestimmte Sorten nicht mehr zu kaufen gibt. Die Zahl der Arten bzw. Sorten, von denen noch Samen gewonnen werden ist – gerade beim Gemüse – gering. Damit ging und geht auch Wissen verloren (ARNDORFER 2004). Wie die meisten Gartenarbeiten ist auch die Saatgutgewinnung Frauensache, in den verschiedensten Ländern und Kulturkreisen sind Frauen die Bewahrer von Saatgut und Wissen, das sie an die nächste Generation weitergeben (GALLUZI et al. 2010, ARNDORFER 2004, HEISTINGER 2001).

Von den befragten GärtnerInnen gewinnt tatsächlich ein Großteil (20) gezielt Saatgut, fast alle (23) lassen verschiedene Zier- und Nutzpflanzenarten auch selbst im Beet aussamen, 22 BauerngärtnerInnen machen von Kräutern, Buchs, Zierpflanzen und vereinzelt Gemüse, Stecklinge oder vermehren sie auf andere Weise vegetativ. In vielen Fällen wurden auf die Frage nach dem Nachbau von Sorten erst einmal Blumen und Zierpflanzen aufgezählt, die insgesamt auch am häufigsten selbst vermehrt wurden. Von den ein- und zweijährigen Blumenarten⁴ wird in erster Linie Saatgut gewonnen bzw. viele säen sich selber aus. So werden „eigenwillige“ Pflanzen wie Dill und Mohn größer, kräftiger und widerstandsfähiger, wenn man sie an „selbst gewählter“ Stelle belässt. VOGL-LUKASSER 2007 weist darauf hin, dass bei diesen Pflanzen die tiroler Bäuerinnen darauf achten, dass sie bis zur Samenreife stehenbleiben und gegebenenfalls bei der Aussaat nachhelfen. Auch Bartnelken (2-jährig) und Ringelblume (1-jährig) vermehren sich in den Osttiroler Gärten – genauso wie in den besuchten Bauerngärten – meist durch Selbstaussaat. Stauden und andere mehrjährige Zierpflanzen werden vor allem über Stecklinge oder Wurzelableger vermehrt. Gemüsearten werden im allgemeinen seltener nachgebaut, insbesondere der Nachbau zweijähriger Arten scheint vielen GärtnerInnen zu aufwändig und kompliziert. Auffällig ist die häufige Betonung, dass alles vermehrt werde was „einfach geht und nicht zu aufwändig“ ist. – Dies dürfte neben der Beliebtheit ein Hauptgrund dafür sein, dass vor allem Zierpflanzen nachgebaut werden. Da die unmittelbare Notwendigkeit zur Selbstversorgung mit Pflanz- und Saatgut nicht mehr besteht und heutzutage alles im Handel verfügbar ist, sparen viele GärtnerInnen durch den Zukauf schlicht Zeit und Arbeitsaufwand. – Ein Phänomen, dass nicht nur HÜGIN bereits 1991 für das Untersuchungsgebiet konstatiert hat, sondern von dem auch VOGL-LUKASSER 2007 aus Osttirol, CANESTRINI 2012 aus Südtirol und VOGL 2011 aus dem Großen Walsertal berichten. Auch BRUNDIERS 2012 konstatierte in ihrer Arbeit zum Gemüsesortenspektrum im Südwesten Deutschlands, dass nicht mehr viele Personen Gemüse anbauen, um Saatgut zu gewinnen. Die Befürchtung liegt nahe, dass es spätestens in der nächsten Generation nicht mehr nur an Zeit und Platz, sondern vor allem an mangelndem Wissen zum Saatgutgewinn scheitert. Gleichzeitig ließ sich aber bei den Gesprächspartnerinnen ein wachsendes Interesse und Engagement für den eigenen Nachbau beobachten. Einige GärtnerInnen meinten, sie fingen erst gerade so an, sich mit der Vermehrung zu beschäftigen oder Kulturpflanzen nachzubauen. Andere sind dabei, ihre Nachbautätigkeit von einzelnen Sorten auf mehr und mehr Arten auszuweiten. Nur vereinzelt meinten die Befragten, sie müssten sich erst inhaltlich in das

4 Einjährige Arten blühen und fruchten einmal in ihrem Leben im Jahr der Aussaat, Zweijährige Arten blühen und fruchten ebenfalls nur einmal in ihrem Leben, aber im zweiten Jahr, nachdem sie überwintert haben (VOGL-LUKASSER 2007).

Thema einarbeiten, sich näher damit befassen; ein Mangel an Quellen schien dafür aber kein Hindernis zu sein, eher - wie so oft - ein Mangel an Zeit. Der Nachbau von im Garten kultivierten Pflanzen scheint zunehmend wichtiger zu werden und tendenziell eher wieder zu- als abzunehmen. Möglicherweise befinden wir uns momentan in einer Umkehrphase eines jahrzehntelangen Trends zur Aufgabe der eigenständigen Saatgutgewinnung. Die Frage, ob früher, in den Gärten der Kindheit oder von der Mutter noch mehr bzw. überhaupt Saatgut gewonnen wurde, beantworteten die BauerngärtnerInnen sehr unterschiedlich. Manche bejahten die Frage als Selbstverständlichkeit, man sei „früher ja darauf angewiesen gewesen“, andere waren sich sicher, dass fast gar keine Pflanzen nachgebaut wurden, weil die Zeit dazu fehlte bzw. das angebaute Gemüse gerade so für die Versorgung der Familie reichte und man gar nichts davon für Saatgut hätte entbehren können. Dies kann auch mit der unterschiedlichen Versorgungslage bzw. Anbindung der Höfe an Infrastruktur und Handel zusammenhängen.

Abschließend sei anzumerken: das „Wissen zur Saatgutvermehrung“[...] ist die Grundlage der Sortenerhaltung schlechthin.“ (HEISTINGER 2003, S. 19).

5.4.1.2 Pflege

Boden: Bearbeitung und Melioration

Die BauerngärtnerInnen wissen sehr genau, was ihr Boden an Pflege und Bearbeitung benötigt, um dauerhaft gute Erträge und eine leichte Bewirtschaftung zu garantieren. Es fehlt höchstens an wissenschaftlichen Begriffen, um diese Eigenschaften und Ansprüche zu formulieren. Durch die oftmals jahrzehntelange Bodenbearbeitung und -melioration kam es in vielen Gärten zu einer „Nivellierung edaphischer Unterschiede“: „In den intensiv bewirtschafteten Hausgärten sind die entscheidenden Standortfaktoren die ausgeglichen gute Nährstoff-, Wasser- und Luftversorgung der Böden.“ (HÜGIN 1991, S. 40). Man spricht von sogenannten „garen Böden“, deren Eigenschaften, Fruchtbarkeit, nachhaltiger Ertragsreichtum und Gesundheit, bezeichnend für „unsere gut gepflegten Hausgärten“ sind. Durch die jahrelange (zusätzlich zur Bearbeitung erfolgte) Mistzugabe entstanden vielerorts äußerst humose Oberböden mit Mächtigkeiten von über 40 Zentimetern und Humusgehalten über vier Prozent, sogenannte Hortisole oder „anthropogene Schwarzerden“ (HÜGIN 1991, SCHULMEYER-TORRES 1994). Durch die weitgehend einheitliche Bewirtschaftung in den Gärten sind die ursprünglichen edaphischen Eigenschaften nicht mehr eindeutig zu erkennen. Dies wird vor allem dort sichtbar, wo ein alter Garten erweitert oder in seiner Nähe neue Beete auf dem ehemals gleichen Standort angelegt werden, hier ist der eigentliche Bodentyp noch deutlich erkennbar. Er muss erst bearbeitet und beeinflusst werden, um sich dem gewünschten Gartenboden anzugleichen. Hier gehen die GärtnerInnen sehr genau auf die unterschiedlichen Eigenschaften ein und verbessern ihre Böden durch die Zugabe von Pflanzenjauchen, Kompost und Mist, Mulchen, Umgraben oder Kalken, um die gewünschten Erträge und Eigenschaften zu erhalten. Dabei handelt es sich in fast allen Fällen um geschlossene Kreisläufe, in denen Mist und Kompost

vom eigenen Hof, Vieh bzw. aus dem eigenen Garten und nur in seltenen Fällen mal verregnetes Heu oder der Pferdemist vom Nachbarn verwendet wird.

Das Wissen um Bedürfnisse von Boden und Kulturpflanzen generiert sich dabei in erster Linie aus - häufig auch negativen - Erfahrungen und dem Ausprobieren und Experimentieren. Was sich bewährt und Erfolg zeigt, wird fortgeführt, alles andere wird verworfen. Wenn sich eine bestimmte Bearbeitungsmethode, Gründüngung oder Mischkultur bewährt hat, wird sie in der Regel beibehalten und nur noch geringfügig ergänzt und verändert. Bis heute ist die Gartenarbeit Handarbeit mit einfachen Werkzeugen. Der Garten wird in der Regel durch Umwenden des Bodens umgegraben, bisweilen wird er nur gelockert mit dem Hinweis auf eine Schonung der Bodenlebewesen. Im Gegensatz zu sonstigen Bereichen des Hofes und der Landwirtschaft hat kaum bis keine Mechanisierung in die Gärten Einzug gehalten, die Bäuerinnen arbeiten weiterhin händisch mit technisch unkomplizierten und einfachen Arbeitsgeräten (vgl. auch VOGL-LUKASSER 2007, VOGL & VOGL-LUKASSER 2003). So lässt sich mit VOGL-LUKASSER 2007 sagen, dass im Erscheinungsbild und in der Bewirtschaftung der Gärten im letzten Jahrhundert „kein richtiger Bruch mit der Tradition“ stattgefunden hat, bis heute geschieht die Bewirtschaftung sehr traditionell im Sinne einer manuellen Bearbeitung und der Einhaltung geschlossener Hofkreisläufe. Oftmals ist dies einer sehr bewussten Entscheidung der Bauerngärtnerinnen für das Althergebrachte geschuldet, was nicht verhindert, dass die GärtnerInnen ihren Garten gleichzeitig als einen „Bereich der Experimente und Innovationen“ bewirtschaften (VOGL & VOGL-LUKASSER 2003). Bei den Bauerngärten handelt es sich um eine Art „nachhaltige (Mikro-)Landnutzungssysteme“, die auf langfristige Bewirtschaftungsmaßstäbe angelegt sind, sollen sie ja auch die nächsten Jahrzehnte der Familie und nachfolgenden Generationen noch Ertrag bringen. - Ein Ansatz, den sich die allerorten von Übernutzung, Monokulturen und kurzfristiger Gewinnausrichtung geprägte Agrarproduktion durchaus zum Vorbild nehmen kann.

Wenn es um die **Stärkung und den Schutz von Kulturpflanzen** gegenüber Unkräutern, Schädlingen und Krankheiten geht, halten sich die meisten befragten BauerngärtnerInnen an einen prophylaktischen Pflanzenschutz. Dieser besteht in der Regel aus der Wahl der richtigen Nachbarpflanzen, einer „gesunden Mischkultur, einer Nützlingsförderung, aus Pflanzenjauchen (vor allem mit *Urtica dioica* und *Equisetum arvense*) und der Zugabe verschiedener mineralischer Düngemittel. Außerdem wird Unkraut (im Sinne nicht gewünschter, die Kulturpflanzen im Wachstum beeinträchtigender Arten) per Hand gejätet und „in Schach gehalten“. Zum Schutz vor Vogelfraß an den Beerensträuchern, um die Eiablage verschiedener Fliegen und Falter an Kohl oder Lauch zu verhindern oder um Schnecken von den Salatjungpflanzen fernzuhalten, kommen außerdem physikalische Pflanzenschutzmethoden in Form von Vliesen, Netzen, Kupferbändern oder ähnlichem zum Einsatz (siehe dazu BACKHAUS & GATTERMANN 2012). Eine Bekämpfung mit synthetischen oder biologischen kommerziell erwerbbaaren Pestiziden findet kaum statt, und wenn, dann in erster Linie an Zierpflanzen, die nicht als Nahrungsmittel genutzt werden (vgl. auch VOGL & VOGL-

LUKASSER 2003 in Osttirol). Viele GärtnerInnen sehen es gelassen, „wenn mal etwas nicht so wird“, wenn überhaupt wird Schädlingen an Nutzpflanzen mit Absammeln (und Zerdrücken) oder mit selbst herstellbaren Hausmittel begegnet und befallene Pflanzenteile händisch entfernt. Schädlinge und Krankheiten treffen nie alle Arten in einem Garten, weshalb die GärtnerInnen einen Verlust einzelner Arten gut verschmerzen können, ohne die ganze Ernte in Gefahr zu sehen. Bei allen GesprächspartnerInnen trat eine klare Skepsis und Abneigung gegenüber dem Einsatz chemischer Pflanzenschutzmittel an Nahrungspflanzen zu Tage – insbesondere bei denjenigen, die ihren Garten zertifiziert oder aus reiner Überzeugung biologisch bewirtschaften. Während viele Schädlinge und geeignete Abwehrmaßnahmen noch benannt werden können, erwähnten die befragten BauerngärtnerInnen kaum Krankheiten. Hier mangelt es vermutlich an Diagnose- und Behandlungswissen, Pflanzenkrankheiten wie Mehltau, Schorf oder Rost werden in der Regel pauschal mit Pflanzenjauchen behandelt oder einfach akzeptiert. Auch VOGL-LUKASSER 2007 beobachtete, dass bei den Osttiroler Bäuerinnen zumeist das Wissen zur Benennung und fachkundigen Bekämpfung von Krankheiten und Schädlingen fehlt. Tatsächlich fanden sich unter den für die vorliegende Arbeit befragten GärtnerInnen einzelne, die sich auf bestimmte Pflanzenschutz- und -stärkungsmittel wie EM (Effektive Mikroorganismen) spezialisiert hatten und auf diesem Gebiet ein sehr profundes Wissen zu Anwendung und Einsatz bei spezifischen Schadbildern aufwiesen. Im Allgemeinen wurden verschiedene Hausmittel probiert und auch mal Rat von anderen eingeholt oder einfach gar nichts unternommen und abgewartet, ob sich das Problem auf „natürliche Weise“ lösen würde. Immer wieder betont wurde dabei die Bedeutung eines „natürlichen Gleichgewichts“ und guter Wachstumsbedingungen als beste Garant für ein gesundes Pflanzenwachstum. Bei einigen GärtnerInnen war ein starkes Bewusstsein für das Eingebundensein des Gartens in seine umgebende Umwelt und die Bedeutung von Bestäubern und anderen Nützlingen im Garten da, dass sich in einer gezielten Förderung dieser Nützlinge äußerte. So erklärt HEINZELMANN 2012, dass der ursprüngliche Pflanzenschutz in erster Linie vorbeugend gegen den Befall von Krankheiten und Schädlingen impliziert war. Es ginge um einen Einsatz aller „Faktoren und Maßnahmen [...], die - auch ohne Einsatz von Pflanzenschutzmitteln – ein gesundes und kräftiges Wachstum von Pflanzen möglich machen.“ (HEINZELMANN 2012, S. 51). Die Pflanze müsse optimale Wachstumsbedingungen vorfinden, um eine erhöhte natürliche Widerstandsfähigkeit auszubilden. Dies beginne bei der Wahl der Sorten nach Gesichtspunkten wie Optik, Geschmack, eine geringe Anfälligkeit gegenüber Krankheiten und Schädlingen und Anpasstheit an den Standort, erstrecke sich aber auch auf Bodenvorbereitung und Pflege und den Anbau von Mischkulturen gegen die Massenverbreitung von Schädlingen. Als wichtigen Baustein benennt HEINZELMANN 2012 dabei die Förderung und Ansiedlung von Nützlingen im Garten über das Angebot von Rückzugsbereichen und Nahrungspflanzen. Auch BACKHAUS & GATTERMANN 2012 schreiben, es ginge vor allem darum, geeignete Lebensräume und -bedingungen schaffen, um Nützlinge, als „natürliche Feinde der Schädlinge unserer Kulturpflanzen“ (ebd., S. 23) zu fördern. Dies beinhaltet unter anderem die Aussaat und

Kultivierung von Pollen- und Nektarpflanzen als Nahrungsgrundlage, Schaffung geeigneter Verstecke, Brut- und Überwinterungsquartiere (z.B. Insektenhotels, Laub- und Reisighaufen, kleine Tümpel, Nistmöglichkeiten für Vögel), sowie den Verzicht auf Präparate mit nützlingschädigenden Eigenschaften.

In vielen der besuchten Gärten werden diese Empfehlungen längst umgesetzt und zahlreichen Nützlingen eine strukturelle Vielfalt von Kleinstlebensräumen auf engem Raum geboten, in dem Bewusstsein für ökologische Zusammenhänge und den Nutzen, den Bienen, Marienkäfer und Insekten, Vögel und Säugetiere wie der Igel für den eigenen Garten haben. Insofern gehen die BauerngärtnerInnen mit den Empfehlungen vieler Gartenratgeber und wissenschaftlicher Studien zum Thema Pflanzenschutz konform (siehe dazu z.B. HEISTINGER 2010, KREUTER 2009, RIECHBERG 2014, BACKHAUS & GATTERMANN 2012, HEINZELMANN 2012), indem sie hauptsächlich auf prophylaktische und äußerst umweltverträgliche Abwehrmaßnahmen bauen.

5.4.1.3 Ernte und Lagerung

Viele der befragten BauerngärtnerInnen lagern überschüssiges Gemüse und Obst auch über den Winter ein. Die meisten GesprächspartnerInnen haben bestimmte Methoden und Tipps, wie sich das Erntegut besonders lange frisch und „knackig“ hält. Von der Erdmiete bis zum Lagerkeller wird dabei alles genutzt, was in und um Haus und Hof zur Verfügung steht oder einfach selbst zu bauen ist. Die unterschiedlichen Gemüse werden dabei auch unterschiedlich eingelagert, manches kommt in Sand, Moos oder Erde, anderes wird in Zeitung gewickelt oder frei in Kisten gelegt. Oftmals belegt das Lagerobst bereits den Keller, so dass für das Gemüse Erdmieten oder andere Lagerstätten gefunden werden müssen. Obst und Gemüse sollten nicht im selben Raum gelagert werden, da Obst – und allen voran Äpfel – besonders viel von dem Reifegas Äthylen ausscheidet und dadurch die Haltbarkeit des Gemüses verkürzt (RIECHBERG 2014). KREUTER 2009 erklärt, der ideale Lagerraum sei kühl und feucht, insbesondere Wurzelgemüse lagert man am besten in Sandkisten. Auch die GärtnerInnen wissen, dass es wichtig ist, die Erntefrüchte feucht, kühl und gut belüftet zu lagern, damit sie möglichst lange haltbar bleibt und greifen dabei auf altbewährte Methoden zurück. Die von den BauerngärtnerInnen beschriebenen Lagermethoden standen denen der konsultierten Fachliteratur (RIECHBERG et al. 2014, KREUTER 2009, verschiedene Ausgaben der Gartenzeitschrift KRAUT & RÜBEN) in keinsten Weise nach, außer vielleicht bei der Schilderung der biochemischen Prozesse, die sich während der fortschreitenden Reifung und Lagerung abspielen.

Zahlreiche GärtnerInnen bauen außerdem auch bis in (oder über) den Winter Gemüse im Garten an und wissen sich sehr gut mit verschiedenen Abdeckungen, speziellen Wintersorten oder anderen Tricks und Methoden zu helfen, um in der kalten Jahreszeit frisches Gemüse im Garten ernten zu können, ohne dabei ein Gewächshaus zu beheizen bzw. überhaupt zu nutzen. Eine Gärtnerin macht vor, wie man mit dem richtigen „Knowhow“ auch auf 1000 m Meereshöhe und unter tiefem Schnee noch verschiedenstes Gemüse kultivieren kann.

5.4.1.4 Verarbeitung

Bei der **Konservierung und Haltbarmachung** steht heute das Einfrieren an erster Stelle. Diese bedeutende Position hat sich das Einfrieren kraft seiner Eigenschaft als schnelle, einfache und sichere Konservierungsmethode erworben. Viele GärtnerInnen genießen es, nicht mehr auf das Einkochen, Sterilisieren oder andere aufwändigere Methoden der Haltbarmachung angewiesen zu sein und sich nicht mehr über Einmachgläser zu ärgern, die doch nicht ganz dicht waren. Auch VOGL-LUKASSER 2007 erklärt, dass bei den Osttiroler Bäuerinnen das Einfrieren für die Vorratshaltung im Winter an erster Stelle stünde vor dem Einlagern im Keller. Ein Einlegen in Essig oder Trocknen fände nur noch selten statt. Ganz so schlimm scheint es im Untersuchungsgebiet noch nicht, die meisten GesprächspartnerInnen machen sich zusätzlich noch die unterschiedlichsten Konservierungsmethoden zunutze und wissen noch wie Gemüse und Obst richtig eingekocht, -geweckt, sterilisiert, vergoren oder in Salz, Zucker oder Essig eingelegt wird. Kräuter und Obst werden außerdem getrocknet oder gedörst, um sie für den Winter haltbar zu machen. Manches schmeckt einfach besser, bzw. ist schneller in der Küche einsetzbar, wenn es nicht erst aufgetaut werden muss, bei anderen Konservierungsmethode wie dem Einmachen von Sauerkraut oder „*Ständelebohnen*“ kann die Gefriertruhe die notwendigen Gärungsprozesse schlicht nicht ersetzen.

In den besuchten Bauergärten fanden sich die verschiedensten **Formen der Verarbeitung** von Gartenprodukten wie Obst, Gemüse, Beeren und Kräutern. Insgesamt beherrschen die GärtnerInnen ein breites Repertoire an Endprodukten über die unmittelbare Verwendung in der Küche hinaus. Dabei gibt es Verarbeitungsformen, die sich in fast jedem besuchten Haushalt finden wie Marmelade, Tomatenpüree/-soße oder Tees - viele GesprächspartnerInnen haben aber ganz eigene, spezielle Produkte entwickelt. Wie die Gartenarbeit ist auch die Verarbeitung der eingefahrenen Ernte von Experimentierfreude geprägt: Manches Althergebrachte wird wie selbstverständlich weitergeführt, aber viel Neues wird als Anregung aus Büchern, Zeitschriften oder von anderen GärtnerInnen übernommen und dem eigenen Geschmack und Bedarf angepasst. Gerade traditionelle Rezepte wie die sauer vergorenen „*Ständelebohnen*“ oder die Kinzigtaler Spezialität „*Bändelekrut*“ aus dem *Kehlkrut*, wurden in der Regel von der Mutter oder Schwiegermutter übernommen, weitergeführt und zum Teil bereits an die nächste (Frauen-)Generation weitergegeben.

5.4.2 Pflanzenheilkunde aus dem Garten

Neunzehn der befragten BauergärtnerInnen nutzen verschiedene Kräuter aus ihrem Garten und Wildsammlung auch für heilkundliche Zwecke und zur Herstellung von in der Volksmedizin eingesetzten Produkten. Manche GesprächspartnerInnen erklären detailliert für was und warum sie verschiedene Salben, Tees und Tinkturen herstellen, andere zählen nur kurz auf, was sie heilkundlich machen. Dabei gibt es zum einen „Standardsachen“ wie Ringelblumensalbe und Johanniskrautöl, die fast alle selber herstellen und bei

denen die Wirkung auch weitgehend bekannt bzw. sozusagen vorausgesetztes Allgemeinwissen ist. Insbesondere die Ringelblumensalbe scheint nicht nur im Untersuchungsgebiet zum Standardrepertoire zu gehören, auch in Osttirol ist sie die am weitesten verbreitete Salbe (VOGL-LUKASSER 2007), was sicherlich mit der allgemeinen Beliebtheit der Pflanze zusammenhängt. Zum andern gibt es einige wenige, die die Pflanzenheilkunde sehr ernst nehmen und sich intensiver mit der Wirkung von Kultur- und Wildpflanzen befasst haben und befassen und (beinahe) ihre komplette Hausapotheke selber herstellen. Bei ihnen findet sich ein breites Repertoire an heilkundlich verwerteten Produkten, die bei spezifischen Problemen und „Wehwehchen“ eingesetzt werden und damit verbunden auch ein tiefgreifendes Wissen zu Pflanzen und ihrer Wirkung, begründet auf praktischer Erfahrung und Anwendung. Zum Teil ist das Wissen und Können dieser „Kräuterfrauen“ im Dorf bzw. in der Umgebung bekannt und verschiedene Tinkturen und Mittel werden „unter der Hand“ weitergegeben. Auch hier handelt es sich weniger um wissenschaftliches Wissen oder die Kenntnis biochemischer Wirkstoffe von Pflanzen, sondern um deren spezifische Eigenschaften, Wirkung und Anwendung. Also um das Wissen, welche Pflanze in welcher Form welches Leiden lindern kann. Im Kontext des lokalen Erfahrungswissens sind diese speziellen heilkundlichen Kenntnisse (mittlerweile) als Spezialwissen anzusehen, das nur von Einzelnen innerhalb des allgemeinen Erfahrungswissens getragen wird (vgl. FAO 2005). Da die Bäuerinnen nicht mehr darauf angewiesen sind, sich und ihre Familie mit Arzneimitteln selber zu versorgen und benötigte Medizin heutzutage üblicherweise vom Arzt verschrieben bzw. in der Apotheke geholt wird, gehören volksmedizinische Kenntnisse nicht mehr – wie noch vor wenigen Jahrzehnten – zum selbstverständlichen und notwendigen Repertoire jeder Gärtnerin (KRAUS & MOSER 2012, CANESTRINI 2012, VOGL-LUKASSER 2007).

5.4.3 Quellen des Wissens

Ein Großteil des Wissens, das die Bauerngärtnerinnen zur Bearbeitung und Pflege des Gartens, zur Verwendung der verschiedenen Kulturen und zur Vermehrung von Pflanzen haben, entstammt jahrelangen Erfahrungen und wurde „von zu Hause“ gelernt. Das gärtnerische Wissen und Können wird in erster Linie von Frau zu Frau weitergegeben, die Gesprächspartnerinnen nennen immer wieder ihre Mutter, Schwiegermutter oder Großmutter als „Quelle“, einige geben auch Hinweise darauf, dass die Genannten wiederum das Wissen von der Frauengeneration vor ihnen übernommen haben. Da auch die Gartenarbeit in den besuchten Gärten bis heute vor allem „Frauensache“ ist, liegt diese matrilineare Wissenstradierung nahe.

Auch VOGL 2011 beschreibt, dass das „Wissen zur Gartenarbeit [...] meist durch Frauen an Frauen weitergegeben zu werden [scheint], sowie auch die Gartenarbeit im Großen Walsertal als ‚Frauenarbeit‘ gesehen wird.“ (Ebd. S. 80). Von Osttirol bzw. Südtirol berichten VOGL-LUKASSER 2007 und CANESTRINI 2012 ähnliches zur Weitergabe von gärtnerischem Wissen. HEISTINGER 2001 schreibt insbesondere zur

Züchtungs- und Vermehrungsarbeit in Südtirol, dass das Wissen der Gesprächspartnerinnen von Frauen stamme. Neben der Mutter und Großmutter wurden hier zum Teil noch andere kundige Frauen außerhalb der Familie als „Lehrmeisterinnen“ erwähnt. VOGL 2011 bringt dies in Verbindung mit dem von ihren GesprächspartnerInnen immer wieder genannten „Austausch mit anderen GärtnerInnen“ als wichtige Informationsquelle. Auch einige der im Rahmen dieser Arbeit befragten Bauerngärtnerinnen verwiesen auf den Austausch und das Lernen durch andere Gärtnerinnen und Bäuerinnen.

Die Gartenarbeit scheint also in vielen traditionell und ländlich geprägten Bereichen bis heute eine Frauendomäne zu sein und die Tradierung von damit verbundenen Wissen ist weitgehend geschlechtsgebunden. Dennoch gibt es auch Ausnahmen, bei denen vorhandenes Gartenwissen auch an eine interessierte männliche Person, wie den Sohn weitergegeben wird. Eine Gesprächspartnerin nennt auch explizit ihren Vater als Wissensvermittler.

Aufbauend auf der Grundlage des Zuhause erhaltenen Wissens, haben die GärtnerInnen eigene Erfahrungen gesammelt und gemacht und nebenher viel zusätzliches Wissen über Fortbildungen, Bücher und andere Medien oder auch im Rahmen einer Ausbildung bzw. eines Studiums erworben. Fast alle der befragten Bauerngärtnerinnen stammen aus einem ländlichen, landwirtschaftlichen Kontext, oft von einem Hof und haben eine Ausbildung, ein Studium oder Schulen in eine verwandte Fachrichtung absolviert bzw. besucht. Gerade für den Austausch unter den GärtnerInnen aber auch für verschiedene Weiterbildungen, Vorträge und Seminare zum Thema spielen die Netzwerke und Vereine (BWB e.V., Bauerngartenroute, Landfrauen) im Untersuchungsgebiet eine wichtige Rolle, indem sie die Bauerngärtnerinnen zusammenbringen und verschiedene Weiterbildungs- und Lernmöglichkeiten bieten.

5.4.4 Tradiertes Wissen und Brauchtum

Zur Nutzung des **Mondkalenders** und der Berücksichtigung der **Mondphasen** in den Südtiroler Bauergärten schreibt CANESTRINI 2012: „Obwohl in den Landwirtschaftsbetrieben heute die Mondphasen weniger beachtet werden, ist im Nutzgarten ein Teil dieses traditionellen Wissens erhalten geblieben, auch weil die meisten Bauern sich an althergebrachten Verhaltensweisen, anstatt an bloßem Wirtschaftsdenken orientieren.“ (Ebd., S. 81). Zahlreiche Lehrsätze zu Wetterverhältnissen, Auswirkungen auf das Pflanzenwachstum und Bauernregeln wurden aus dem Wechsel des Erdtrabanten vom Vollmond über den Neumond zum nächsten Vollmond innerhalb von 29 Tagen abgeleitet. Tatsächlich gehen bestimmte Mondphasen im Frühjahr für gewöhnlich mit bestimmten Witterungsbedingungen einher, die das Wachstum beeinflussen können, worauf vermutlich der Glaube an den Einfluss des Mondes basiert (CANESTRINI 2012). Dabei wird zwischen der Mondform (zunehmend oder abnehmend) und dem Mondstand in Bezug auf die zwölf Sternzeichen (aufsteigend oder absteigend) unterschieden und mit allen verschiedene Einflüsse verbunden. Die Tierkreis- oder Sternzeichen werden wiederum an ein bestimmtes

Element assoziiert, wobei die vier Elemente das Wachstum der Pflanzen beeinflussen sollen (CANESTRINI 2012, RIECHBERG 2014). Nicht nur CANESTRINI 2012 weist darauf hin, „dass die Angaben und Empfehlungen der „Experten“ in ihren jeweiligen Kalendern oft voneinander abweichen.“ (Ebd., S. 85). Auch die Begriffe zu- und abnehmend bzw. auf- und absteigend werden nicht nur in der Praxis, sondern auch in der Literatur oftmals nicht eindeutig voneinander abgegrenzt; die ihnen zugeschriebenen Einflüsse auf das Pflanzenwachstum überschneiden sich zum Teil. Zusätzlich werden öfter noch die Begriffe „unter- oder übergehender“ synonym für auf- und absteigender Mond gebraucht (siehe z.B. THUN 2004, CANESTRINI 2012, RIECHBERG 2014).

Auch die Bauerngärtnerinnen nutzen unterschiedliche Begriffe und kritisieren zum Teil gerade diese Widersprüchlichkeiten zwischen Kalendern und Termini. Nur die wenigsten scheinen dabei das ganze System an Mondregeln und -einflüssen zu „durchschauen“. Dennoch nutzen 77 % der (26) GesprächspartnerInnen einen Mondkalender bzw. achten auf bestimmte Mondphasen und die „richtigen Zeitpunkte“ (vgl. THUN 2004). Viele nutzen den Mondkalender, um mit den an die Hand gegebenen Richtlinien zu experimentieren und zu schauen, welche Aspekte praktikabel und erfolgreich sind und welche eher nicht. In der Regel wird deshalb auch nur für bestimmte Gartenarbeiten oder Kulturpflanzen die Zeitpunkte und Empfehlungen des Mondkalenders oder der Mondregeln beachtet, - wenn Zeit und Witterung es zu lassen.

VOGL & VOGL-LUKASSER 2003 erklären, dass in 78 % der (196) Osttiroler Gärten die Mondphasen beachtet werden. Der Mondkalender sei dort erst seit einigen Jahren „in aller Munde“, der Großteil der GärtnerInnen richte sich aber vor allem nach verfügbarer Arbeitszeit und Wetter (VOGL-LUKASSER 2007). Ähnliches berichten VOGL 2011 aus dem Großen Walsertal und CANESTRINI 2012 aus Südtirol, auch dort wird der Mondkalender in gewissem Umfang den Haus- und Bauerngärten beachtet, letztendlich sind Zeit und Wetter wieder ausschlaggebender.

Auch alte **Merk- und Bauernregeln** spielen als Faustregeln und Orientierungshilfen noch eine gewisse, wenn auch untergeordnete Rolle für die Gartenarbeiten im Jahreskreislauf. Insbesondere die sogenannten „Eisheiligen“ in der ersten Maihälfte, auf die auch in vielen Gartenratgebern hingewiesen wird, dienen als gutes Faustmaß für letzten Nachtfröste im Frühjahr, nach denen man mit dem Auspflanzen empfindlicher Kulturarten beginnen kann. Diese jährlich wiederkehrenden „Lostage“, also bestimmte Tage, die das Wetter zu einem späteren Zeitpunkt anzeigen sollen, haben laut CANESTRINI 2012 bis heute eine besondere Bedeutung. Insgesamt setzen sich offensichtlich bei den Bauerngärtnerinnen solche Merk- und Bauernregeln durch, die praxisnah und alltagstauglich sind, also eine Hilfe bei der Orientierung im Gartenjahr geben.

Religiöses und traditionelles **Brauchtum** wurde nicht spezifisch erfragt, aber mit aufgenommen, wenn die Gesprächspartnerinnen von sich aus bestimmte Traditionen erwähnten.

So wird in katholischen Gegenden Europas am 15. August Maria Himmelfahrt gefeiert und anlässlich dieses „Hohe Frauentages“ im Gottesdienst speziell zu diesem Zweck gesammelte Kräutersträuße zeremoniell geweiht. Diese Kräutersträuße enthalten eine Vielzahl wildwachsender Heilpflanzen und acker- bzw. gartenbaulich kultivierter Nutzpflanzen, wobei die Zusammensetzung lokal und historisch schwankt. Ihre Anzahl ist durch alte Zahlensymboliken bestimmt (heilige Zahlen: 3, 7, 9,..., 77, 99), wobei die Sammlung profunde botanische und standortökologische Kenntnisse voraussetzt (INHETVEEN 2000). Im Rahmen der Leitfadengespräche wurde vereinzelt auf die Ausübung dieses alten Brauchs hingewiesen, bei gezielter Nachfrage hätten sich womöglich noch deutlich mehr Bauerngärtnerinnen im Untersuchungsgebiet gefunden, die die „Kräuterbüschel“ noch sammeln und binden. Auch VOGL-LUKASSER 2007 und CANESTRINI 2012 berichten aus Ost- bzw. Südtirol von in Körben oder als Sträuße gebundenen Heil- und Gewürzkräutern wie Wermut, Salbei etc., die am 15. August zur Weihe in die Kirche getragen und später bei Gewitter verbrannt, ins Kuhfutter gemischt oder zum Räuchern von Haus und Stall verwendet werden.

Die Monstranzbohne, die von einer Gärtnerin seit Jahrzehnten nachgebaut wird, spielt eine Rolle im religiösen Brauchtum, auf die schon der Name verweist. Außerdem pflanzen einige GesprächspartnerInnen Zier- und andere Kulturpflanzen für die Verwendung als Altar- oder sonstigen Kirchenschmuck oder für das Erntedankfest. Diese Nutzung scheint im dörflichen Raum und in der traditionell stärker kirchlich verbundenen ländlichen Bevölkerung noch eine gewisse Bedeutung zu haben. VOGL-LUKASSER 2007 dokumentierte für Osttirol ebenfalls Bauerngärtnerinnen, die verschiedene Pflanzen für kirchliche Feste und als Schmuck anpflanzen und zur Verfügung stellen.

5.5 Motivation und Perspektiven

5.5.1 Motivation der GärtnerInnen

Für über die Hälfte der befragten BauerngärtnerInnen ist die Hauptmotivation für den Garten die Selbstversorgung mit gesunden, frischen Lebensmitteln, von denen Herkunft und Behandlung vollständig bekannt sind. Der Garten gehört für viele zum selbstverständlichen Lebens- und Alltagsbestandteil. Trotz aller Mühen und Anstrengungen scheint das Gärtnern für viele in erster Linie Leidenschaft und Ausgleich – für die einen Ausgleich und Rückzugsraum, Refugium von den sonstigen Hofarbeiten, wo oftmals der Mann den Ton angibt, bzw. andere bestimmend sind, für die anderen Ausgleich zum Büro- und Schreibtischjob. Das Gärtnern macht Spaß und ermöglicht nebenbei eine gesunde Ernährung, Unabhängigkeit und die Versorgung der Familie.

Von 196 von VOGL & VOGL-LUKASSER 2003 befragten BauerngärtnerInnen geben 100 an, dass sie aus Spaß und Leidenschaft gärtnern. VOGL-LUKASSER 2007 zitiert als zentrales Argument der Bäuerinnen für ihren Garten die (Selbst-)Versorgung der Familie und damit verbunden die bessere Qualität der eigenen Produkte und eine gesunde Ernährung als Grundbausteine für ein gesundes Leben. Bis heute haben die Bauerngärten

in Osttirol seltenst eine Erwerbsfunktion, Gartenprodukte werden kaum bis gar nicht vermarktet. Trotz der verschwundenen Notwendigkeit einer Subsistenzwirtschaft, werden die Gärten fast ausschließlich von bzw. für die Familie genutzt. Eine Kommerzialisierung der Gartenprodukte ist unüblich; Überschüsse, die innerhalb der Familie nicht verwertet werden können, werden im Austausch oder als Geschenk an Nachbarn, Bekannte oder Verwandte weitergegeben und festigen nebenbei soziale Netzwerke und Beziehungen (VOGL & VOGL-LUKASSER 2003). KRAUSE 2012 schreibt zur heutigen Rolle der Bauergärten in Südtirol: „Der Garten dient nicht nur mehr als reiner Nahrungsmittellieferant, sondern ist vielmehr zu einem eigenständigen Versuchsfeld geworden, wo Altes erhalten und Neues ausprobiert wird, wo sich Kreativität frei entfalten kann, wo Ruhe und Erholung zu finden ist und wo man auch jedes Jahr aufs Neue gefordert wird.“ (KRAUSE in CANESTRINI 2012, S. 73). Gleichzeitig gilt aber auch bis heute: „Bauergärten sind das Aushängeschild für jeden Hof und die Visitenkarte der Bäuerin.“ (KRAUSE in CANESTRINI 2012, S. 70). Der Garten ist der Stolz so mancher Bauergärtnerin und hat noch immer eine gewisse Repräsentationsfunktion (vgl. auch VOGL-LUKASSER 2007).

Das Gärtnern in der Form, wie es die GesprächspartnerInnen in ihren Bauergärten praktizieren, mag entbehrungsreich, spießig, traditionsverhaftet und altmodisch erscheinen, fragt man aber die Bauergärtnerinnen selber, so scheinen die Motive gar nicht mehr so überkommen und althergebracht, sondern klingen gar nicht so verschieden von den O-Tönen einer modernen „Lifestyle-Ökobewegung“, der es um Unabhängigkeit von der Nahrungsmittelindustrie, eine gesunde Ernährung mit nachhaltig produzierten Lebensmitteln aus der Region - oder besser noch aus dem eigenen Garten - geht und bei denen Geschmack und Lust am Ausprobieren und Draußen sein im Vordergrund steht.

5.5.2 Aufwand, Ertrag und Hilfe

Über die Frage, wie viel Zeit sie pro Tag bzw. Woche mit Gartenarbeiten verbringen, hatten viele GesprächspartnerInnen offensichtlich noch nie nachgedacht und hatten zunächst auch keine genaueren Vorstellungen. Tatsächlich fiel auf, dass vor allem diejenigen, die nebenher noch im Hofgeschehen eingebunden sind bzw. einem Beruf nachgehen, ein klareres Bild von den in den Garten investierten Zeiträume haben und insgesamt weniger Zeit im Garten verbringen. Die investierte Zeit ist somit nicht unbedingt eine Frage der Gartengröße und anfallender Arbeiten, sondern auch der dafür erübrigbaren Zeit. Im Gegensatz zu anderen Lebensbereichen scheinen die Gärten eine gelegentliche Vernachlässigung und schwankende Aufmerksamkeit leichter zu verzeihen. Dennoch erklären viele GesprächspartnerInnen, sie könnten bei verschiedenen Arbeiten gut Hilfe gebrauchen bzw. bekommen auch bei Bedarf oder regelmäßig Unterstützung aus der Familie oder dem Bekanntenkreis. In den meisten Fällen werden die Gärten im „klassischen Modell“ bewirtschaftet: hauptverantwortlich ist eine Gärtnerin, die Männer und Söhne helfen bei schwereren Arbeiten und weibliche Familienmitglieder fassen auch immer mal mit an, wenn viel zu tun ist zu Erntephasen, im Frühjahr oder zum Unkrautjäten in der Hauptsaison. Ähnliches bemerkt VOGL-

LUKASSER 2007: für die Bauergärten in Osttirol sei es kennzeichnend, dass nur eine Person für den Garten hauptverantwortlich sei, die Männer würden nur zu schwereren Arbeiten hinzugezogen, bzw. die jüngere Generation greife den Älteren bei Bedarf unterstützend unter die Arme. Daneben gibt es aber auch einige Bauergärtnerinnen im Untersuchungsraum der vorliegenden Arbeit, die Neues ausprobieren und bei denen neben der Familie und Bekannten auch Praktikanten, Schüler, Studenten und Ehrenamtliche in die Gärten gelassen werden, die im Gegenzug für ihre Mithilfe, überschüssige Gartenprodukte und Wissen und Erfahrung der Gärtnerinnen mitnehmen, aber auch selbst neue Ideen und Gedanken mit einbringen.

Der Großteil der sehr unterschiedlich großen Gärten reicht dabei zur Selbstversorgung mit Gemüse (und Obst) über die Saison, oftmals aber auch darüber hinaus; im Durchschnitt werden fünf Personen pro Garten von der Gärtnerin versorgt. Überschüsse werden als Mitbringsel und Geschenk bereitwillig an andere abgegeben. Vereinzelt werden Gartenprodukte auch zur kommerziellen Zwecken genutzt etwa zum Verkauf auf dem Markt, im Hofladen oder über die Kräutermanufaktur. Tatsächlich scheint die Versorgung eines fünfköpfigen Haushaltes mit Gemüse und Gewürzpflanzen aus dem Garten mit relativ wenig Aufwand (maximal eine Stunde am Tag) und schon bei überschaubarer Fläche (ca. 100 m²) zumindest im Sommerhalbjahr gut machbar zu sein. In der Regel wird mehr produziert als selbst benötigt wird oder verarbeitet werden kann (vgl. auch VOGL-LUKASSER 2007). VOGL-LUKASSER 2007 berichtet von einer Deckung der ganzjährigen Versorgung mit Fleisch, Milchprodukten, Obst, Gemüse, Kräuter und Salat von 75 % bei vielen der untersuchten Betriebe, bei einigen liege die Deckungsquote bei über 90 %. Die Wissenschaftlerin berücksichtigt dabei neben den Erträgen und Erzeugnissen aus dem Garten auch diejenigen aus eigenem Acker- und Obstbau, Wildsammlung und Viehhaltung.

Eine Gärtnerin verwies auch auf den erwerbswirtschaftlichen Nutzen, den sie aus ihrem Garten ziehe und im Rahmen ihrer Ausbildung in der ländlichen Hauswirtschaft errechnen musste. Eine allgemeine Quantifizierung der ökonomischen Leistung der Gärten schien im Rahmen dieser Arbeit schwierig. Es seien jedoch kurz zwei Berechnungen von anderen Autoren angeführt. VOGL-LUKASSER 2007 berechnete näherungsweise den ökonomischen Nutzen eines exemplarischen Gartens von 60 m² Größe, mit 42 Arten und sechs zu versorgenden Personen. In die Rechnung wurden diejenigen Arten einbezogen, von denen die Bäuerin eine Nutzung außerhalb des Gartens nannte (also keine zur Zierde des Gartens kultivierten Arten). Aus den Angaben der Bäuerin zu Häufigkeit und Umfang der Nutzung ergab sich bei „zurückhaltenden Annahmen für Erntemengen und Preise ein Marktwert der hergestellten Zierpflanzen, Gemüse und Kräuter von mindestens 1532 Euro.“ (VOGL-LUKASSER 2007, S. 131). Diesen hohen Marktwert führt die Autorin vor allem auf die im Handel verhältnismäßig teuren Kräuter und Zierpflanzen zurück. GROSLÉZIAT 2011 berechnete den Gemüseverbrauch einer fünfköpfigen Familie auf Basis des eigenen Verbrauchs. Dem durchschnittlichen Betrag von 200 Euro pro Jahr, die für Saat- und Pflanzgut und Obstbäume für das 3200 m² große Gartengrundstück ausgegeben werden, stellt der Autor jährliche Kosten für die verbrauchte

Menge an Obst und Gemüse von 2950 Euro für konventionelle Produkte, 3650 Euro für Erntegut in Bioqualität gegenüber. Die Arbeitszeit im Garten, aber auch der Sprit- und Zeitverbrauch für die Fahrt zum Supermarkt bzw. Bioladen wurden dabei nicht mit einkalkuliert.

5.4.3 Nachfolgefrage

In den wenigsten Fällen war die Nachfolge der „amtierenden“ Gärtnerin zum Zeitpunkt der Gartenbesuche geklärt. Nur in fünf Gärten waren sich die Gesprächspartnerinnen der Übernahme durch die Tochter oder den Sohn sicher. Interessant ist dabei, dass die beiden Gärten, die von den Söhnen weitergeführt werden sollen, in ihrer Größe und ihrem Arteninventar aus den anderen Gärten gewissermaßen herausstachen: beide Gärten waren besonders groß, wiesen einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Zierpflanzen und Gehölzen auf und entsprachen nicht dem „üblichen“ Erscheinungsbild der Bauerngärten im Untersuchungsraum. In beiden Fällen ist der Gartennachfolger auch der Hoferbe.

In den meisten Gärten ist die Nachfolge noch völlig offen bzw. noch kein Thema; viele Gärtnerinnen scheinen sich ungern mit dieser Frage auseinander zu setzen und darauf zu hoffen, dass sie noch so lange wie möglich selber die Hauptarbeit in ihrem Garten ausführen können. Während manche sich freuen würden, wenn von den Kindern mehr Interesse an der Gartenarbeit käme, tun andere sich mit der Vorstellung, ihren Garten an eine/n NachfolgerIn abzugeben eher schwer. - Insbesondere, wenn es sich um eine Person außerhalb der Familie handelt. Zwar bejahen über die Hälfte der GärtnerInnen die Frage, ob sie sich vorstellen könnten Unbekannte bzw. Außenstehende zur Unterstützung in ihren Garten zu lassen. Viele schränken diese positive Antwort aber gleich wieder ein. Deutlich wird aus den Antworten, dass es den Gesprächspartnerinnen sehr wichtig ist, dass der Garten „in ihrem Sinne“ bewirtschaftet und gegebenenfalls weitergeführt wird. Die Gärtnerinnen haben klare Vorstellungen und Bilder, nach denen sie ihren Garten gestalten und bearbeiten, dies spiegelt sich auch in der Tatsache wieder, dass in den meisten Gärten eine Person hauptverantwortlich ist, bei zwei gleichberechtigten Gärtnerinnen werden in der Regel Fläche oder Arbeiten aufgeteilt. Dies ist laut VOGL-LUKASSER 2007 „nicht verwunderlich, da jede Gärtnerin ihre eigene Persönlichkeit und ihren Charakter in den Garten einbringt und die eigenen Vorstellungen und Fantasien verwirklichen will. Zwei Persönlichkeiten und Charaktere unter einen Hut, besser gesagt, unter einen Garten zu bringen ist nicht leicht und wird vermieden. [Auch die] Hilfsarbeiten werden nach genauen Anweisungen der regierenden Gärtnerin durchgeführt.“ (Ebd., S. 15).

Hinzu kommt, dass die Bauerngärten fest eingebunden in das Hof- und Familienleben und eng vernetzt mit der bäuerlichen Lebensweise sind. Der Garten wird von Vielen als ein privates, persönliches Refugium wahrgenommen, der sich nach Außen hin nicht nur durch den Zaun abgrenzt und nur ungern gänzlich Fremden als Gestaltungsbereich geöffnet oder gar überlassen wird. Dabei spielen ganz praktische Gründe eine Rolle. Etwa die charakteristische Nähe der Gärten zum Wohnhaus und zu den Lebensbereichen der

(bäuerlichen) Familie nicht nur im räumlichen Sinne: die Bewirtschaftung der Gärten ist eng mit der Lebensweise verknüpft; in den meisten Fällen ist es schwer vorstellbar, dass jemand von außerhalb den Garten weiterführen könnte, wenn niemand von der Familie daran beteiligt bzw. hauptverantwortlich ist, aber die Familie noch im Haus wohnt. Haus, Hof und Garten bilden eine räumlich schlicht zu enge Einheit, als dass eine Auftrennung problemlos vonstatten gehen könnte. „Doch anders als ein Gebäude kann eine bestimmte Art von Gartenbau nicht ohne die Lebenszusammenhänge, die zu seiner Ausprägung geführt haben, bestehen bleiben. Ändern sich diese Zusammenhänge, wird zwangsläufig auch der Garten sein Gesicht verändern.“ (KRAUS & MOSER 2012, S. 16). Es kann also auch nicht darum gehen, die Bauergärten künstlich zu konservieren, da sie ein dynamisches Kulturprodukt darstellen, das „sich im Laufe der Geschichte zusammen mit den Menschen verändert [hat], sie können nicht konserviert werden und können nicht stagnieren, weil sie sonst ein künstliches Produkt werden“ (SCHULMEYER-TORRES 1994, S. 109).

Es scheint erfolgversprechender, die Wertschätzung der Gärten, der gärtnerischen Tätigkeit und der GärtnerInnen zu steigern, im Bewusstsein der Öffentlichkeit hervorzuheben und die Anerkennung der Gärten als lebendiges und wertvolles Kulturgut zu befördern und auf diesem Wege die Bewirtschaftung von Nutzgärten und den Erhalt und Weiteranbau und -nachbau (bewährter) alter Sorten und Kulturpflanzen auch für die nachfolgende Generation innerhalb der Familie attraktiver zu machen. Mehr als eine Unterstützung der für den Garten verantwortlichen Person aus der Familie durch Außenstehende ist darüber hinaus kaum denkbar, es sei denn die Gärten gingen als ganzer Komplex zusammen mit Haus und Hof an potentielle GartennachfolgerInnen und Interessenten mit neuen, unkonventionellen Ideen und Vorstellungen. Diese Unterstützung findet jedoch bereits in einigen Gärten erfolgreich statt und bietet eine Möglichkeit, die Bauergärtnerinnen zu entlasten. Gleichzeitig können die Bauergärten so als Orte des Lernens und Weitergebens von viel Erfahrungswissen und Anbaupraktiken fungieren, die man in keinem Gartenratgeber so hautnah erleben kann.

5.5.4 Bauergartenroute

Ein Ziel der Bauergartenroute und vieler beteiligter Gärtnerinnen ist es, die Bauergärten als Kulturgut ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rufen und ihre Wertschätzung zu steigern, um so ihren Erhalt zu sichern. So bezeichnet es VON KROSIGK 2006 als Problem insbesondere für den Erhalt von Gärten, dass in Deutschland Privatgärten nicht als Kulturgut anerkannt werden und es allgemein an Wertschätzung fehlt. Gleichzeitig werden in den letzten Jahren überall in Deutschland Gärten und Parks (Burg-, Klostergärten, Landschaftsparks etc.) in ihrer Bedeutung „wiederentdeckt“ und auch offiziell von politischer Seite aufgewertet im Rahmen von Netzwerken, Routen, Siegeln und verschiedenen Projekten (VON KROSIGK 2006). Im Zuge der langsamen Wahrnehmung des kulturhistorischen Werts vieler Privatgärten gewinnen vielleicht auch die Bauergärten als integraler Bestandteil regionaler Gartenkultur an Bedeutung.

Gartennetzwerken wie der Bauerngartenroute kommt dabei eine wichtige Aufgabe zu, eint sie doch der Anspruch, den „kulturellen Wert von Gärten und Parks im öffentlichen Bewusstsein zu verankern“ (KRUG-GBUR 2006, S. 37). Im Rahmen der seit wenigen Jahren in Deutschland wieder aufkommenden „Garteneuphorie“ und „neuen“ Gartenkultur „geht es um weit mehr als das reine ‚Gartenerlebnis‘: Die Gartenkunst wird zunehmend als Spiegel des gesellschaftlichen Lebens erkannt. Der Gartenbesuch wird zur Spurensuche nach den eigenen kulturellen Wurzeln, nach dem Typischen und Sinnstiftenden der gelebten Umwelt.“ (KRUG-GBUR 2006, S. 37). Was bislang „für Vorzeigeobjekte der Gartenkunst wie Sanssouci, Wörlitz, die Herrenhäuser Gärten oder den Englischen Garten in München galt, trifft immer häufiger auch für kleinere und wenig bekannte Anlagen zu. Ihre imagebildende Kraft schöpfen sie aus dem Verbund der einzelnen Objekte. Ihre Vernetzung ermöglicht es, Ressourcen zu bündeln und Synergieeffekte positiv zu nutzen: Diese Erkenntnis war Ausgangspunkt der Gartenvernetzungs-Idee.“ (KRUG-GBUR 2006, S. 37).

Netzwerke wie die Bauerngartenroute sind also insofern entscheidend, weil sie die Anliegen und das Engagement der GärtnerInnen bündeln und dadurch eine größere gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Wirkungskraft entfalten. Außerdem bieten sie eine Basis für den Austausch und die Weitergabe von Wissen und potentiell auch von Sorten, die sonst keine Verbreitung finden bzw. nicht überleben würden. Sie sind eine ideale Plattform für die Vergrößerung des Wirkungskreises speziell durch die Öffnung nach Außen, da durch sie auch Personen erreicht werden, die von selbst nicht an einem Netzwerk partizipieren würden; dadurch ergibt sich die Möglichkeit, Wissen, Saat- und Pflanzgut an einen noch größeren Personenkreis zu vermitteln.

Für den Erhalt der Gärten spielen die Öffnung nach außen und die Netzwerke eine entscheidende Rolle. Sie sind die Plattform und die Basis, von der aus eine breitere Öffentlichkeit informiert, begeistert und angeregt werden kann, selbst wieder mit dem Anbau von Nutzpflanzen zu beginnen und den Garten als einen lebendigen, sinnstiftenden Ort wahrzunehmen, der ein gesundes Stück Unabhängigkeit und Nahrungsgrundlage liefern kann und dadurch einen ganz eigenen Wert als multifunktionaler Lebens-, Produktions- und Erholungsraum gewinnt.

6. Schlussfolgerungen

Die Verbreitung der Bauerngärten ist in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen. Vielerorts werden die verbliebenen Bauerngärten nur noch durch eine engagierte, traditionsbewusste Generation an Bäuerinnen, Landfrauen und Gärtnerinnen erhalten, mit denen auch die Gärten auszusterben drohen. Die jüngere Generation fühlt sich diesen traditionellen Werten kaum mehr verpflichtet. Dennoch ist bei den Bauerngärten, die noch mit Liebe und Engagement betrieben werden, eine florierende Gartenkultur zu verzeichnen und zumindest ein teilweiser Trend zurück zu alten, regionalen und samenfesten Sorten und dem eigenen Nachbau von Kulturpflanzen. Die Bauerngärten beherbergen auf Ebene der verschiedenen Kulturen, Arten und Formen eine große Pflanzenvielfalt, die innerhalb der letzten Jahrzehnte eher noch zugenommen hat. Einige Gärten warten auch mit einer Vielzahl unterschiedlicher Sorten auf. Alte Landsorten sind im Untersuchungsraum nur noch wenig verbreitet; der Nachbau von Kulturpflanzen und die Saatgutgewinnung scheinen aber - ebenso wie das Interesse an alten und regionalen Sorten - wieder zuzunehmen. Die GärtnerInnen verfügen dabei über ein breites traditionelles Erfahrungswissen zur Bearbeitung und Pflege des Gartens, zum Anbau und zum Teil auch zur Vermehrung von Pflanzen und wissen um vielfältige Verwendungsmöglichkeiten. Die Bauerngärten bieten oftmals eine Vielzahl unterschiedlicher Strukturen und Kleinlebensräume, denen eine wichtige ökologische Bedeutung für Wildpflanzenarten und frei lebende Tiere zukommt. Die Mehrheit der Gärten stellt somit eine wichtige genetische Ressource hinsichtlich der biologischen Diversität von Kulturpflanzen dar. Insgesamt kommt den Bauerngärten eine große Bedeutung als Zeugnisse traditioneller menschlicher Landnutzung und wertvolles Kulturgut zu. Im besiedelten Bereich haben sie eine wichtige Funktion für den Charakter des Ortsbildes und der Lebensqualität in Dörfern und Stadtrandlagen und prägen bei solitär gelegenen Höfen das Landschaftsbild. Nicht nur wegen des vorhandenen biologisch-genetischen Potentials und ihrer Lebensraumfunktionen, sondern auch aufgrund ihrer Rolle als Horte eines reichen und über Generationen tradierten gärtnerischen Wissens, gilt es, die Bedeutung von Bauerngärten ins öffentliche Bewusstsein zu rücken und einem weiteren Rückgang dieser alten Nutzgärten entgegenzuwirken und dabei auch vorhandene, traditionelle Nutz- und Zierpflanzen und die wenigen Lokalsorten zu bewahren.

Dabei ist zu beachten, dass die Bauerngärten räumlich (untrennbar) eng mit Haus und Hof der bäuerlichen Familie, aber auch mit ihrer Lebensweise und Kultur verbunden sind. Dieser Umstand lässt es eher unrealistisch erscheinen, dass jemand Einzelnes oder gar eine Gruppe von außerhalb eines Bauerngarten übernehmen kann, wenn keiner aus der den Hof bewohnenden Familie mehr an der Gartenarbeit beteiligt ist. Wichtiger und erfolgversprechender ist es, die Wertschätzung und Anerkennung der Gärten und ihrer GärtnerInnen zu steigern und in der Öffentlichkeit ein Bewusstsein für den Wert des Kulturguts (Bauern-)Garten zu schaffen und zu verankern. Die Gartenarbeit und der Unterhalt eines Nutzgartens

müssen wieder attraktiver und möglicherweise auch aus erwerbswirtschaftlicher Sicht lohnenswert sein, damit die jüngere Generation bereit ist, die Gärten von den aktuellen Bauerngärtnerinnen zu übernehmen und weiterzuführen. Gleichzeitig können die Gärten durch diese Wertschätzung auch eine Vorbildfunktion nach Außen erhalten und als Tradierer von Wissen und Erfahrung auch über den Familienkreis und das unmittelbare soziale Umfeld hinaus wirken. Aus dieser Vorbildfunktion und aus der Anerkennung des vorhandenen gärtnerischen Wissens, kann sich im besten Falle auch ein erwerbswirtschaftlicher Gewinn entwickeln über den Verkauf von Gartenprodukten hinaus in Form von Seminaren, Führungen, Kursen und anderen Angeboten. Insbesondere Netzwerke wie die Bauerngartenroute sind dabei essentiell, weil sie das Engagement, die Energien und Ziele der BauerngärtnerInnen bündeln und effektiv kanalisieren und so eine viel größere Wirkung als einzelne Gärten und GärtnerInnen haben. Auch für die Vernetzung und den Austausch der GärtnerInnen untereinander spielen sie eine wichtige Rolle und können als „Wissenspool“, Ansprechpartner und Vermittler bei Gartenfragen fungieren.

Der aktuelle Gartentrend und ein wachsendes Bewusstsein in der Bevölkerung für gesunde Ernährung, Selbstversorgung und den Wert des Gärtnerns macht Hoffnung darauf, dass nicht noch mehr Nutzgärten aufgegeben werden. Entscheidend sind dabei engagierte und in der Öffentlichkeit präsenste Netzwerke, die bei Bedarf auch ganz praktisch als Vermittler von Interessierten und arbeitswilligen Helfern an die Gärten und ihre Gärtnerinnen dienen. Gleichzeitig geht es um eine politische und öffentliche Anerkennung und Förderung der Bedeutung der noch vorhandenen Bauerngärten und ihrer GärtnerInnen. Eine wichtige Grundlage kann beispielsweise die systematische Kartierung und Erfassung noch vorhandener Bauerngärten und ihres Kulturartenbestandes bilden. Projekte mit regionaler Vermarktung, zu denen auch die Kräutermanufaktur gezählt werden kann, spielen ebenso eine Rolle wie eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit und gegenseitige Unterstützung durch vorhandene oder neu entstehende Netzwerke.

Gerade das vereinzelt bereits stattfindende Heranführen und die Arbeit mit Kindern und Schülern in den Gärten hat dabei eine hohe Bedeutung. In Zeiten, in denen das Anbauen eigener Nahrungsmittel nicht mehr zum selbstverständlich im Elternhaus übernommenen Erziehungsrepertoire gehört, spielen erfahrene und authentische GärtnerInnen, die ihr Wissen an die „jüngste Generation“ weitergeben, eine wichtige Rolle. Sie können Werte und Fähigkeiten vermitteln, die in vielen Familien längst in Vergessenheit geraten sind, obwohl sie doch bis heute eine unverzichtbare Grundlage für ein unabhängiges und gesundes (Über-)Leben bilden.

Festzuhalten sei außerdem, dass nicht der Wandel, die Veränderung in Artenbestand und Erscheinungsbild der Bauerngärten das Problem ist, sondern die Aufgabe der Nutzung und Umwidmung in pflegeleichte Rasenflächen oder die heutzutage allerorten zu besichtigenden Kies- und Steingärten auf Unkraut unterdrückendem Vlies, die nicht einmal mehr gemäht werden müssen. Insbesondere mit dem Verlust seiner (zumindest teilweisen) Versorgungsfunktion geht ein drastischer Verlust an Wissen zu Eigenschaften, Anbau, Pflege und Vermehrung von Nutzpflanzen einher, die wir als tägliche Nahrung schnell und preiswert

im Supermarkt beziehen. Verlieren wir aber das Wissen und den Bezug zu unseren Lebensmitteln, verlieren wir auch ein „gesundes Stück Unabhängigkeit“ und nehmen uns gleichzeitig selber die Chance und die Freude, Gemüse, Kräuter und andere Pflanzen des täglichen Bedarfs selbst anzubauen, wachsen zu sehen und ernten zu können, den Luxus des „Sich-Selbst-Versorgens“. Dabei geht es nicht um die Konservierung eines künstlichen Zustands „Bauerngarten“, sondern vielmehr um die Bewahrung dessen, was der Begriff im Kern verkörpert: die Versorgung der Familie und anderer Gemeinschaftsformen mit gesunden, selbst angebauten Nahrungsmitteln, die unter pragmatischen Gesichtspunkten mit wenig Zeitaufwand kultiviert, gepflegt und je nach Geschmack durch ein üppiges Angebot von Zier- und Blühpflanzen ergänzt werden können. Die Bauerngärten sollten also nicht museal „eingefroren“ werden, sondern als Vorbild dienen für eine gesunde Unabhängigkeit – auch was den Saatgutgewinn angeht - und einen gewissen Grad an Traditionsbewusstsein und Arbeitsamkeit. Jedes Stück Scholle, das heutzutage nicht „gestylt“, sondern mit eigener Hände Arbeit bebaut und bepflanzt wird, ist ureigentliches Wirken der Kreatur Mensch, bewahrt vor Entfremdung und Zivilisationskrankheiten wie dem "Burn-out" und ist ein Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung.

7. Zusammenfassung

In den letzten Jahrzehnten hat die biologische Vielfalt auf der Erde und mit ihr die Vielfalt an Kulturpflanzen weltweit drastisch abgenommen. Mit dem fortschreitenden Verlust wächst das Bewusstsein für die Notwendigkeit des Erhalts der noch vorhandenen Agrobiodiversität als wichtige (genetische) Ressource für zukünftige Generationen. In Politik und Wissenschaft unterscheidet man im Wesentlichen zwischen drei Erhaltungsstrategien: *ex situ*, *in situ* und *on farm* Erhaltung. Insbesondere in Ergänzung zum *on farm* Management, also dem Erhalt der Kulturpflanzen auf den Äckern und unter natürlichen Selektions- und Umweltbedingungen kann die Erhaltung *in garden* eine wichtige Rolle übernehmen. Hausgärten sind oftmals hoch diverse Mikroökosysteme, die frei von erwerbswirtschaftlichen Zwängen eine Vielzahl an (alten) Arten und Sorten von Kulturpflanzen beherbergen können und verschiedenste soziale, kulturelle und ökologische Funktionen erfüllen. Dies betrifft gerade die oftmals sehr alten und traditionsreichen Bauerngärten, die bis heute schwerpunktmäßig als Nutzgärten bewirtschaftet werden. Mit dem strukturellen Wandel in der Landwirtschaft und der Aufgabe vieler kleiner landwirtschaftlicher Betriebe sind allerdings auch diese Bauerngärten stark vom Rückgang betroffen. Ziel dieser Arbeit ist es - vor dem Hintergrund einer in Entstehung begriffenen Bauerngartenroute im Gebiet der beiden Naturparks Schwarzwald Süd und Mitte/Nord - herauszuarbeiten, welche Bedeutung die Bauerngärten im Untersuchungsgebiet als Bewahrer und Tradierer von Kulturpflanzenvielfalt, lokalen und alten Sorten und dem damit verbundenen gärtnerischen Wissen haben. Darauf aufbauend beschäftigt sich die Arbeit mit der Frage, welche Zukunft dieser Gartentypus und diese Form des Gartenbaus heute noch hat und welche Wege und (möglicherweise auch unkonventionellen) Modelle denkbar sind, um die Bauerngärten - über die oftmals betagten GärtnerInnen hinaus - zu erhalten.

Zu diesem Zwecke wurden insgesamt 26 Bauerngärten besucht und mit den Gärtnerinnen (und vereinzelt Gärtnern) Leitfadengespräche geführt, die in erster Linie auf die Erhebung qualitativer Informationen abzielten. Zusätzlich wurden die Gärten mit Fotos dokumentiert. Die quantitativen Daten wurden händisch in Excel, die qualitativen in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse ausgewertet.

Die Gartenarbeit und Bewirtschaftung der Gärten ist bis heute vor allem Frauensache. Fünfundzwanzig der besuchten Bauerngärten werden hauptverantwortlich von einer Frau bewirtschaftet, die meisten Gärtnerinnen erhalten zusätzlich bei schwereren Arbeiten oder in besonders arbeitsreichen Zeiten Hilfe aus der Familie. Die meisten der besuchten Gärten wiesen eine relativ hohe Vielfalt an verschiedenen Arten, Formen und Varietäten von Kulturpflanzen auf. Neben Gemüse, Heil- und Gewürzkräutern wurde in fast allen Gärten eine Vielzahl von Zierpflanzen und außerdem verschiedene Obst- und Beerenarten kultiviert. Auf Sortenebene zeigten die Bauerngärten ein sehr inhomogenes Bild, zum einen zwischen den verschiedenen Gärten, zum anderen innerhalb der Arten. In manchen Gärten fand sich bei den Gemüsearten

insgesamt eine hohe Sortenvielfalt, in anderen zeigten hauptsächlich einzelne Arten (vor allem *Lycopersicon esculentum*, *Solanum tuberosum*, *Lactuca sativa*) eine auffallende Vielzahl an unterschiedlichen Sorten. Für die Heil- und Gewürzkräuter ergab sich ein ähnliches Bild. Bei den Zierpflanzen fand sich in einem Großteil der Gärten die größte Vielfalt an Arten und Sorten. In den Gärten werden noch verschiedene „alte“ Gemüsearten wie Guter Heinrich, Pastinake oder Steckrüben kultiviert. Alte Landsorten, die schon seit mindestens 30 Jahren an einem Standort nachgebaut wurden, fanden sich aber insgesamt nur zwei. Der Nachbau an sich findet in den meisten Bauerngärten nur noch bei einzelnen Gemüsearten (und -sorten) statt. Zwar gewinnen fast alle Gesprächspartnerinnen noch selber Saatgut bzw. vermehren Kulturpflanzen vegetativ zum Beispiel über Stecklinge, jedoch vor allem von ein- und zweijährigen Blumen und Stauden und weniger von Gemüsepflanzen. Dies wurde vor allem mit begrenzter Zeit und dem hohen Aufwand begründet.

Das vorhandene gärtnerische Wissen wurde indirekt über die Frage nach Anbau, Pflege, Verwendung und Verarbeitung von Kulturpflanzen erfasst. Die befragten Bauerngärtnerinnen verfügen insgesamt über ein breites und praktisches Wissen rund um ihre Gärten und die darin kultivierten Pflanzen. Da die Bewirtschaftung des Bauerngartens traditionell Frauensache ist, wird auch das gärtnerische Erfahrungswissen in erster Linie von Frau zu Frau weitergegeben. Wobei neben der Generationen übergreifenden Tradierung auch der Austausch zwischen Gärtnerinnen einer Generation eine wichtige Rolle spielt.

Über das unmittelbare Umfeld hinaus machen diesen Austausch insbesondere Netzwerke wie die Bauerngartenroute, der Bauerngarten- und Wildkräuterland Baden e.V. oder die Landfrauenverbände möglich. Die Bauerngartenroute und die beteiligten BauerngärtnerInnen verfolgen außerdem das Ziel, die durch die Aufgabe bedrohten Gärten ins Licht der Öffentlichkeit zu rücken, eine Wertschätzung für die Bauerngärten und die Arbeit der GärtnerInnen zu generieren und dadurch ihrem Rückgang entgegenzuwirken. Mit dem Wandel traditioneller Rollenbilder und Lebensentwürfe in der bäuerlichen Kultur und mit der modernen Landwirtschaft veränderte und verändert sich auch die Rolle und Funktion der Bauerngärten. Um ihren Erhalt zu sichern, gilt es die öffentliche Wertschätzung zu steigern und die Bedeutung der Gärten als Bestandteil einer lebendigen dörflichen Kultur und ihre vielfältigen Funktionen anzuerkennen. Durch diese Anerkennung kann im besten Falle die Attraktivität der Bewirtschaftung eines Nutzgartens für die nachfolgende Generation innerhalb der Familie gesteigert werden und ein erwerbswirtschaftlicher Nutzen des Gartens über den direkten Versorgungsnutzen hinaus entstehen. Die enge Verknüpfung der Bauerngärten mit Haus und Hof der zumeist bäuerlichen Familie macht mehr als eine Hilfe bei der Gartenarbeit durch Interessierte außerhalb der Familie eher unwahrscheinlich. Solche Modelle aber, bei denen die Bauerngärtnerinnen von Ehrenamtlichen, Schülern oder Praktikanten im Garten Unterstützung erhalten laufen bereits in einigen Gärten seit mehreren Jahren erfolgreich.

8. Literaturverzeichnis

- ADAMS, K. (2012): Eine Arche für Nutzpflanzen in Deutschland. In: DGG (Deutsche Gartenbau-Gesellschaft 1822 e.V.), Netzwerk Pflanzensammlungen (Hrsg.) (2012): Pflanzensammlungen im Fokus der Öffentlichkeit. Tagungsband eines Symposiums am 11. und 12. November 2012 in Veitshöchheim. Schriftenreihe des Informations- und Koordinationszentrums für Biologische Vielfalt. Agrobiodiversität/Band 33: S. 97-104
- ARNDORFER, M. (2004): Bluzsa, Köch & Umrken. Auf den Spuren traditioneller Gemüsesorten in Österreich. Leseversion zur gleichnamigen Broschüre von Arche Noah 2004, 38 S. Online : https://www.arche-noah.at/files/arche_noah_bluzsa__koech__umrkn.pdf (06.06.2014).
- ATTESLANDER, P. (2010): Methoden der empirischen Sozialforschung. 13. Auflage. Erich Schmidt Verlag Berlin, 387 S.
- BACH, C., SCHILLINGER, W., SESTER, B. (2014): Omas Gärten. Silberburg-Verlag, Tübingen, 159 S.
- BACKHAUS, G.F., GATTERMANN, C. (2012): Zukunftskonzepte für den Pflanzenschutz im Freizeitgarten. In: DGG (Deutsche Gartenbau Gesellschaft 1822 e.V.), BMELV (Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz) (Hrsg.) (2012): Zukunft Garten – Bedeutung für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Tagungsband zum Kongress am 17. und 18. Juni 2011 in Koblenz: S. 20-31
- BEGEMANN, F., GLADIS, T., MENZEL, P., HARRING, G. (Hrsg.) (2001): Erhaltung und nachhaltige Nutzung genetischer Ressourcen der Zierpflanzen. Tagungsband eines Symposiums vom 27. - 28. September 2000 im Arbeitnehmerzentrum in Königswinter. Schriften zu Genetischen Ressourcen. Schriftenreihe der Zentralstelle für Agrardokumentation und -information. Informationszentrum Genetische Ressourcen (IGR) BAND 15: S.... Online: <http://www.genres.de/infos/igrreihe.htm> (06.06.2014).
- BLE (Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung) (Stand 2014a): Agrobiodiversität. GENRES (Informationssystem Genetische Ressourcen). Online: <http://www.genres.de/agrobiodiversitaet/eckzahlen/> (27.09.2014).
- BLE (Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung) (Stand 2014b): Bedeutung der Kultur- und Wildpflanzen als pflanzengenetische Ressourcen. GENRES (Informationssystem Genetische Ressourcen). Online: <http://www.genres.de/de/kultur-und-wildpflanzen/> (27.09.2014).
- BROSS-BURKHARDT, B., SCHLEGEL, B. (2002): Bauergärten in Baden-Württemberg. Silberburg-Verlag Tübingen, 160 S.
- BRUNDIERS, R. (2012): Entwicklung und Veränderung des Gemüsesortenspektrums im Südwesten Deutschlands. Bachelorarbeit an der Forst- und Umweltwissenschaftlichen Fakultät, Institut für

Landespflege, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 65 S.

- CANESTRINI, M. (2012): Bauerngärten in Südtirol. Folio Verlag, Wien-Bozen, 159 S.
- DENZ, O. (2002): Bauerngärten - Traditionelles Kulturgut heimischer Dörfer. Eine Untersuchung am Beispiel des Drachenfelder Ländchens. Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises 2003, Siegburg 2002: S. 36-41
- DIEKMANN, A. (2005): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 14. Auflage. Rowohlt Taschenbuch Verlag Reinbek, 639 S.
- ENIGL, M., KOLLER, B. (2003): Kulturpflanzenvielfalt. Entstehung & Gefährdung, Fallbeispiele aus Österreich. Herausgegeben von Arche Noah im Eigenverlag, Schiltern 2003, 60 S.
- FAO (THE FOOD AND AGRICULTURE ORGANIZATION OF THE UNITED NATIONS) (2005): Building on gender, agrobiodiversity and local knowledge. A training manual. 177 S. Online: http://www.fao.org/sd/LINKS/documents_download/Manual.pdf (04.09.2014).
- FLICK, U. (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Auflage. Rowohlt Taschenbuch Verlag Reinbek, 617 S.
- FREITH, B. (2013): Hinterm Stall die Blumen. Landfrauen und ihre Gärten. Ulmer Verlag Stuttgart, 187 S.
- FRIEBERTSHÄUSER, B., LANGER, A. (2010): Interviewformen und Interviewpraxis. In: FRIEBERTSHÄUSER, B., LANGER, A., PRENGEL, A. (Hrsg.) (2010): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 3. Auflage. Juventa Verlag Weinheim und München: S. 437-455
- GALLUZI, G., EYZAGUIRRE, P., NEGRI, V. (2010): Home gardens: neglected hotspots of agro-biodiversity and cultural diversity. *Biodivers Conserv* (2010) 19: S. 3635–3654
- GLADIS, T., HAMMER, K., ROOSE, K., KNÜPFER, H., AZURDIA, C., LEIVA, J.M. (2001): The contribution of tropical home gardens to *in situ* conservation of plant genetic resources - examples from Guatemala and Vietnam. In: HAMMER, K., GLADIS, T. (Hrsg.) (2001): Nutzung genetischer Ressourcen - ökologischer Wert der Biodiversität. Tagungsband eines Symposiums der AG Genetische Ressourcen der Gesellschaft für Pflanzenzüchtung am 23./24. November 2000 in Witzenhausen. Schriften zu Genetischen Ressourcen. Schriftenreihe der Zentralstelle für Agrardokumentation und -information. Informationszentrum Genetische Ressourcen (IGR) BAND 16: S. 35-48
- GRANER, A. (2001): Ex-situ-Konservierung pflanzengenetischer Ressourcen – ein Schlüssel zur Nutzung der Biodiversität. In: HAMMER, K., GLADIS, T. (Hrsg.) (2001): Nutzung genetischer Ressourcen - ökologischer Wert der Biodiversität. Tagungsband eines Symposiums der AG Genetische Ressourcen der Gesellschaft für Pflanzenzüchtung am 23./24. November 2000 in Witzenhausen. Schriften zu Genetischen Ressourcen. Schriftenreihe der Zentralstelle für Agrardokumentation und -information. Informationszentrum Genetische Ressourcen (IGR) BAND 16: S. 217-226
- GROSLÉZIAT, R. (2011): Unser Garten ist Gold wert. Eine Familie versorgt sich selbst. Eugen Ulmer Verlag, Stuttgart, 256 S.

- HAMMER, K. (2001): Agrarbioidiversität, pflanzengenetische Ressourcen und ökologische Leistung. In: HAMMER, K., GLADIS, T. (Hrsg.) (2001): Nutzung genetischer Ressourcen - ökologischer Wert der Biodiversität. Tagungsband eines Symposiums der AG Genetische Ressourcen der Gesellschaft für Pflanzenzüchtung am 23./24. November 2000 in Witzenhausen. Schriften zu Genetischen Ressourcen. Schriftenreihe der Zentralstelle für Agrardokumentation und -information. Informationszentrum Genetische Ressourcen (IGR) BAND 16: S. 1-13
- HAMMER, K., GLADIS, T., DIEDERICHSEN, A. (2002): In situ and on-farm management of plant genetic resources. *European Journal of Agronomy* 19 (2003): S. 509-517
- HAMMER, K., ARROWSMITH, N., GLADIS, T. (2003): Agrobiodiversity with emphasis on plant genetic resources. *Naturwissenschaften* (2003) 90: S. 241–250
- HEINZELMANN, R. (2012): Pflanzenschutz im Garten – Viele Probleme sind hausgemacht! „Pflanzen schützen durch standortgerechte Pflege und fachgerechte Schnittmaßnahmen“. In: DGG (Deutsche Gartenbau Gesellschaft 1822 e.V.), BMELV (Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz) (Hrsg.) (2012): Zukunft Garten – Bedeutung für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Tagungsband zum Kongress am 17. und 18. Juni 2011 in Koblenz: S. 51-54
- HEISTINGER, A. (2001): Die Saat der Bäuerinnen. Saatkunst und Kulturpflanzen in Südtirol. Loewenzahn StudienVerlag, Innsbruck-Bozen, 149 S.
- HEISTINGER, A. (2003): Handbuch Samengärtnerei. Sorten erhalten, Vielfalt vermehren, Gemüse genießen. Ulmer Verlag Stuttgart, 424 S.
- HEISTINGER, A. (2010): Handbuch Bio-Gemüse. Sortenvielfalt für den eigenen Garten. Ulmer Verlag Stuttgart, 632 S.
- HOHENBERGER, E. (2005): Der Bauerngarten im Wandel der Zeiten. Den Garten aus seiner Geschichte verstehen lernen. 5. Auflage. Obst- und Gartenbauverlag München, 56 S.
- HOLZER, S. (2004): Sepp Holzer`s Permakultur. Praktische Anwendung für Garten, Obst und Landwirtschaft. Leopold Stocker Verlag, Graz-Stuttgart, 304 S.
- HÜGIN, G. (1991): Hausgärten zwischen Feldberg und Kaiserstuhl. Versuch einer Landschaftsgliederung mit Hilfe von Unkräutern, Zier- und Nutzpflanzen der Gärten in Schwarzwald, Vogesen, Baar und Oberrheintal. Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 59. 176 S.
- INHETVEEN, H. (2000): Wurzbüschel – ein Dokument traditionellen Kräuterwissens von Landfrauen. In: HOLL, A. & MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (Hrsg.) (2000): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Studien Verlag, Innsbruck: S. 9-20
- KAISER, H. (1999): Bauerngärten: Der Bauern Gärten? Historische Notizen zu einem strittigen Thema. In Mitteilungen aus der NNA (Alfred Toepfer Akademie für Naturschutz) 1/99: S. 11-19

- KLAPHAKE, U., LÜDEMANN, K., JENSEN, D. (2009): Reichtum ernten. Vielfalt im Gemüsebeet. Franck-Kosmos Verlag Stuttgart, 143 S.
- KRAUS, B., MOSER, G. (2012): Kreuz, Birnbaum und Hollerstauern. Oberpfälzer Bauerngärten und ihre Geschichte. Buch & Kunstverlag Oberpfalz Amberg, 127 S.
- KREMMELE, M. (2011): Traditionelles Wissen der Bevölkerung zur Pflanzengesundheit in Hausgärten, Calakmul, Mexiko. Masterarbeit am Institut für Ökologischen Landbau (IfÖL), Department für Nachhaltige Agrarsysteme, Universität für Bodenkultur Wien, 88 S.
- KREUTER, M.-L. (2009): Der Biogarten. BLV-Buchverlag, München, 407 S.
- KRUG-GBUR, V. (2006): Die Idee der Gartenvernetzung. Gartennetzwerke, Gartenrouten und Offene Pforten in Deutschland. In: DGGL (Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e.V.) (Hrsg.) (2006): Regionale Gartenkultur. Über die Identität von Landschaften. DGGL-Jahrbuch 2006: S. 37 -41
- LAMNEK, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. Auflage. Beltz Verlag, Weinheim und Basel, 808 S.
- LEHMANN, C., LISSEK-WOLF, G., HUYSKENS-KEIL, S., VÖGEL, R. (2008): *On-farm* Erhaltung genetischer Ressourcen unter marktwirtschaftlichen Bedingungen – Erste Ergebnisse eines Modell- und Demonstrationsvorhabens zur Wiedereinführung alter Lactuca Sorten zur regionalen Vermarktung. In: FEIT, U. & KORN, H. (Bearb.) (2008): Treffpunkt Biologische Vielfalt VIII. Interdisziplinärer Forschungsaustausch im Rahmen des Übereinkommens über die biologische Vielfalt. BfN-Skripten 243,S: 41-46 Online: <http://www.bfn.de/fileadmin/MDB/documents/service/Skript243.pdf> (06.06.2014).
- MAYER, H.O. (2013): Interview und schriftliche Befragung. Grundlagen und Methoden empirischer Sozialforschung. 6. Auflage. Oldenbourg Verlag München, 223 S.
- MAYRING, P. (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 5. Auflage. Beltz Verlag Weinheim und Basel, 170 S.
- RIECHBERG, I.-M. (2014): Altes Gärtnerwissen wieder entdeckt. Erfahrungsschatz vergangener Zeiten. 11. Auflage. BLV Buchverlag München, 207 S.
- RUDOLPH, G. (2008): Lokales Erfahrungswissen von Biobäuerinnen und Biobauern in der West- und Südsteiermark über den Einsatz von Pflanzenarten und Hausmitteln in der Tierheilkunde im Vergleich zum Erfahrungswissen von Landwirten in den nördlich gemäßigten Klimazonen. Diplomarbeit am Institut für Ökologischen Landbau (IfÖL), Department für Nachhaltige Agrarsysteme, Universität für Bodenkultur Wien, 158 S.
- SCHMIDT, C. (2010): Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In: FRIEBERTSHÄUSER, B., LANGER, A., PRENGEL, A. (Hrsg.) (2010): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 3. Auflage. Juventa Verlag Weinheim und München: S. 473-486
- SCHNELL, R., HILL, P.B., ESSER, E. (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. 8. Auflage.

Oldenbourg Verlag München, 589 S.

- SCHRECK, C. (2008): Gärten, Flora, Menschen – Zur floristischen Vielfalt in Gärten und ihrer Bedeutung für Mensch und Umwelt. In: FEIT, U. & KORN, H. (Bearb.) (2008): Treffpunkt Biologische Vielfalt VIII. Interdisziplinärer Forschungsaustausch im Rahmen des Übereinkommens über die biologische Vielfalt. BfN-Skripten 243,S: 47-52. Online: <http://www.bfn.de/fileadmin/MDB/documents/service/Skript243.pdf> (06.06.2014).
- SCHULMEYER-TORRES, D. (1994): Bauerngärten. Historische Entwicklung und Charakterisierung des aktuellen Artenbestandes der ländlichen Gärten in West-Mitteleuropa anhand ökologischer und historisch-geographischer Merkmale. Ein Beitrag zur Erforschung der Überreste des Bauerngartens. Logos-Verlag, Saarbrücken, 270 S.
- SCHULTE, W. (2001): Erhaltung der biologischen Vielfalt und genetischer Ressourcen der Nutz- und Zierpflanzen – Eine Aufgabe für den Naturschutz. In: BEGEMANN, F., GLADIS, T., MENZEL, P., HARRING, G. (Hrsg.) (2001): Erhaltung und nachhaltige Nutzung genetischer Ressourcen der Zierpflanzen. Tagungsband eines Symposiums vom 27. - 28. September 2000 im Arbeitnehmerzentrum in Königswinter. Schriften zu Genetischen Ressourcen. Schriftenreihe der Zentralstelle für Agrardokumentation und -information. Informationszentrum Genetische Ressourcen (IGR) BAND 15: S.29-38. Online: <http://www.genres.de/infos/igrreihe.htm> (06.06.2014).
- SCHULTE, W. & DENZ, O. (2002): Erhaltung traditioneller Bauerngärten sowie alter Nutz- und Zierpflanzen. Bundesweite Notwendigkeit, Ergebnisse aus dem Beispielaum Wachtberg bei Bonn, Möglichkeiten der Erhaltung und Förderung u.a. im Rahmen der Lokalen Agenda 21. In: Natur und Landschaft. Jahrgang 77 (2002), Heft 7: S. 289-297
- STEINBERGER, B. (o.J.): Mein Bauerngarten. Geschichte. Brauchtum. Praxis. BLV Buchverlag München, 159 S.
- STIFTUNG KAISERSTÜHLER GÄRTEN (Stand 2014a): Samengarten in Eichstetten. Online: http://www.kaiserstuehler-garten.de/index.php?Nav_Nummer=3&R= (30.10.2014).
- STIFTUNG KAISERSTÜHLER GÄRTEN (Stand 2014b): Zweck und Ziele der Stiftung. Online: http://www.kaiserstuehler-garten.de/index.php?Nav_Nummer=2&SubNav_Nummer=2&R= (30.10.2014)
- TESSIN, W. (2012): „Neues Gärtnern zwischen Lust und Last. In: DGG (Deutsche Gartenbau Gesellschaft 1822 e.V.), BMELV (Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz) (Hrsg.) (2012): Zukunft Garten – Bedeutung für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Tagungsband zum Kongress am 17. und 18. Juni 2011 in Koblenz: S. 16-17.
- THIEME, E., SCHNEIDER, J., WILL, M. (2010): Blühender Schwarzwald – Gärten öffnen ihre Pforten. Mercator-Verlag, Duisburg, 175 S.
- THUN, M. (2004): Mein Jahr im Garten. 100 wertvolle Tipps. Zusammengestellt für den Hobbygärtner von Angelika Throll-Keller. Kosmos Verlag, Stuttgart, 117 S.

- UNEP (UNITED NATIONS ENVIRONMENT PROGRAMM) (2014): Convention on Biological Diversity. Online: <http://www.cbd.int/convention/articles/?a=cbd-02> (21.20.2014).
- UNTERWEGER, W.-D. & UNTERWEGER, U. (o.J.): Das große Buch der Bauerngärten. Sonderausgabe. Flechsig-Buchvertrieb, Würzburg, 160 S.
- VOGL, C. R., VOGL-LUKASSER, B. (2003): Tradition, Dynamics and Sustainability of Plant Species Composition and Management in Homegardens on Organic and Non-Organic Small Scale Farms in Alpine Eastern Tyrol, Austria. *Biological Agriculture and Horticulture*, 2003, Vol. 21: S. 349–366
- VOGL, T. (2011): Lokale Gemüsesorten. Erfahrungswissen von Hausgärtner_innen zu Lokalsorten im Biosphärenpark Großes Walsertal (Vorarlberg). Masterarbeit am Institut für Ökologischen Landbau (IfÖL), Department für Nachhaltige Agrarsysteme, Universität für Bodenkultur Wien, 102 S.
- VOGL-LUKASSER, B. & VOGL, C. (2000): Die Hausgärten der Mayas im Tiefland von Chiapas. In: HOLL, A. & MEYER-RENSCHHAUSEN, E. (Hrsg.) (2000): Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Studien Verlag, Innsbruck: S. 179-195
- VOGL-LUKASSER, B. (2007): Übern Zaun g'schaut. Osttiroler Bäuerinnen und ihre Gärten. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien, 160 S.
- VON KROSIGK, K.H. (2006): Die Wiederentdeckung regionaler Gartenkultur – Anmerkungen aus gartenhistorischer Sicht. In: DGGL (Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur e.V.) (Hrsg.) (2006): Regionale Gartenkultur. Über die Identität von Landschaften. DGGL-Jahrbuch 2006: S.20-24
- WIETHALER, C. (2001): Das NABU-Projekt „Kulturpflanzenvielfalt, biologische Vielfalt und ökologische Pflanzenzüchtung“. In: HAMMER, K., GLADIS, T. (Hrsg.) (2001): Nutzung genetischer Ressourcen - ökologischer Wert der Biodiversität. Tagungsband eines Symposiums der AG Genetische Ressourcen der Gesellschaft für Pflanzenzüchtung am 23./24. November 2000 in Witzenhausen. Schriften zu Genetischen Ressourcen. Schriftenreihe der Zentralstelle für Agrardokumentation und -information. Informationszentrum Genetische Ressourcen (IGR) BAND 16: S. 66-69

9. Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1: Rechte Abbildung: Das Untersuchungsgebiet und seine räumliche Lage in Baden-Württemberg; Linke Abbildung: Verteilung der Gärten im Untersuchungsgebiet von der Oberrheinebene bis hoch in den Schwarzwald (Eigene Bearbeitung; Quelle Google Maps, Wikipedia). Für eine größere Abbildung siehe Anhang 10.3.....26
- Abbildung 2: Beispiele für Gärten bei noch bewirtschafteten Bauernhöfen. Im Bild links scheint der Hauptweg direkt in das Wohnhaus zu laufen. Den rechten Garten trennt eine Straße von den Hofgebäuden.....30
- Abbildung 3: Sechs der besuchten 26 (Bauern-)Gärten sind nicht (2) bzw. nicht mehr (4) an einen landwirtschaftlichen Betrieb angeschlossen; 20 gehören noch zu einem Bauernhof, davon sind 12 Nebenerwerbs- und acht Vollerwerbsbetriebe (n= 26).....30
- Abbildung 4: "Feldstücke" zwischen Maisfeldern und dem Waldrand. Hier kultiviert die Bäuerin pflegeleichte, platzbedürftige Gemüse wie z.B. verschiedene Kohlformen, Buschbohnen & Kürbis.....34
- Abbildung 5: Klar umgrenzter, kleiner Bauerngarten am Wohnhaus. Eingezäunt mit halben Birkenstämmchen.34
- Abbildung 6: Unterschiedliche Interpretation "klassischer" Bauerngartenelemente in vier Gärten. Oben links: praktische und preiswerte Variante mit Maschendrahtzaun und Betonkantensteinen. Oben rechts: vor wenigen Jahren neu angelegter Bauerngarten mit Holzzaun, gehäckselten Wegen, Buchshecken und Lavendel-umkränzten Rosen-Rondell in der Mitte. Unten links: bepflanztes Rondell aus Natursteinen mit gehäckselten Wegen, Gemüsebeete ohne Beeteinfassungen. Unten rechts: Zentraler, mit Kantensteinen gepflasterter Platz in der Mitte des Bauerngartens, mit Kantensteinen und Buchshecken begrenzte Beeteinfassungen.35
- Abbildung 7: Überblick über die beschriebenen Charakteristika des „Bauerngarten“ in der Häufigkeit ihrer Erwähnung (n=25; Mehrfachnennungen der Befragten).....37
- Abbildung 8: Salatvielfalt im Gemüsebeet: dunkelrote, hellgrüne, gesprenkelte Sorten,.....40
- Abbildung 9: Der Baumspinat (*Chenopodium giganteum*) sieht nicht nur hübsch aus, er eignet sich auch gut zum Anbraten in der Pfanne.....45
- Abbildung 10: Rankhilfen für Stangenbohnen (links). Regionale Bohnensorte "Wildtälener Stangenbohne" (rechts).....45
- Abbildung 11: Stoffsäcke mit "Monstranzbohnen", die von der Mutter der Gesprächspartnerin schon seit über 50 Jahren nachgebaut werden.....46
- Abbildung 12: Von verschiedenen Gesprächspartnerinnen hervorgehobene Salatsorten: Pflücksalat "Lions Tongue" (links), österreichische Sorte "Forellenschluss" (Mitte) und Schnittsalat "Ochsenszunge" (rechts).....47
- Abbildung 13: Die Blätter des Ewigen oder Dauerkohls können mehrere Jahre lang immer wieder geerntet werden....47

Abbildung 14: Kinzigtäler Regionalsorte "Kehlkrut". Die Orginalsorte (rechts) wird von der Gesprächspartnerin jedes Jahr von einer 88-jährigen Bäuerin aus dem Kinzigtal geholt, die das Kehlkrut seit über 50 Jahren nachbaut. In einer Gärtnerei bezieht eine andere Gesprächspartnerin eine nachgezüchtete Sorte (links).....	49
Abbildung 15: Regionalsorte aus dem Stuttgarter Raum: Spitzkohl "Filderkraut".....	49
Abbildung 16: Zweijährige Kohlrübenpflanze im Plastikeimer für den Saatgutgewinn (links). Einzelne Kohlrüben-Schote mit Samen (rechts).....	50
Abbildung 17: Weiße Gurke im Hochbeet mit EM und Schwarzerde.....	50
Abbildung 18: Der in unseren Breiten exotische Brasilianische Tomatenbaum mit Tomatenähnlichen Früchten (rechts). Blüte des Nachtschattengewächses.	52
Abbildung 19: Hirschhornwegerich, eine alte Heil- und Salatpflanze.....	53
Abbildung 20: Regionale Nelkensorte "Schwarzwälderinnen".....	54
Abbildung 21: Sieht aus wie von Moos bewachsen: alte Rosensorte "Moosrösle" (links). Etwa 20 bis 30 Jahre alte Hängefuchsie (rechts).....	55
Abbildung 22: Uralter Birnbaum der Sorte "Stuttgarter Geißhirtle" (links) mit kleinen, zuckersüßen Birnchen (rechts). 57	
Abbildung 23: Wild wuchernde Goji-Beere (links), Früchte der Japanischen Weinbeere (rechts).....	58
Abbildung 24: Nennung verschiedener Bezugsquellen für Saatgut bzw. (Jung-)Pflanzen. Antworten zum Teil in übergeordnete Kategorien zusammengefasst (n=26 Mehrfachnennungen).....	59
Abbildung 25: Plattformen und Vereine für Saatgut- und Pflanzenaustausch nach der Häufigkeit ihrer Erwähnung.....	62
Abbildung 26: Gemauertes und mit Glas eingefasstes Hochbeet (links) für die erste Salaternte im Jahr. Das mit Weidenruten eingefasste Hochbeet aus Grünschnitt, Gartenabfällen, Pferdemit und Kompost (rechts) ist auch für die betagte Mutter der Bauerngärtnerin noch gut zu bearbeiten.....	64
Abbildung 27: Kartoffelpflanzen auf mit Heu angehäufelten Dämmen (links). Gemüsebeet auf viereckigen Strohballen (rechts).....	65
Abbildung 28: Reihenmischkultur nach Gertrud Franck: Zwischen die Reihen mit Kräutern, Blütenpflanzen oder Gemüse sät die Gesprächspartnerin Spinat (roter Kreis) oder Gründüngung ein (linkes Bild). Der Spinat wird beerntet oder als Mulchmaterial zwischen die Reihen gehackt (rote Pfeile rechtes Bild).....	68
Abbildung 29: Zwischen zahlreichen blühenden Kräutern und Zierpflanzen sind die Gemüsereihen kaum zu erkennen (links). Mischkultur mit Salat, Karotten und bereits geernteten Radieschen (Mitte). Die häufigste Mischkultur in den Gärten: Zwiebeln und Karotten (rechts).....	69

Abbildung 30: In allen Gärten zu finden: Borretsch (<i>Borago officinalis</i>) auch Gurkenkraut genannt und Ringelblume (<i>Calendula officinalis</i>) hier mitten im Gemüsebeet.....	69
Abbildung 31: Die gemeinsam mit "Kepflebohnen" ausgesäten Feuerbohnen nehmen die Stangen als Rankhilfe an. . .	70
Abbildung 32: Ringelblumen, Buschzinnien, Studentenblume und Stockrose - zahlreiche Blütenpflanzen in diesem Bauerngarten dürfen sich selber aussäen und verbreiten.....	72
Abbildung 33: Petersilienstöcke vom Vorjahr werden von der Gesprächspartnerin für Saatgut beerntet.....	74
Abbildung 34: Mit Stäben und Schnur stabilisierter, hochgeschossener Mangold in Blüte (links). Die Kartoffeljungpflanzen im Betonringtrog hat die Gesprächspartnerin selbst über Saatgut gezogen (Mitte). Zweijährige Kohlpflanzen mit bereits gelben Samenständen (rechts).....	77
Abbildung 35: Mit altem Heu gemulchte Beete im Garten einer „überzeugten Mulchgärtnerin“.....	81
Abbildung 36: In der Tonne (links) bzw. im alten Waschzuber (rechts) angesetzte Brennnesseljauche als Stickstoffdünger für die Kulturpflanzen.....	82
Abbildung 37: Blümmischung "Mössinger Sommer" als Brachenutzung und Bienenweide.....	82
Abbildung 38: Großer Misthaufen für den hofeigenen Schafsmist in der Nähe der Beete. Eine vereinzelte, wärmeliebende Zucchini-pflanze fühlt sich hier wohl.....	84
Abbildung 39: Kompost mit Holzverbretterung (links): eine Kompostkammer dient als Abstellplatz für die Behälter mit Pflanzenjauchen, die anderen beiden Kammern werden abwechselnd befüllt und ein Jahr ruhen gelassen. Mit Weidenruten eingeflochtener Komposthaufen (rechts): wenn die Weiden zerfallen, weiß die Gärtnerin, dass auch der Kompost reif ist.....	84
Abbildung 40: Mechanische Schädlingsabwehr: Kulturschutznetz als Tunnel über Kohlpflanzen (links) gegen die Kohlflyge und Kohlweißling. Alte Mistgabeln, Brombeerruten und Stecken gegen den grabewütigen Dachs (Mitte). Empfindliche Jungpflanze im Schneckenschutztopf mit Kupferbandbarriere (rechts).....	85
Abbildung 41: Kleinstbiotope im Bauerngarten: Künstlich angelegter und bepflanzter Tümpel für Schwalben und Frösche (links). Großes Insektenhotel mit Blick aufs Blütenmeer (Mitte). Wespenbiotop im ehemaligen Solartrockner im Garten (rechts).	86
Abbildung 42: Die geräumige Erdmiete hat der Mann einer Bauerngärtnerin selbst gebaut. Sie ist ideal für die Einlagerung größerer Mengen verschiedener Gemüse und Kartoffeln über den Winter.....	91
Abbildung 43: Von den BauerngärtnerInnen genannte Quellen des Wissens nach Häufigkeit der Angabe.	97
Abbildung 44: Antworten der GesprächspartnerInnen auf die Frage, warum sie gärtnern.....	102

